



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Vergißmeinnicht

1920

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-81664](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-81664)

ss-  
cht  
69  
21

9  
(21)  
27

mikado-Bibliothek Aachen



8010 7255





# Vergißmichicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtlicher Granderlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.  
Geseget von Sr. Heiligkeit Paps Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und  
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission  
in Würzburg, Pleicherring 3.



38. Jahrgang.  
Nr. 1.

Erscheint monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mk. 2.50,  
direkt franko zu-  
gesandt oder von  
unsern Beförderern  
bezogen.

Ueberzahlungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.  
Probenummern  
gratis.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk zu  
Gunsten der armen  
Heiden in Afrika.  
Bestellungen  
auf das  
Vergißmichicht  
geschehen am ein-  
fachsten auf dem  
Abschnitt der  
Zahlkarte oder  
Postanweisung.  
Postcheck-Konto  
Nürnberg Nr. 194.



Würzburg  
Januar 1920.

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtenmalen allen  
Wohlthätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Beförderer des  
Vergißmichicht  
werden an allen  
Orten gesucht.

für die Abonnementen  
des Vergißmichicht  
als Wohlthäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Klosterkirche  
zu Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messe  
gelesen.

Ein Zulugigerl.

### Sum neuen Jahre.

Hoch am Himmel Sterngefunkel.  
Schweigend ruht die Winternacht.  
Feuer lodern hell im Dunkel,  
Hirten halten treue Wacht.

Sieh! Da schwebt auf Silberichwingen  
leis herab ein Engel licht.  
Und wie süßes Harfenklingen  
tönt die Kunde, die er spricht.

Freuet Euch! Euch ward geboren  
heut ein Kindlein hold und rein.  
Allen, die das Heil verloren,  
will es Licht und Rettung sein."

Und das Herz erfüllt von Wonne  
eilen sie zum Stall geschwind,  
finden leuchtend wie die Sonne  
dort die Mutter und das Kind.

Um die schlichte Hütte schweben  
Engel zart wie Morgenduft.  
Hell wie Silberglocken beben,  
tönt ihr Singen durch die Luft.

Holde Botschaft schallt im Liede,  
Glanz umspielt das Himmelskind.  
„Ehre Gott, den Menschen Friede,  
die da guten Willens sind!“

Und das Lied klingt hell wie Sterne,  
schwebt auf Flügeln himmelwärts,  
tönt aus weiter Zeitenferne  
heute auch in unser Herz.

Wie die Hirten einst im Stalle  
knien auch wir vorm Gotteskind.  
Hände faltend flehn wir alle:  
„Gib uns Frieden, Himmelskind!“

Wie im dunklen Waldeshöhe  
still und rein die Blumen blühen,  
laß der Gottesliebe Rose  
auch in unsern Herzen glühen!

Laß wie goldne Frühlingssonne  
Deine Gnade leuchten klar,  
die das Herz erfüllt mit Wonne!  
Segne Du das neue Jahr!“

P. Bonifaz Rauch.

### Gott zum Gruß im neuen Jahre!

Siebenunddreißig Lebensjahre hat das Berggymnastium nicht nun schon hinter sich und mit neuem Mut geht es hinein in sein achtunddreißigstes Jahr. Zunächst will es eine Bestellung ausrichten:

Glück und Gottes reichsten Segen im neuen Jahre allen lieben Freunden und Wohltätern!

Das Berggymnastium hat in den 37 Jahren seines Bestehens soviel Liebes und Gutes erfahren in seinem Amte als Werbeapostel für das Werk der Heidenmission, daß es vertrauensvoll wieder hinausgeht zu all seinen alten Freunden. Während des Krieges konnte es allerdings nicht so viel aus dem Missionsleben berichten; denn es war ja selber abgeschnitten von dem Lande der Schwarzen, aus dem es seine Neuigkeiten bezieht. Jetzt aber, da der Postverkehr wieder regelmäßig möglich ist und auch so manche alte „afrikanische Freunde“ wieder schreiben, wird es wieder dafür sorgen, bei seinen Botengängen zu den lieben Missionsfreunden auch immer recht viel Neues und Interessantes aus dem Missionsleben mitzubringen und auch sonst Unterhaltendes und Erbauendes zu bieten. Schon lange wollte das Berggymnastium einen schönen Umschlag als Kleidchen haben. Es war ihm auch die Erfüllung der Bitte zugesagt, wenn verschiedene „Wenn“ nicht gewesen wären. Das eine „Wenn“ war die herrschende Stoffnot, wollte sagen Papiernot, das andere noch schlimmere „Wenn“ aber war der Kostenstandpunkt. Das Kleidchen für das Berggymnastium hätte eine zu große „Schneiderrechnung“ gegeben. So mußte sich denn das arme Ding damit trösten, auf Erfüllung seines Wunsches in besseren Zeiten hoffen zu dürfen. Eines wenigstens soll zur Ausführung kommen: das Berggymnastium soll wieder alle Monate erscheinen, wenn auch vorderhand wegen der gleichen „Wenn“ noch etwas dünn und schmal. Auch regelmäßig will es erscheinen, wenn nicht allerlei dazwischen kommt, was man unter dem Namen „Sireit“ zusammenfassen kann.

Möge es dem Berggymnastium gelingen, auch fer-

nerhin recht viele Herzen für das heilige Missionswerk zu begeistern. Freude und Liebe zu einem edlen Werke läßt uns schließen auf einen edlen Charakter. Freude und Liebe des deutschen Volkes zum heiligen Missionswerke, diesem edelsten Werke der christlichen Caritas, eine Freude und Liebe, die trotz des eigenen Glendes nicht untergegangen und erloschen ist, läßt uns auch schließen auf die sittlichen Werte, die im Volke verborgen liegen. Wo noch so viele sind, die an des Heilandes letzten Wunsch und Willen denken, wo noch so viele sind, die sich an die Gottesorgen für das Menschenreich erinnern, da muß es um den innersten Geist gut stehen. Aus dieser opferwilligen Liebe und Betätigung für das Erstehen des Christentums im Heidenlande möge unserem Volke die Gnade erwachen, daß auch in seiner eigenen Mitte der wahrhaft christliche Geist wieder auflebe und alles durchdringe, gleich dem goldenen Sonnenlicht nach dunkler Nacht. Und mit christlichem Geiste werden auch alle seine Wirkungen wiederkehren, als da sind Vertrauen auf Gottes Vorkehrung und Hingabe an dieselbe, „mag sie Wunden schlagen oder heilen“, Bruderliebe zu einander in gegenseitigem Ertragen und Helfen. Dann wird dem Volke auch das wahre echte Glück zu Teil werden, das Geld und irdische Werte allein niemals bringen können.

Wie alljährlich, so soll auch heuer die Januarnummer des Berggymnastiums einen kurzen Ueberblick über die Missionserfolge der Mariannhiller Missionare geben. Die lieben Wohltäter sollen ja erfahren, wie das, was durch ihre Hilfe begonnen und durch ihre Beihilfe erhalten wurde, sich weiterentwickelt hat. Im Folgenden soll die Statistik über die Missionserfolge gegeben werden für die Zeit vom 1. Juli 1918 bis 30. Juni 1919. Die Statistik ist nicht vollständig, da von unseren noch immer verwaisten Stationen in Rhodesia (Triashill, Monte Cassino, St. Benedikt) bis jetzt noch keine Nachricht eingetroffen ist.

Missionspriester . . . . .	61	Taufen des letzten Jahres: . . . . .	4 594
Kleriker . . . . .	3	Davon sind Kinder . . . . .	2 490
Laienbrüder . . . . .	167	Davon sind Erwachsene . . . . .	1 795
Missionsschwestern . . . . .	299	Davon sind übergetretene Protestanten . . . . .	309
Weißes Lehrpersonal . . . . .	47	Katechumenen . . . . .	5 927
Schwarzes Lehrpersonal . . . . .	138	Davon werden in 1 bis 2 Jahren getauft:	
Weißer Katechisten . . . . .	7	Kinder . . . . .	1 740
Schwarze Katechisten . . . . .	66	Erwachsene . . . . .	2 165
Kostschüler . . . . .	2 135	Anderweitige Katechumenen . . . . .	2 022
Tageschüler . . . . .	3 562	Erstbeichtende . . . . .	1 751
Hauptstationen . . . . .	29	Erstkommunikanten . . . . .	1 810
Nebenstationen . . . . .	95	Firmlinge . . . . .	328
Katechesenstellen mit heiliger Messe . . . . .	30	Trauerungen . . . . .	209
		Verstorbene . . . . .	2 004



**Chernovizen und Chorpostulanten in St. Paul.**

ohne heilige Messe . . . . .	237	Letzte Nummer des Taufbuches . . . . .	52 657
Kirchen und Kapellen, fertige . . . . .	43	Letzte Nummer des Totenbuches . . . . .	16 599
Kirchen und Kapellen, Not- . . . . .	64	Letzte Nummer des Firmungsbuches . . . . .	15 006
Schulgebäude, . . . . .	65	Letzte Nummer des Trauungsbuches . . . . .	2 500
Schulgebäude, Not- . . . . .	50	Gesamtzahl aller christlichen Ehepaare: . . . . .	5 102
Kleinkindergärten . . . . .	11	Davon beide Teile katholisch . . . . .	2 553
Josephshäuser . . . . .	2	Davon ein Teil noch heidnisch . . . . .	2 314
Marienhäuser . . . . .	19	Davon ein Teil protestantisch . . . . .	235
Frauenasyle . . . . .	17	Ehepaare, die auf dem der Mission gehörenden	
Krankenhäuser . . . . .	8	Grund und Boden wohnen . . . . .	1 498
Apotheken . . . . .	16	Beichten des letzten Jahres . . . . .	182 230
Werkstätten . . . . .	80	Kommunionen des letzten Jahres . . . . .	418 461
Marienhausmädchen . . . . .	306	Gesamtzahl der Schwarzen, die auf dem der	
Böglinge im Kindergarten . . . . .	142	Mission gehörenden Grund und Boden	
Inassen der Frauenasyle . . . . .	150	wohnen . . . . .	7 885
Kinder in den Werkstätten . . . . .	654	Gesamtzahl aller lebenden Christen . . . . .	28 408
Kinder bei der Feldarbeit . . . . .	1 364		

Ungefährer Zahl der schwarzen Bevölkerung,  
die unter dem Einflusse der Mission steht 229 800  
Man sieht aus vorliegenden Angaben, daß mit der  
Hilfe Gottes auch trotz der Beschränkungen in der  
Kriegszeit recht viel für das Heil der unsterblichen See-  
len getan werden konnte. Gott, dem Geber alles Gu-  
ten und dem Auspender aller Gnaden, dem Fürsten des  
Friedens und dem Heil der Völker, sei die Ehre!

Die Mariannhiller Mission in Europa zählt fol-  
gende Mitglieder:

Missionspriester	8
Meriker	5
Chornovizen u. Postulanten	12 (darunter 2 Priester)
Professbrüder	36
Brüdernoviz. u. Postulant.	28
Studenten	67

Unser Missionshaus St. Paul in Holland zeigt zur  
Zeit ein erfreuliches Wachstum. Möge dieser reiche Zu-  
gang anhalten, damit St. Paul recht bald in der Lage  
ist, neue Hilfskräfte auf das Missionsfeld zu entsenden,  
von wo immer eindringlicher der Ruf nach neuen Arbei-  
tern für den Weinberg des Herrn erschallt.

In diesen Tagen, da wir das Geburtsfest des Frie-  
densfürsten dieser Welt feiern, wollen wir ganz beson-  
ders zum göttlichen Kinde beten, daß von seiner Krippe  
aus der Gedanke der Völkerveröhnung wieder eindringe  
in die entzweite Welt und daß von seiner Krippe aus  
das Friedenswerk der Weltmission wieder neuen Auf-  
schwung nehme, nachdem es in den harten Kriegsjahren  
so sehr gehemmt war. Am Geiste des göttlichen Kindes  
soll und wird die Welt geunden.

P. Ludwig Tremel, C. M. M.

### Nachrichten von der Missionsstation Centocow.

Von Br. Adrian Bellazino, C. M. M.  
(Schluß).

Am Dreikönigstage 1919 entschlief ruhig und fried-  
lich im Herrn Bonifaz Bekwa, der Gründer der Enkonzo-  
Gemeinde. Es ist das eine Filiale von Centocow. Die-  
ser Bonifaz wurde schon gelegentlich des Berichtes über  
die Einweihung der Kapelle in Enkonzo (siehe Vergiß-  
meinnicht 1913, Dezembernummer) als ein biederer,  
christlicher Mann geschildert. Der Herr hatte seinen  
treuen Diener vor dem Tode noch durch eine langwierige  
Krankheit gekütert, die aber Bonifaz mit aller Geduld  
und Gottergebenheit ertrug. Dreiviertel Jahre heftete  
ihn die Wassersucht auf das Krankenlager. So oft sich  
Gelegenheit bot, empfing Bonifaz die hl. Sakramente,  
das letztemal noch am Neujahrstage. Wegen der gro-  
ßen Entfernung von der Station war man genötigt, ihn  
daher zu begraben. Ein einfacher Drahtzaun umfried-  
igt seine letzte Ruhestätte.

Bonifaz war ein glücklicher Familienvater und an  
Kindern reich gesegnet. Alle versprechen, einmal gute  
Christen zu werden, würdig ihres trefflichen Vaters.  
Sein Sohn Martin führt zu Hause die Wirtschaft des  
Vaters weiter und hat die Sorge für die vier Geschwis-  
ter, die noch zu Hause sind, übernommen. Eine Toch-  
ter Noja, bereits eine blühende Jungfrau, war als Leh-  
rerin in Enkonzo angestellt. Nach dem Tode des Va-  
ters kam sie auf die Station und setzte sich freiwillig  
noch einmal auf die Schulbank, um noch mehr zu lernen.  
Zwei Knaben kamen ebenfalls nach Centocow zur Schule  
und erregten da wegen ihres höflichen Auftretens beson-  
dere Aufmerksamkeit. Doch nichts von ungefähr, das hat  
ihre guten Gründe. Willibaldo, jetzt Schulkassistentin  
bei Schwester Roswitha in Centocow, war nämlich län-

gere Zeit Lehrerin in Enkonzo gewesen. Diese schwarze  
Pädagogin nun hat ein eigenartiges Geschick, ihren Zög-  
lingen Höflichkeit und Ordnungssinn beizubringen.  
Selbst der staatliche Schulinspektor Mr. Gebers trug sich  
mit dem Gedanken, ihr als Anerkennung für ihre Tüch-  
tigkeit ein Diplom auszustellen. Dieser Plan kam aber  
nicht zur Ausführung, da dieser Herr sich wegen seiner  
Nationalität genötigt sah, sein Amt niederzulegen.  
Welche Kunstgriffe die kluge Erzieherin anwendet, ist mir  
unbekannt, jedenfalls spielt die Rute auch eine Rolle  
dabei. Als ich ihr nämlich eines Tages wegen der Ar-  
tigkeit der Enkonzo-Schulkinder ein kleines Kompliment  
machte, fühlte sie sich ein wenig geschmeichelt und machte  
dann schelmisch eine mir gleich verständliche Bewegung  
mit der rechten Hand.

Das vor sechs Jahren erbaute Kirchlein in  
Enkonzo, aus dem landesüblichen Baumaterial:  
Lehm, Holz, Stroh errichtet, wird auch jazon immer  
hausfälliger zum nicht geringen Bedauern des Missio-  
nars. Für die armen Schäflein der Enkonzogemeinde  
ist nämlich das Kirchlein ein großes Heiligtum. Die  
katholische Gemeinde wohnt ja dort mitten unter prote-  
stantischen Sekten und ist teilweise auch von einer ganz  
ungläubigen Bevölkerung umgeben, die der katholischen  
Religion direkt feindselig gesinnt ist. Ein edler Wohl-  
täter, der die nötigen Mittel besitzt und von Eifer für  
der unsterblichen Seelen Heil erfüllt ist, könnte sich hier  
durch Erbauung eines massiven Kirchleins ein bleibendes  
Denkmal setzen. Wer etwas für Gott hinopfert, gewinnt  
es vieltausendmal wieder, denn Gott läßt sich an Groß-  
mut von seinen Menschenkindern nicht übertreffen. Dem  
fernen unbekanntem Gönner, der, durch diese Zeilen ver-  
anlaßt, für das Enkonzokirchlein etwas beisteuert, ein  
recht herzliches Vergelt's Gott!

Südafrikanische Hitze. — Beim Lesen dieser Ueber-  
schrift mag vielleicht mancher Leser denken: nein, wenn  
es in Südafrika so heiß ist, dann habe ich keine Lust,  
dahin zu gehen. Nun, so schlimm ist es mit der südafri-  
kanischen Hitze doch nicht. Der Mensch, die Krone der  
sichtbaren Schöpfung, ist vom allweisen Schöpfer so ein-  
gerichtet, daß er sich in allen Weltteilen akklimatisieren  
kann. Er kann sich an alles gewöhnen, schließlich auch an  
die südafrikanische Hitze.

In den Monaten Januar und Februar 1919 hatten  
die Bewohner von Südafrika unter einer außerordent-  
lich anhaltenden, trockenen Hitze zu leiden. An verschie-  
denen Stellen soll die Hitze 30 bis 35° R im Schatten  
erreicht haben. An einem Orte sollen sogar zwei Raf-  
fernkinder der Hitze erlegen sein. Auch erwachsene Per-  
sonen sollen vom Hitzschlag getroffen worden sein und  
mehrere Tage an den Folgen gelitten haben. In dem  
Dalgrunde (Centocow), wo der Einsender dieser Zeilen  
des Tages „Last und Hitze“ zu tragen hat, steigt das  
Thermometer gewöhnlich nur bis 28° R. Die höchste  
Temperatur, die wir ausnahmsweise einmal erreicht ha-  
ben, ist 33° R; das kann ich nach eigener vieljähriger  
Erfahrung sagen. Aber dann wird die Sache schon ziem-  
lich ungemütlich und wer immer sich den jengenden  
Sonnenstrahlen entziehen kann, tut es gewiß. Dann  
empfindet man schon bitterlich schwer den Urteils-  
spruch unseres Herrgotts über unsere Voreltern im Pa-  
radise: „Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein  
Brot essen.“ Man bekommt an solchen Tagen einen  
richtigen Begriff von der afrikanischen Sonne und man  
merkt dann deutlich, wie die sonst so liebe Sonne das  
„Einheizen“ versteht. Glücklicherweise sind solche heiße  
Tage nur selten: gewöhnlich bringt auch bald ein sanfter

Windhauch erquickende Kühle. Kommt an so heißen Tagen zufällig ein fremder Besucher, so sagt er unwillkürlich: „Sie haben aber heiß hier!“ Erklärt man ihm aber dann, daß es nur eine „Ausnahmshitze“ ist, so atmet er schon gleich erleichtert auf. Südafrika ist, was die Witterung anbelangt, das Land der Gegensätze. Die Witterung dajelbst ist ein launischer Geselle, der nicht selten seine Freude daran findet, die guten Menschenkinder zu necken.

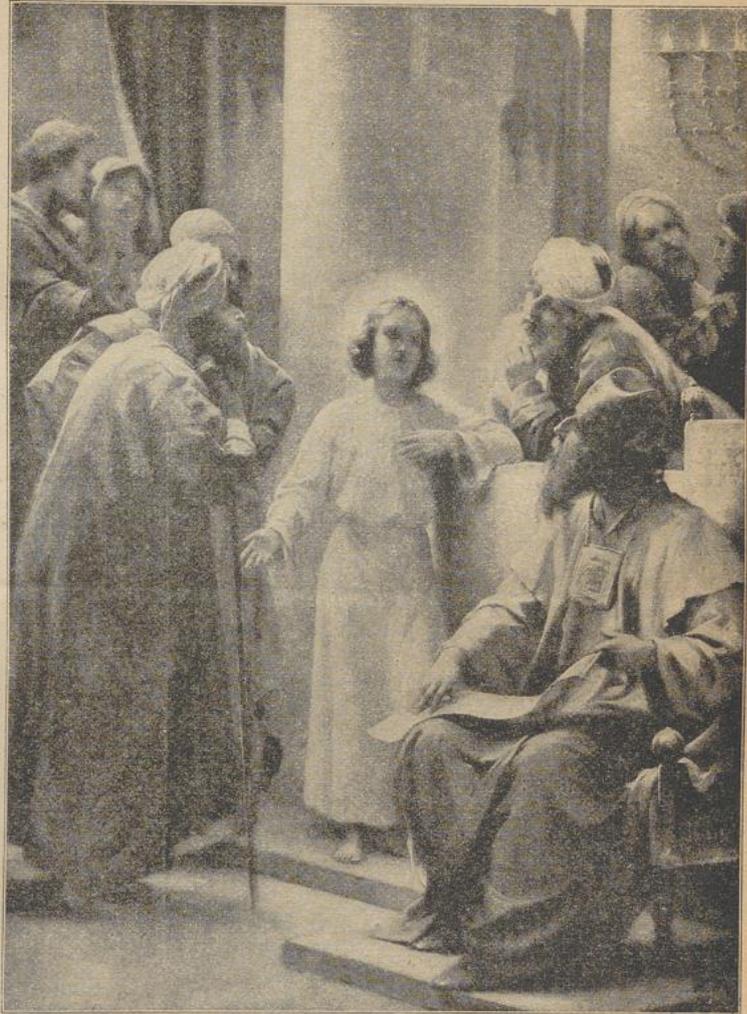
Die anhaltende Hitze zu Beginn des Jahres 1919 trocknete alles aus; kein segenspendender Regen eifrührte die dürrn Fruchtfelder. Die besorgten Eingeborenen prophezeiten für das kommende Jahr bereits eine „indhlala“ (Hungersnot). Aber die obwaltende göttliche Vorsehung sandte noch zur rechten Zeit den erwünschten Regen auf die ausgetrockneten Felder und Fluren.

Ein heimtückischer Feind. — In nicht geringe Aufregung wurden die Bewohner und vor allem die Farmer in Südafrika versetzt, als zu Anfang des Jahres 1919 — mitten im Waffenstillstand — eine eigenartige feindliche Armee im Lande auftauchte und mit schrecklichem Vernichtungskampfe drohte.

Gleich einer ägyptischen Plage überzog nämlich der „Army worm“ (Armee-Wurm), eine massenhaft auftretende Raupe, das Land und überschwemmte Gärten, Felder und Weidesflächen in bedenklicher Weise. Die anhaltende Trockenheit hatte der günstigen Entwicklung dieses Insektes großen Vorschub geleistet. Der wissenschaftliche Name des gefährlichen Geschöpfes ist „Laphygma“ (*Caradrina exigua*); landläufig ist es unter dem Namen „Nisper“ bekannt. Die unbehaarten Raupen, die auf der Oberseite sammetartig schwarz und auf der Unterseite weißlich sind, erreichen eine Länge von ungefähr 3 Zentimeter. Die Raupen entwickeln sich aus den Eiern, die von einer Motte in den Boden gelegt werden. Der Verpuppungsprozeß der Raupen geht sehr schnell vor sich, so daß es in einem Jahre mehrere Generationen gibt. Man befürchtet die nächste Brut für den April. Es ist schon in früheren Jahren bemerkt

worden, daß diese Raupen auch mit Parasiten behaftet sind, die ihrer zu starken Vermehrung Einhalt tun. Im Jahre 1878 soll diese südafrikanische Plage so arg gewesen sein, daß der Sack Mais auf 40 M zu stehen kam. Die Raupen fressen hauptsächlich Nachts, wenn die Menschen sorglos der Ruhe pflegen. Sie machen jedem Grastengel seine Existenz streitig. So kann es denn geschehen, daß ein vornehmer Herr in der Frühe beim ersten Ausblick zu seinem größten Schrecken sehen muß, daß der schöne wohlgepflegte Rasen vor dem Hause wie abrafiert aussieht. Ist eine Gegend abgefressen, dann marschieren die Raupen weiter, gewöhnlich in den Mor-

genstunden. Im Tage legen sie ungefähr eine halbe Meile zurück. Auf ihrer Wanderung überschreiten sie die breiten Straßen und Gräben, sie sollen sogar Flüsse übersetzen, wobei dann natürlich nicht wenige zugrunde gehen. In der großen Stadt Johannesburg waren sie so verwegend, daß sie sogar über den Marktplatz krochen. In Natal war die Plage diesmal besonders stark. Ein Farmer beklagte sich, daß seine Kühe nur noch halb so viel Milch gaben, nachdem die Raupen die Weide abge-



Jesus im Tempel. Von A. Schramm.  
Mit Genehmigung von F. C. Wachsuth in Leipzig.

fressen hatten. Einem anderen Farmer nicht weit von unserer Station wurden in einer Nacht drei acres Mais gänzlich abgefressen. Große Flächen Mais und andere Kulturpflanzen wurden an vielen Orten durch dieses entsetzliche Insekt total vernichtet. Die Lieblingsnahrung dieser Insekten ist jedoch das Gras, wovon ich mich selbst in einem schlecht gepflegten Erbjenfelde überzeugen konnte; das Gras war sorgfältig herausgefressen, während die Erbjenpflanzen unberührt blieben. Wo diese Raupen hinkommen, ist der ganze Boden dicht bedeckt, sodaß man nirgends den Fuß hinsetzen kann, ohne eine Menge von diesem Ungeziefer zu zertreten. Im Kampfe gegen diese

Best steht der Mensch ziemlich ratlos da; die empfohlenen Bekämpfungsmittel sind meistens nur für kleine Flächen anwendbar. Die südafrikanische Zeitung „Volkskrust“ berichtete unter anderem Folgendes: Eine Armee von Raupen zog dieser Tage durch die Gegend, auf ihrem Wege alles zerstörend. Unter dem Mikroskop sind diese Insekten reizend liebliche Tiere, glänzend schwarz und weißlich gestreift. Die Feldfrüchte wurden stark beschädigt, besonders „Tass“ (eine kultivierte Grasart). An den Eukalyptusbäumen wurden die Blätter abgefressen. Angesichts der drohenden Gefahr griffen verschiedene Farmer schnell zur Mähmaschine und schnitten Tass und andere Futterpflanzen nieder und schafften sie nach Hause. Auf einer Farm wurde ein 60 acres großes Feld mit Tass völlig abgefressen. . . . Die Straße war schwarz von Raupen, die auch die Felder zu beiden Seiten der Straße noch bedeckten. Eines Morgens machte sich noch eine andere Plage bemerkbar: Millionen von Motten waren überall zu sehen. Die Eingeborenen setzten sie auf den Straßen zusammen und schaufelten sie in Karren. Die Motten drangen auch in die Häuser ein und lagen einen Zoll hoch über den Möbeln und auf dem Fußboden.“

Zur Abwendung dieser Gottesgeißel und zur Erleichterung des so notwendigen Regens hielt man in Centocow am Sonntage Septuagesima unter zahlreicher Beteiligung von Christen und Heiden eine Bittprozession ab. Der Himmel erhöhte gnädig das innige Flehen. Die Raupen verschwanden und fruchtbarer Regen erfrischte das ausgetrocknete Erdreich.

### Nachrichten von der Missionsstation Reichenau.

Von P. Sixtus Wittkeind, C. M. M.

Reichenau, die älteste Filiale von Mariannahill, war im Anfange eine vielversprechende Missions-Station, da viele Kaffern in der Umgebung wohnten. Aber das sollte nicht so bleiben. Das Land wurde bald in Farmen aufgeteilt und der Häuptling „Sakahedwa“ zog mit dem größten Teile seiner Leute fort. So blieb, außer den Leuten auf dem Missionsland, nur ein kleiner Teil zurück, nämlich solche, die auf den Farmen im Dienste der Eigentümer beschäftigt sind. Das war für die Reichenauer-Mission und Schule ein sehr großer Nachteil. In letzterer waren infolgedessen Jahre lang nur 60—70 Kinder. In den letzten 10 Jahren ist die Schülerzahl auf 110—120 gestiegen. Heute erfreut sich die Schule auch eines guten Rufes bei der Regierung, die sich sehr lobend über ihre Leistungen ausspricht und folglich auch beim Volk. Es waren auch immer eine Anzahl von Kindern von den Locationen (für Ansiedlung von Kaffern reservierte Bezirke) in der Schule. Durch die eben genannte Auswanderung des größten Teiles der schwarzen Bevölkerung, wurde Reichenau ganz und gar isoliert und nach allen Seiten von Farmen eingeschlossen, so daß man, um zu den Locationen zu kommen, mindestens 12 Meilen reiten muß.

Das erschwert die Missionsarbeit ungemein und ein schwächlicher Missionar braucht da überhaupt nicht anzufangen. Selbstverständlich kann die weite Entfernung vom Missionsgebiet für den Missionar kein Grund sein, seine Tätigkeit auf das der Mission gehörende Land und seine Leute zu beschränken. Schon mein Vorgänger, Rev. P. Apollinaris Schwammberger, hatte daher auswärtige Missionen angefangen, bei einem Farmer, der hart an der Grenze einer Location wohnt, im Jahre 1905 ein kleines Grundstück gepachtet und darauf eine

Außenstation „St. Emanuel“ errichtet. Dort war seitdem fast jeden Sonntag Gottesdienst und Predigt; seit einem Jahre ist auch eine Tageschule dort, die aber nur mit großer Selbstverleugnung der Lehrerin bestehen kann wegen der Unregelmäßigkeit im Schulbesuch; allerdings haben sich die Eltern jetzt endlich entschlossen, die Kinder zur Schule gehen zu lassen. Gegenwärtig besuchen 32 Kinder ziemlich regelmäßig die Schule. Vor etwa zwei Monaten habe ich neben dem Wohnhaus einen Brunnen graben lassen, weil auf dem Platz selbst kein Wasser ist. Auf zirka 40 Fuß Tiefe ist Wasser gekommen, das den Bedarf bis jetzt völlig deckt. Das Wasser scheint sehr gesund zu sein, hat aber milchige Farbe. Die Erdbarten, welche aus der Grube zu Tage gefördert wurden, sind sehr zart und vielartig. Um damit zu tüncchen, braucht man sie bloß mit Wasser anzurühren.

Der Friedhof von St. Emanuel hat schon über 200 Gräber. Daß ein solcher da ist, habe ich der übergroßen Freundlichkeit und Großmütigkeit des Farmeigentümers zu verdanken. Auf einem gepachteten Grundstück nämlich einen Friedhof anlegen, würde unter Umständen feiner erlauben. Man könnte mir einwenden, ob das klug sei, auf einem Grundstück, das bloß auf einige Jahre gepachtet ist, einen Friedhof anzulegen? Ich antworte darauf: „Klug ist es nicht! Aber doch nach meiner Ansicht besser, als die Gräber an hunderten von Plätzen verteilt und der Verunehrung und dem heidnischen Ceremoniell ausgesetzt zu sehen.“ St. Emanuel, als die älteste, nach Süden gelegene Filiale von Reichenau, hat, wenn auch nicht ausgezeichnete, so doch befriedigende Missionsergebnisse aufzuweisen. Die Schule, unter der trefflichen Leitung der Schwester Febronia Ulrich, wird wohl viel dazu beitragen, das ganze Missionsleben in kurzer Zeit sehr zu heben. Gebe das Gott!

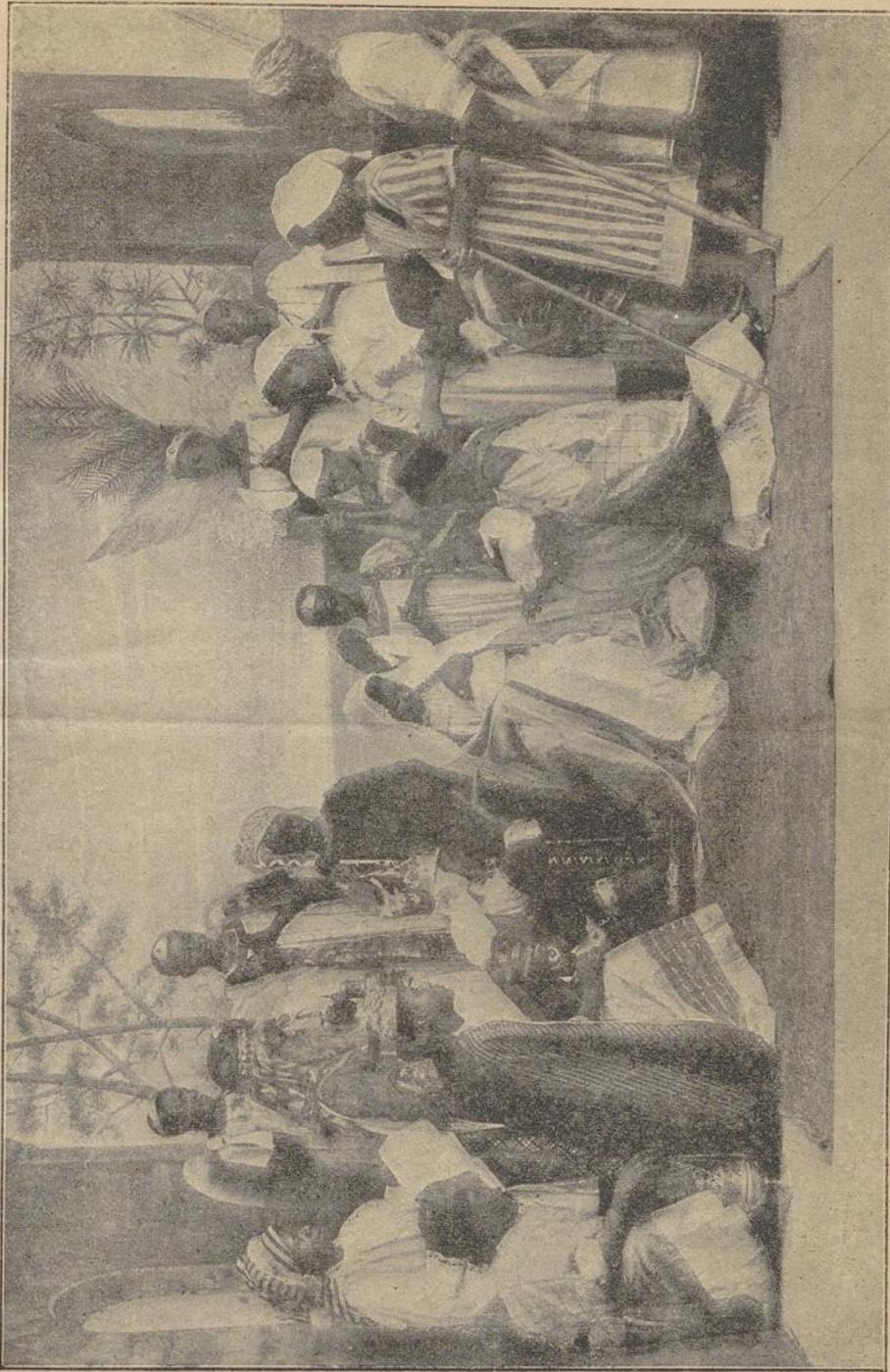
Die nächstälteste Filiale ist „St. Salvator“, nordwestlich von Reichenau in einer Entfernung von etwa 13 Meilen gelegen. In dieser Gegend sind auf 30—40 Meilen nur Farmen, somit muß diese Filiale auch auf einer Farm sein. Diese Farm gehört einem alten Ntuta, der, ich weiß nicht wie, dorthin gekommen war und diese Farm gekauft hatte. Dieser gute Mann war froh, einen Weißen zu haben, der, wie er sich ausdrückte, ein Buch für ihn sein sollte, hinter den er sich vor den weißen Nachbarfarmen verstecken könnte, von denen er immer fürchtete, sie möchten ihm die Farm ganz oder teilweise abnehmen. Mit diesem Manne machte ich einen Mietvertrag auf 50 Jahre für eine nominelle Rente von 1 Schilling per Jahr. Die Größe des Grundstückes beträgt 3—4 acres. Das ist sehr billig. Nicht umsonst fragte der Magistrat den Ueberbringer des Schriftstückes vor dem Unterzeichnen zu wiederholten Malen, ob er auch wisse, was in dem Schreiben stehe und auf wieviele Jahre der Kontrakt laufe.

Nachdem der Kontrakt unterzeichnet war, wurde die gepachtete Fläche mit Draht eingezäunt. Sogleich wurde auch mit dem Bau der Kapelle begonnen. Am 26. Dez. 1910 konnte letztere eingeweiht werden und seitdem ist regelmäßig 1—2 mal im Monat Gottesdienst, der vom Missionar gehalten wird, an Sonntagen hält ihn in Abwesenheit des Missionars ein Katechist. Es ist dort auch ein Friedhof bei der Kapelle, der schon viele Gräber aufweist. Die dortige Christen-Gemeinde ist zwar klein, aber doch größer als ich es erwartet hatte. Sie ist solid und hat mir schon viele Freude gemacht, mehr als irgend eine andere Filiale.

Die dritte Filiale von Reichenau ist „St. Stefan“, etwa 12 Meilen weiter westlich hinter St. Salvator gelegen.

Dort wohnten einige Christen unserer Kirche mitten unter Heiden und Protestanten. Diese zerstreuten Schäfelein drangen immer in mich, ihnen eine Kapelle zu

sich auf einen schriftlichen Kontrakt nicht einlassen. Er sagte nämlich, für den Fall, daß er einmal die Farm verkaufen wolle, könnte so ein Kontrakt ein unliebsames



Ein Weihnachtsspiel.

bauen. Das war aber nicht leicht, denn der Farmeigentümer war ein Schwarzer und zwar Protestant. Es war aber in der Nähe eine, einem Engländer, mit Namen Taylor, gehörige Farm. Mit diesem setzte ich mich in Verbindung und er ging darauf ein, mir auf unbestimmte Zeit einige acres zu verpachten. Nur wollte er

Anhängsel sein. Da er sonst ein wohlmeinender Mann war, begnügte ich mich mit mündlichem Kontrakt. Die nominelle Rente war nach Uebereinkunft ein Schilling per Jahr. An einem von Mr. Taylor bestimmten Tage ging ich mit ihm zu der Stelle, wo ich ein Grundstückchen von seiner Farm haben wollte. Es war das am

Füße einer sehr hohen Bergwand. Wir ließen unsere Pferde oben stehen. Mr. Taylor, der von Jugend auf das Klettern gewohnt war, ging in schnellem Tempo den steilen, von hohem Gras bewachsenen Berg hinunter, sich immer an dem Gras von hinten festhaltend. Ich tat ein Gleiches. Der Platz war eine recht wüste, schauerliche Ecke, sehr stark abfallend. Bald hatten wir uns über den Platz geeinigt. Mr. Taylor hat mir bis heute noch keine Schwierigkeit gemacht.

Jetzt aber hieß es, den Bau von St. Stefan, so sollte der Platz heißen, beginnen. Am Feste dieses Heiligen, des 3. Abtes von Citeaux, am 16. Juli 1913, wurde der Platz für die Kapelle geebnet, wobei mir Br. Melchior und zwei unserer Mönche, die für die Ferien nach Reichenau gekommen waren, halfen. Dann begann das Bauen. Es dauerte recht lange, bis einmal die Mauermauern auf halbe Höhe gebracht waren und als sie soweit waren, stockte die Arbeit. Der Arbeiter, welcher den Bau aufführen sollte, hatte den Mut verloren. Ich ging deshalb auf einige Tage hin, ließ einige Burjchen aus der Nachbarschaft rufen, versprach jedem 1 Schilling und begann mit diesen Mäuren zu tragen. Einer der Burjchen mußte die Mäuren stechen, die Anderen halfen mir tragen. Bald hatte der Baumeister vollauf zu tun, die Arbeit gedieh an einem Tag so weit, daß er das Wenige, was noch zu machen war, freudigen Mutes fertig stellte. Jetzt mußte der Dachstuhl herbeigeschafft werden. Es war ein Weg von zirka 30 Meilen und dann blieb erst noch der steile Abstieg. Da der Weg viel zu steil war zum Gehen. — namentlich mit so schwerer Holzlast —, beschloß ich, die betreffenden Holzteile einfach über den Felsenkranz, einige tausend Fuß oberhalb des Bauplatzes, hinab zu stürzen. Das wurde auch ausgeführt. Dann ging Br. Josef, unser Schreinermeister, hin, den Dachstuhl aufzustellen; dann folgte das Decken mit Stroh.

Endlich am 13. November 1913 konnte die Kapelle eingeweiht werden. Die Reichenauer Schulkinder und einige Schwestern waren bei der Feier anwesend. Rev. B. Notker Vorjpel hielt die Festpredigt und den Festgottesdienst. Er bemerkte nach dem Gottesdienst, daß der aus der Sakristei kommende Duft ihm die Andacht gestört habe. Die Sakristei mußte nämlich an dem Tage wegen Mangel an Raum als Küche dienen. — Die Feier verlief recht erbaulich und alle Teilnehmer gingen vergnügt nach Hause. Nach einiger Zeit wollte es mich fast reuen, joviele Mühe und Schweiß für die neue Station geopfert zu haben. Aus meinen Notizen ersehe ich, daß ich am 10. Januar 1914 Mutterjeesallein dort die hl. Messe gelesen habe. Auch nachher waren öfters kaum ein halbes Duzend Leute bei der hl. Messe und diese Messe zu lesen, mußte ich einen Weg von 25 Meilen machen. Nun, Gott sei Dank, heute ist die Sache anders. Eine Schar junger Christen füllt die halbe Kapelle und die andere Hälfte ist mit Katechumenen und Heiden angefüllt. Seitdem ich regelmäßig einen schwarzen Katechisten hinschicken konnte, ist ein ganz anderes Leben in St. Stefan. Voriges Jahr, im Mai, wurde auch eine Schule dort eröffnet, die am Schlusse des Jahres 25 Kinder zählte. Ich habe jetzt große Hoffnung, daß die auf St. Stephan verwendete Mühe sich reichlich lohnen werde, was zum Teil schon geschehen ist.

Meine Gedanken waren schon seit Jahren immer auf die östlich und nord-östlich liegende Location gerichtet, wo ich nur Katechistenstellen, aber keine Kapellen hatte. Ich überlegte immer, wie ich es anstellen sollte, da einen Platz zu erobern; das ist nämlich für uns Katholiken schwerer als für die anderen Konfessionen. Ich entschloß

mich endlich anfangs 1913, einmal eine Eingabe an die Regierung zu machen, um 2 Plätze zu erhalten. Ich erhielt als Antwort ein Formular zugesandt mit der Weisung, die verschiedenen, diesbezüglichen Angaben zu machen. Ich schickte das Formular der Regierung zurück und dann war alles still. Der Magistrat Mr. Clark war sehr zuvorkommend und hatte mein Gesuch empfohlen. Er sagte mir auch einmal ganz offen, daß er unsere Schulen denen aller anderen Konfessionen vorziehe, weil wir etwas leisteten.

Die Gewährung der erbetenen Plätze wurde verzögert, weil unser drei Bewerber waren, die auf dem beschränkten Terrain eine Kapelle resp. Schule haben wollten. Einer war von der Scotch Free Church, ein anderer von den Wesleyanern und der dritte war ich. Als der wesleyanische Bewerber, der Prediger von Tzopo war, etwa 40 Meilen weit hergekommen war, um seinen Platz zu bezeichnen, fand er, daß er von seinem schwarzen Katecheten nicht der Wahrheit gemäß unterrichtet worden war. Es zeigte sich, daß der Leute so wenige waren, daß es sich für ihn nicht lohnte, eine Kapelle zu errichten. Als nun noch der Herr von der Scotch Free Church ihm versicherte, daß er als Nachbar diese paar Schäflein übernehmen wolle, war er zufrieden und zog seine Petition zurück. Das hatte zur Folge, daß ich eines Tages, gelegentlich eines Besuches beim Magistrat, von dessen Frau hörte, es sei ein günstiges Schreiben gekommen und sie glaube, daß nichts mehr im Wege stehe, mit dem Bauen zu beginnen. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Der Magistrat hatte mich einige Zeit vorher eingeladen, in der Gegend, wo ich eine Kapelle wünschte, mit ihm einen Platz auszuwählen. Am festgesetzten Tage trafen wir uns in der Nähe eines Stores an der Landstraße und ritten dann miteinander hinein in die Location. Er deutete auf einen terrassenförmigen Hügel und sagte: „Wie wäre dieser Platz da auf dem breiten Hügel?“ „Ausgezeichnet!“ erwiderte ich. Wir ritten hin zu dem Hügel und fanden, daß es wirklich ein prächtiger Ort für eine kleine Missionsstation sei. Die Wahl war gut ausgefallen und wir gingen beide vergnügt nach Hause. Auf die eben erwähnte Aussage der Frau des Magistrats hin fing ich gleich, am 16. Oktober 1913, damit an, daß ich zunächst den Platz provisorisch aussteckte. Am 23. ging Br. Josef hin, um die Kapelle auszustechen und am 27. begann die nähere Vorbereitung zum Bauen, die darin bestand, daß die für die Pfosten bestimmten Löcher gegraben wurden. Das war keine kleine Arbeit; denn jedes Loch mußte in dem steinigigen Boden, der eine einzige, allerdings weiche Steinmasse bildete, ausgemeißelt werden. Langsam nur ging diese Arbeit voran. Unterdessen wurden die für die Pfosten und für den Dachstuhl bestimmten Bäume in unserem selbstgepflanzten Walde gefällt und zugerichtet und das notwendige Stroh geschnitten. Sobald die Pfosten alle standen und der Dachstuhl darauf gesetzt war, wurde gleich gedeckt. Ich hatte meine helle Freude, weil alles so voran ging und Hoffnung war, bis Weihnachten Kirchweih halten zu können. Da — auf einmal, als auch das Flechtwerk der Wände beinahe fertig war, kommt ein Brief vom Magistrat, ich soll an dem und dem Tag zur Location kommen wegen des Baues. Da ich selber an dem Tag verhindert war, schickte ich Br. Zintan, unsern Schaffner, hin. Als er dort ankam, ging der Herr, den er dort vorfand, mit ihm zu dem Platz und suchte ihm klar zu machen, daß der Bau an der unrichtigen Stelle stehe. Der Bauplatz sei zu nahe jenem Orte, der dem Herrn von der Scotch-Kirche angewiesen sei. Er sagte

darauf ganz bestimmt, daß jede Arbeit bis auf weiteres eingestellt werden müsse. Vermessungen wurden nun vorgenommen; als Ergebnis wurde mir mitgeteilt, daß ich meinen Bauplatz etwa 1½ bis 2 Meilen verschieben müsse. Das war eine sehr unerquickliche Geschichte, denn dadurch wären wir bis auf die Grenze der Location verdrängt worden, auf einen sehr ungünstigen Platz außerhalb des Missionszentrums. Aber zum Glück war Rev. Moodie, so hieß der Herr, dem die protestantische Schule gehörte, mit seinem Bauplatz auch nicht zufrieden; er wäre gern einige Meilen von dem ihm angewiesenen Platz weg gewesen. Er machte eine diesbezügliche Eingabe bei der Regierung und wartete lange Zeit auf Antwort. Er kam unterdessen wie gewöhnlich öfters an Reichenau vorbei und spannte regelmäßig für 1 oder 2 Stunden aus. Jedesmal war meine wichtigste Sache, zu fragen, ob noch keine Antwort von der Regierung da sei. Aber immer erhielt ich dieselbe verneinende Antwort. Schließlich sagte er mir eines Tages: „Jetzt bin ich des Wartens müde! Ich bekomme keine Antwort; meine Leute drängen mich zum Bau; sie sagen, das Baumaterial geht bei dem langen Liegen zugrunde; ich will jetzt zu bauen anfangen; denn ich habe ja längst Erlaubnis für diesen Platz. Ich habe schon angefangen, das Baumaterial zu transportieren.“ Das war freilich für mich eine nieder-schmetternde Nachricht. Also sollte ich verurteilt sein, entweder ganz aus der Location oder auf die Grenze derselben verdrängt zu werden. Ueberdies sollte ich das mit vieler Mühe schon halb errichtete Gebäude wieder abbrechen. Das wollte ich um keinen Preis; denn schon viele Jahre hätte ich nur zu gerne dort ein eigenes Plätzchen gehabt. Ich sagte mich und sagte zu Herrn Moodie: „Bitte, Herr Moodie, wollen Sie mir nicht den Gefallen tun und noch ein wenig zuwarten; vielleicht kommt doch bald gute Nachricht.“ „Aber meine Bretter, Blech und Stroh gehen mir zu Grunde“, entgegnete er. „O da will ich schon helfen“, sagte ich, „wenn Sie einverstanden sind, schicke ich jemand an die Stelle, wo Sie bauen wollen und lasse von Ihrem Blech ein Schutzbach herstellen, unter welchem das übrige Material untergebracht werden kann.“ Herr Moodie mußte meine Bestürzung bemerkt haben; denn er war gleich bereit, auf meinen Vorschlag einzugehen und am nächsten Tag wurde er ausgeführt. Herr Moodie wartete und wartete wieder, bis er eines Tages die erwünschte Zusage erhielt. Alles war schon halb gerettet. Unterdessen brach der Krieg aus; aus diesem Grunde wurde uns Ausländern mitgeteilt, daß wir für die Zeit des Krieges keine Petitionen für Bauplätze in der Location einreichen dürften. Das benahm mir fast alle Hoffnung, meine 2 Bauplätze, um die ich unter den Namen „St. Josef“ und „St. Anton“ angekommen war, zu erhalten. Da blieb nichts mehr übrig, als zu warten und zu beten. Und ganz wider Erwarten geschah das Unglaubliche. Eines Tages, es war gegen Ende August 1915, befand ich mich bei einem Nachbarnfarmer, der mir schon manchen Dienst geleistet hat, auf Besuch. Auf einmal fährt eine Kutsche mit 3 Pferden vor und ihr entsteigt Mr. Clark, unser Magistrat. Er hielt sich nicht lange auf; nachdem er eine Tasse Tee genommen hatte, schickte er sich zur Heimreise an. Er war irgendwo in Amtsgeschäften gewesen. Auch ich wollte nach Hause und ließ meinen Einspänner von dem mich begleitenden Burjchen anspannen. Mr. Clark lud mich ein, in seiner Kutsche Platz zu nehmen. Ich lehnte dankend ab und sagte: „Wer soll mein Gefährt übernehmen; denn mein Burjche reitet?“ „O“, jagte er,

„lassen Sie meinen Polizisten das Pferd führen und Ihrem Burjchen geben Sie die Trap, dann geht's“. Ich folgte seiner Einladung und stieg in meine Kutsche. Auf dem Weg nun jagte er zu mir: „Ich habe etwas erfreuliches für Sie. Die Urkunde für die Besignahme der 2 Plätze „St. Anton“ und „St. Josef“ ist angekommen. Haben Sie meinen Brief nicht erhalten? Ich habe geschrieben, Sie möchten mir 2 Schilling Stempelgebühr dafür schicken“. Das war aber einmal eine Nachricht! Ich wußte gar nicht, was ich sagen sollte. In dieser kritischen Zeit unter solchen Verhältnissen! — Waren doch erst vor kurzer Zeit, am 22. Mai nämlich, alle männlichen Mitglieder unserer Station benachrichtigt worden, sich für die Internierung bereit zu halten. Es kam aber nie dazu. „Aber so eine freudige Nachricht“, sagte ich zum H. Magistrat, „habe ich kaum bekommen, seit ich in Afrika bin“. Wir fuhren noch einige Meilen weiter miteinander, bis zum nächsten Farmer, wo der Magistrat einkehrte, um dort zu übernachten. Ich befand mich natürlich in einer sehr gehobenen Stimmung und rief gleich nach meiner Ankunft zu Hause Br. Josef, den Schreinermeister, um ihm zu sagen, er möge sofort für die Vollendung der St. Antonius-Kapelle Sorge tragen. Das war aber keine leichte Arbeit. Der Bau bestand, wie schon oben gesagt, nur aus Säulen, die einige Fuß tief in den Boden verankert waren und aus einem Strohdach. Beinahe 2 Jahre war alles so gestanden und während dieser Zeit kam ein sehr starker Schneefall. Der Schnee lagerte sich in großen Massen auf das Strohdach und die furchtbare Last drückte derart, daß die Säulen alle nach außen wichen. Wäre nicht jedes Loch für die Säulen in dem Steinboden ausgemeißelt gewesen, der Bau hätte unbedingt einstürzen müssen. Jetzt galt es, die Wände des Baues wieder gerade richten, was nur durch Hebung des Dachstuhles geschehen konnte. Br. Josef bezog sich sogleich dorthin. Er nahm eine Winde mit sich, ferner 6 Säulen, die inwendig fürs Dach notwendig geworden waren und Draht zur Verbindung der Wände miteinander; auch einige starke Leute begleiteten ihn. Seine Arbeit gelang ihm vorzüglich und jetzt konnte man zum Ausfüllen der Wände usw. übergehen. Aber das Wasser fehlte noch. Am 24. Dez. ging ich hin, um einen kleinen Graben auszustechen, der das Wasser einer Quelle aus der Nähe zum Bauplatz bringen sollte. Die Schwarzen schüttelten den Kopf und sagten, das sei vergeblich, nie werde das Wasser zum Platze kommen. Aber es ist gekommen und es verjagt auch in der trockensten Zeit nicht. Es fließt in einer Entfernung von 10 Schritten an der Kapelle vorbei. Bei der großen Entfernung von Reichenau und dem schlechten Material zum Verputzen, wie wir es an Ort und Stelle vorfanden, ging die Fertigstellung nur langsam vor sich. Doch konnte ich die Einweihung der Kapelle auf den 2. Mai 1916 festsetzen. Jetzt war die Frage, soll man es als Ausländer überhaupt wagen dürfen, in dieser Zeit eine feierliche, öffentliche Einweihung vorzunehmen? Da der Magistrat öfters auf seinen Reisen zu uns auf die Station kam, trug ich ihm meine diesbezüglichen Bedenken vor. „Wozu denn da Bedenken tragen“, fragte er. „Halten Sie ruhig die Feier mit Ihren Leuten, wie Sie wollen; ich weiß von der Sache, das genügt; es wird niemand einen Verdacht haben“. Darauf machte ich den Tag der Einweihung der Kapelle bekannt und lud den Intos (Hauptling) der Kaffern und die Leute der Umgebung zur Feier ein. Letztere sollten aber auch beisteuern und Essen mitbringen, was sie auch taten. Am festgesetzten Tage zogen nun die Schule und junge Leute, die zum Schulchor ge-

hörten (Tenor und Baß), sowie Brüder und Schwestern hinunter nach St. Anton. Es hatte sich eine große Menge Volkes eingefunden. Zuerst nahm ich die Benediktion der Kapelle vor; gegen halb 11 Uhr begann die hl. Messe, während welcher vierstimmige Lieder gesungen wurden. Nach derselben war Pause und Frühstück für mich. Kurz darauf fand die Predigt statt; dann hielten auch die Katechisten Ansprachen an das Volk. Darauf folgte das Mittagmahl. Der Häuptling und seine Minister hatten einen großen Appetit mitgebracht; sie interessierten sich deshalb sehr für Fleisch und Kaffernbier. Wir, die von Reichenau gekommen waren, konnten uns nicht lange aufhalten, sondern mußten gegen 3 Uhr aufbrechen, um noch vor Einbruch der Nacht mit den schweren Wägen heimzukommen. Seitdem ist in St. Anton jede 2. oder 3. Woche hl. Messe usw.; jeden Sonntag und Dienstag Unterricht und Gottesdienst durch den Katechisten. Am 8. August 1916 wurde dort auch eine Schule eröffnet, die aber bis heute mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, da die Leute sehr hart sind und wenig Interesse zeigen für Schulwesen. Da heißt es Geduld haben und zum Kirchenpatron St. Antonius beten, damit auch diese Schwierigkeiten allmählich verschwinden und die Schule das werde, was sie sein soll, nämlich ein mächtiges Förderungsmittel zur Befehrung der Seelen. Die Schule zählt 25 Kinder.

„St. Josef“ ist die letzte bisher gegründete Außenstation von Reichenau. Wie für St. Anton, so wurde auch für St. Josef der Platz vom Magistrat und von mir schon 1913 an einem dazu bestimmten Tage ausgesucht. An diesem Tage war auch der Bezirkshauptling mit seinen Räten erschienen, jedenfalls vom Magistrat gerufen. Als nun am 29. Juli 1915 die Genehmigung ankam, ging ich bald nachher, am 2. August nämlich, dorthin, um den Platz abzugrenzen und die Baustelle für die Kapelle näher zu bezeichnen. Als dieses geschehen war, schaute ich mich gründlich nach Wasser um. Ich hatte zwar schon vorher so im Vorübergehen in einer Schlucht ein kleines Wasserlein gesehen und machte mir deshalb wenig Sorge wegen der Versorgung der Station mit Wasser. Jetzt aber fand ich bei genauerem Nachsehen, daß das Wasser ichmußig sei, schwach fließe und überhaupt im Winter verfriege. Das erfüllte mich mit banger Sorge, denn weit und breit war sonst kein Wasser zu finden, das ich hätte herleiten können. Bald war ich entschlossen, den Platz ganz aufzugeben; ich suchte einen anderen, wo in nächster Nähe eine starke Quelle aus dem Boden hervorquoll. Darauf bat ich den Magistrat, den neugewählten Platz gut zu heißen, was er auch tat. Hierauf steckte ich die St. Josefskapelle aus und der Rajenbau wurde begonnen. Es kostete auch hier manchen Kummer, Verdruß und Schweiß, da persönliches Eingreifen hie und da bei der Arbeit notwendig wurde, damit das Baumaterial, welches von weither zugefahren resp. getragen werden mußte, an Ort und Stelle kam.

Endlich aber kam mit dem 19. September der Tag der Einweihung. Dieser verlief in ähnlicher Weise wie bei den anderen Kapellen. Es ist auch dort jetzt eine Tageschule, die gegenwärtig von 35 Kindern besucht wird. Hier, wie in St. Anton, ist ein spezielles Schulhaus im Bau begriffen, da es sich nicht empfiehlt, Schule zu halten in einer Kapelle, wo auch hl. Messe gelesen wird. Es ist nicht möglich, den Kindern die notwendige Ehrfurcht bei dem Gottesdienst beizubringen, wenn ein und dasselbe Haus bald Kirche bald Schule ist. Es ist schon leichter, etwas zu bauen, weil die Schwarzen sich doch allmählich etwas williger zum Mithelfen herbeilassen.

Die geneigten Leser ersehen aus dem hier Gesagten, daß die Mission hier bei uns durch den Krieg keine Einbuße erlitten hat. Sie ist stetig vorangeschritten.

Beim Beginn des Krieges war die letzte Nummer im Taufbuch 1700 und heute 2755. Im Totenbuch war damals die letzte Nummer 629, jetzt 1106.

Wir haben uns wenig zu beklagen gehabt über die Behandlung von seiten der Regierung während des Krieges. Freilich durften wir nicht aus dem Magistratsbezirk heraus ohne schriftliche Erlaubnis. Auch monatliche Meldung beim Magistrat, späterhin bei einem Nachbarfarmer, war uns vorgeschrieben.

Im Uebrigen war die Missionstätigkeit in keiner Weise beschränkt. Es sei hier noch gestattet, zu bemerken, daß die Natal Agrikultur Union während der Kriegszeit unserer Mission Reichenau zweimal den 2. Preis (jedesmal im Betrag von 400 Mark) für Baumpflanzungen zuerkannt hat. Den Betrag erhielt ich auch wirklich zugesandt. Preisrichter war Hr. J. E. Henkel.

### Gottseliger Tod einer schwarzen Herz Jesu-Verehrerin.

Von Br. Adrian Pellazino, C. M. M.

Wo immer unsere hl. Religion Wurzeln faßt, findet der göttliche Heiland treue Seelen, die sich in ganz besonderer Weise zu ihm im allerheiligsten Altarssakramente hingezogen fühlen. So eine bevorzugte Seele war unsere Viktoria.

Als erwachsenes Mädchen war sie auf unsere Missionsstation Centocow gekommen. Dem göttlichen Heilande, dem sie sich besonders geweiht hatte, diente sie hier 26 Jahre im jungfräulichen Stande. Von allen auf der Station wurde sie sehr geachtet wegen des schönen Beispiels, das sie allezeit gab, wegen ihrer innigen Frömmigkeit und wegen ihrer musterhaften Berufstreue. Sie war immer in das Gebet vertieft; auch bei der Arbeit, die sie stets zur vollen Zufriedenheit verrichtete, bewahrte sie immer die Sammlung. Eine ganz besondere Liebe trug sie zum göttlichen Herzen Jesu. Soweit ihre Berufspflichten ihr es gestatteten, war sie fast immer — sei es am Morgen oder am späten Abend, bis die Kirche geschlossen wurde — vor dem allerheiligsten Sakramente in der Kirche auf den Knien. Als besondere Gnade erflachte sie sich vom göttlichen Heilande, er möchte sie an einem Herz Jesu-Freitage sterben lassen. Ende des Jahres 1918 erkrankte sie plötzlich und schon nach dreitägiger Krankheit starb sie wohl vorbereitet an Herzlähmung am Herz Jesu-Freitag des Monats Dezember. Ihr Tod war so friedlich und so sanft, wie ihr ganzes Leben. Bei ihr zeigte sich so recht, daß ein tugendhaftes Leben die beste Vorbereitung auf einen guten Tod ist. Ein frommer Schriftsteller sagt: „Gewissenhafte Menschen schlafen im Tode ein wie Kinder, die sich müde gelaufen haben, auf den Armen der Mutter einschlummern.“ Welch edle Seele in ihr wohnte, das sieht man daraus, daß sie sich noch kurz vor dem Tode angeboten hatte, eine in Todesnöten liegende, verlassene Greisin zu pflegen. Diese ging aber noch einen Tag vor Viktoria in ein besseres Jenseits hinüber.

Ihr edler Charakter kam auch damals, als die vor Jahren verstorbene langjährige Vorsteherin des Marienhauses, Schw. Coletta, schwer erkrankt darniederlag, schön zum Ausdruck. Schw. Engelberta berichtete seinerzeit über die Treue und Anhänglichkeit der Marienhäusmädchen und über die opferwillige Liebe derselben gegen

ihre kranke Vorsteherin und sie fährt dann fort: „Vor allem ist es Viktoria, ein Mädchen, das schon seit Bestehen des Marienhauses dasselbe bewohnt. Sie hatte sich schon bei ihrer Taufe vorgenommen, im jungfräulichen Stande zu bleiben, hat alle Anträge standhaft ausgeschlagen und lebt nur für Gott und die allerheiligste Jungfrau Maria, deren treueste Verehrerin sie stets war und ist. Morgens um drei Uhr ist sie schon knieend vor ihrem Bette zu finden und des Abends ist sie die letzte, welche die Ruhe aufsucht. Immer heiter, voll Gottvertrauen, scheint sie ihre Jugend und Kindlichkeit trotz der Jahre nicht abzulegen. Als nun ihre geliebte Mutter, Schm. Coletta, so schwer leidend wurde, da kannte ihr Gebetseifer keine Grenzen mehr; bis fast Mitternacht kniete sie vor ihrem Lager und beim ersten Sahnenruf war Viktoria schon wieder auf den Knien. Fasten, Wachen, Beten unzählige Novenen, alles opferte sie auf für die teuere Kranke. Rührend war es zu sehen, wie sich das gute, treue Mädchen abmühte, selbst ein Heilmittel herauszufinden. Sie setzte sich mit drei der berühmtesten Rasserndoktoren in Verbindung, welche bereits als gute Christen mit ehemaligen Mädchen des Marienhauses verheiratet waren. Voll Vertrauen lief Viktoria mit dem Heilkraut zum Priester, ließ es segnen, eilte dann noch zu den Stufen des Tabernakels und flehte zum Herrn um Hilfe. Sie veranstaltete unter mehreren ihrer gleichgesinnten Marienhausmädchen Privatandachten und veranlaßte sie am Schlusse derselben zum gemeinsamen Empfang der hl. Sakramente. . . .“ Am Nachmittage ihres Todestages wurde Viktoria unter großer Beteiligung der schwarzen Christen beerdigt. Neben der Leiche trug die treue Freundin der Verstorbenen, Emmerentia, das Grabkreuz. Als Zeichen der Hoffnung, daß das, was hier in Verweslichkeit gesät wurde, einst in ewiger Herrlichkeit wieder erstehen werde, steht dieses Kreuz auf ihrem Grabeshügel.

Wie lieb man Viktoria hatte, zeigt der Umstand, daß ihre Freundinnen die Sparpfennige zusammenstewerten, um für die teuere Verstorbene 20 hl. Messen lesen zu lassen.

Möge das göttliche Herz Jesu seiner frommen Verehrerin den Frieden des Himmels geben und möge die Verstorbene in der Ewigkeit drüben ihren noch heidnischen schwarzen Volksgenossen das Licht des hl. Glaubens und die Gnade eines guten Willens erbitten.

### Der Schlangendoktor.

Von P. Sixtus Wittkeind, C. M. M.

Vor einigen Jahren lernte ich einen Mann kennen, von dem man allgemein behauptete, er trage immer Schlangen mit sich auf seinen Reisen. Samuel, so hieß der Mann, kam nun eines Tages zu mir wegen seiner Kinder, die in der hiesigen Schule lernten. Da frug ich ihn, ob es wahr sei, was die Leute von ihm sagten. Er antwortete ganz ungeniert: ja, das ist so, und fragte mich gleich, ob ich mich selbst überzeugen wolle. Als ich dies bejahte, bestimmte er gleich einen Tag, an welchem er zu mir mit einer giftigen Schlange kommen wolle. Er fügte noch bei, daß er nur die eine bei sich führe, er habe aber zu Hause noch verschiedene andere Sorten, jede mit einer Portion Junge. Am bestimmten Tage nun erschien Samuel mit einem etwa 30 Zentimeter langen Beutel, hockte sich auf den Boden, griff in den Beutel, packte die Schlange und legte sie auf den Boden. Es war gerade um die Mittagszeit; die meisten unserer Brüder, sowie Schulknaben und Mädchen standen im Kreise herum. Die Schlange, aus ihrem Dunkel heraus-

gerissen, konnte im grellen Sonnenlicht ihre Augen nicht recht offen halten und schien ziemlich böse zu sein. Ihr Gebieter beschwichtigte sie durch Murmeln von unverständlichen Worten und durch Handbewegungen. Sie froch einige Zeit herum und unterdessen erzählte uns der Mann, wie zahm und ungefährlich die Schlangen seien. „Meine Kinder“, sagte er, „auch die da,“ auf seine Tochter deutend, „haben oft damit gespielt zu Hause, sie angefaßt, ja sogar nach Kinderart zum Munde geführt; nur durften sie dieselben nicht hart behandeln.“ Er erzählte auch, auf welche Weise er Schlangen fange, wenn er welche brauche. „Ich gehe“, sagte er, „an einen Ort, wo Schlangen sind und sobald ich eine erblicke, gehe ich nahe zu ihr hin, schaue ihr fest in die Augen, dann nehme ich sie einfach und stecke sie in meinen Sack.“ Auch sprach er von seiner Heilmethode bei seinen Patienten und wie er es herausfinde, welche Medizinen er anzuwenden habe. „Ich frage nur meine Schlangen“, redete er weiter, „und diese geben mir Antwort mit ihrer Zunge. Macht sie ihre Zungenbewegungen nicht deutlich genug, dann sage ich nur, ich verstehe dich nicht und sie wiederholen ihre Antwort so oft, bis ich sie verstanden habe.“ Ich wurde etwas stuzig auf diese Bemerkung hin und fragte, wo er diese Schlangensprache erlernt habe. „Ein großer Doktor droben im Basutoland hat mich als junger Mann unterrichtet“, war die Antwort.

Als er gehen wollte, packte er seine Schlange unterhalb des Kopfes, steckte dieselbe in den Beutel, schob den übrigen Teil nach und band den Beutel zu. Ehe er Abschied nahm, versprach er mir, wenn der Krieg vorüber sei, mir eine Schlange zu bringen, schön und sicher verpackt in einem Kistchen und Futter dazu, damit ich meinen Angehörigen in Europa damit eine Freude machen könne. Er versicherte, sie wird wohl erhalten drüben ankommen. Darauf erzählte er mir, als wir allein waren, noch eine drollige Geschichte. „Schau“, sagte er, „ich reise nie mit einem Paß, ich brauche keinen, die Schlangen sind mein Paß. Vor Jahren wurde ich einmal zu einem Kranken in der Nähe von Tzopo gerufen. Ich begab mich dorthin. Man muß mich beim Magistrat verdächtigt und verklagt haben, denn eines Abends spät kommen mehrere Polizisten, mich zum Gericht abzuführen unter dem Vorwande, ich hätte keinen Paß. Ich machte mich auf, nahm meine mit Schlangen gefüllten Beutel und ging mit den Polizisten nach Tzopo. Am nächsten Morgen wurde ich gleich vorgeführt. Der Herr Magistrat herrschte mich an, wo ich meinen Paß hätte. Ich deutete auf meine Schlangen und sagte, hier ist mein Paß, sonst habe ich keinen. Das reizte ihn und wir kamen scharf hintereinander. Schließlich wollte er sehen, ob ich denn wirklich Schlangen in den Beuteln habe und forderte mich auf, einen Beutel zu öffnen. Ich öffnete einen der Beutel und ließ die Schlangen heraus auf den Boden. Etwas verblüfft fragte der Magistrat, ob die Schlangen noch ihre Giftzähne hätten. Freilich haben sie ihre Giftzähne, antwortete ich. Darauf wollte er auch noch sehen, was in dem andern Beutel sei. Ich öffnete auch diesen und die Schlangen schlüpfen heraus, schlangen sich um meinen Körper und meine Arme und Beine; eine wand sich um meinen Hals, schwang sich über meinen Kopf und streckte die Zunge aus ihrem Rachen hervor. Mit Entsetzen schauten der Magistrat und seine Schreiber und Gerichtsdiener diesem Schauspiel zu und da die anderen Schlangen auch am Boden herumkrochen, ergriff alle Anwesenden mit einem Schlage ein panischer

Schrecken. Sie stoben auseinander, die einen eilten der Türe, die andern den Fenstern zu und im Nu war ich allein im Gerichtssaal. Es war köstlich! Mit größ-

ter Genugtuung jammelte ich, während die Herren bei den Fenstern hereinklugten, meine Schlangen und schob sie in ihre Säde. Ich war der Herr der Situation.

# Kleine Missionsnachrichten.

Mariannahill: Am 7. 10. 19 traten P. Al-berich Reinhard, ein Schweizer und zwei Brüder, Theophilus und Basilus, die Reise nach Rhodesia an, um P. Ignatius Krauspenhaar, der bereits am 26. August 1919 dorthin hatte zurückkehren dürfen, in der solange verwaisten Mission zu unterstützen. Am Abend vor ihrer Abreise traf noch das Telegramm von der schweren Erkrankung des P. Ignatius ein. Kurz nach ihrer Abreise traf die telegraphische Kunde ein, daß P. Ignatius gestorben sei.

Am Schlusse des im vorigen Jahre in Mariannahill abgehaltenen Winterkurses für eingeborene Lehrer, an dem etwa 200 schwarze Lehrer teilnahmen, kamen von Mr. C. L. Loram, dem Hauptinspektor für das Erziehungsweesen der Eingeborenen, drei Dankschreiben an den Hochwürdigsten Herrn Abt, in denen er für die freundliche Aufnahme und für die ausgezeichneten Vorträge, die für die Abhaltung des Kurses getroffen worden waren, herzlichst dankt. In dem einen Schreiben sprach er diesen Dank aus im Namen der europäischen Lehrer, die bei dem Kursus die einzelnen Vorträge hielten, in dem zweiten im Namen des Erziehungsministeriums, in dem dritten im Namen der eingebornen Lehrer, die am Kursus teilgenommen hatten.

P. Salejus Esser schreibt unter dem 18. 10. 19: „Der Oberinspektor für das Erziehungsweesen der Eingebornen beabsichtigt neben dem Mariannahiller Lehrerseminar eine Industriehochschule zu eröffnen. In dieser sollen die Leute theoretisch und praktisch zu Lehrern für Handwerkerichulen herangebildet werden. Vorab soll sich der Unterricht auf Holzverarbeitung, Lederverarbeitung und Schneiderei beschränken. Die Studenten des Lehrerseminars und der Industriehochschule haben in allem gemeinsamen Unterricht, nur daß die einen spezielle Stunden für Lehrmethode und die andern für Handwerks- und Geschäftsmethode bekommen. Es zeigt das, daß das Erziehungsministerium großes Vertrauen in unsere Leistungen hat. Das Lehrerseminar hat sich bewährt und Ende letzten Frühling sind alle durchgekommen. Augenblicklich sind in der Vorschule 72, im Seminar 51.

Zur Zeit bauen wir auf dem Hügel oberhalb Mariannahills eine Votivkapelle zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu. In gefährvoller und bedrängter Zeitlage hatten wir unter anderem dem heiligsten Herzen Jesu den Bau dieser Kapelle gelobt und da das göttliche Herz Jesu unsere Stationen fast wunderbar beschützt hat, beileben wir uns, dies unser Versprechen auch einzulösen. Den ersten Anlaß zu unserem Versprechen gab die große Gefahr, daß alle deutschen und österreichischen Ordens-

mitglieder interniert werden sollten. Den zweiten Anlaß gab die noch größere Gefahr, daß die ganze Mission zerstört werden sollte. Drohungen wurden genug ausgestoßen. Als diese große Aufrührbewegung entstand, erhielten wir von Durban aus Nachricht, daß diese Leute auf dem Wege nach Mariannahill seien. Der Herrgott ließ aber verschiedene Hindernisse eintreten und so kamen sie nicht bis hierher. Ich wüßte nicht, wo irgend ein Materialschaden an Missionsgut vorgekommen wäre, obwohl den anderen Deutschen fast alles zerstört wurde. Dank dem göttlichen Herzen Jesu!“

Mariatrost: P. Florian Rauch schreibt unter dem 6. 10. 19: „Die Missionstätigkeit hat hier keinen Schaden gelitten und macht recht gute Fortschritte. Wir haben 4 Schulen mit etwa 200 Kindern, 80 davon werden hier auf der Station auch verpflegt. Die andern sind Tageschüler. Es ist hier noch ein junger Priester bei mir, P. Reginald Weinmann. Auch ein schwarzer Priester ist hier.“ P. Eduard Müller. Letzterer hat in Rom an der Propaganda studiert, war 16 Jahre lang krank gewesen; Gott sei Dank ist er jetzt wieder gesund, sodaß er seine priesterlichen Funktionen wieder erfüllen kann. . . .“

Himmelberg: P. Notker Vorspel schreibt in einem Brief vom 25. 8. 19: „Ich war 1917 zwei Monate in Pietermaritzburg interniert, wurde aber dann auf Vermögen des Hochwürdigsten Herrn Abtes nach Mariannahill entlassen. . . . Als ich in Mariannahill ein Jahr verweilt hatte, erhielt ich Erlaubnis, eine kleine von den Franziskanern bei Anbruch des Krieges eröffnete Station zu verwalten, 26 engl. Meilen von Eschore, der Hauptstadt von Zululand entfernt. Dort war ein buntes Nationalitätengemisch vorhanden. Die Oberin war eine Kanadierin, die 2. Schwester war eine Deutsch-Ungarin, die 3. eine Römerin, die 4. eine Spanierin; dazu ich als „Sunne“. Ich verlebte dort angenehme 7 Monate, bis ich nach Abschluß des Waffenstillstandes die Erlaubnis erhielt, nach Himmelberg zurückzukehren. Ungefähr 8 Monate bin ich jetzt wieder hier nach rund zweijähriger Abwesenheit. Die Station war zeitweilig verwaist, zu anderer Zeit wurde sie von einem eingebornen Priester versorgt, auch unser P. Chrysostomus war ein halbes Jahr hier. Br. Pirmin durfte nach dem Waffenstillstand noch nicht hierher zurückkehren. Er ist jetzt in Clairvaux. Am 28. Juli 19 trat wieder Bewegungsfreiheit ein. Nun bekam ich Br. Servaz als Gehilfen. . . . Wir müssen schaffen, sorgen und arbeiten, um für uns und unsere Zöglinge Nahrung und Kleidung herbeizuschaffen. . . . Im allgemeinen sind wir noch allimpflich durchgekommen.“



## St. Josef.

Wie die werten Leserinnen und Leser sehen, ist im neuen Jahrgange des Bergheinnicht dem hl. Josef ein eigenes Plätzchen gewidmet. Das „Josefs-gärtchen“ soll besonders zur Erbauung und zur Unterhaltung dienen. Der hl. Josef ist der große Helfer in aller Not. Noch keiner, der zu ihm in gläubig frommer Gesinnung seine Zuflucht genommen hat, ist unerhört geblieben. Vielleicht weiß manche fromme Leserin und mancher fromme Leser dies aus eigener Erfahrung. Im alten Testamente wird uns erzählt, daß zur Zeit der sieben-jährigen Hungersnot in Ägypten Pharaon zu dem hungern- den Volke, das zu ihm kam und um Brot bat, sprach: Gehet zu Josef! Das war jener ägyptische Josef, dessen Lebens- geschichte zu den schönsten Abschnitten der heiligen Schrift zählt. Er hatte in kluger Vorsorge Borräte angehäuft und spendete nun mit vollen Händen an die Hungernden. Dieser ägyptische Josef ist das Vorbild des neutestamentlichen Josef. Auch von diesem gilt das Wort: Gehet zu Josef! Alle Bedrängten und Betrübten, alle für Leib und Seele Hilfe Suchenden finden bei ihm ein edles, hilfsbereites Vater- herz. St. Josef war von Gottes ewiger Vorsehung zum Pflegerater des göttlichen Heilandes auserwählt. Welch ein Herz voll Liebe wird ihm da Gott gegeben haben, da er für die menschengewordene Liebe sorgen sollte. Er sah das Jesu- kind in seiner Armut und Dürftigkeit in der Krippe liegen und sein Herz ward bei diesem Anblicke vom innigsten Mit- leid erfüllt. Sollte da St. Josef nicht auch von Liebe und Erbarmen erfüllt sein für alle jene, die diesem Kinde im Glauben und in der Liebe nahe stehen? Der hl. Josef trug das göttliche Kind, dem die Welt und der Himmel untertan sind und das mit einem Worte Welten schaffen und vernich- ten kann, auf seinen Vaterarmen. Sollte er da nicht durch seine mächtige Fürbitte bei diesem Kinde alles für jene er- langen können, die an dieses holde Kindlein glauben und es liebend verehren? Ein ganz besonderer Helfer und Für- sprecher bei Gott ist aber der hl. Josef jenen, die an dem großen Lebenswerte des Heilandes weiterarbeiten. Jeder Vater freut sich, wenn sein Sohn Großes vollbringt. Des göttlichen Heilandes Lebenswert aber ist: „Ich bin gelom- men, zu suchen und selig zu machen, was verloren war.“ Sein Testament aber bei seinem Scheiden von dieser Welt war: „Geht hin in alle Welt und lehret alle Völker... und lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe.“ Ein ewig fließender Quell der Freude ist es für den Nährvater Jesu, wenn er von des Himmels Höhen aus sieht, wie durch das Welterlösungswerk des göttlichen Heilandes Millionen von unsterblichen Menschenseelen, nach denen der Heiland so sehr verlangt, den Weg zum ewigen Heile finden. Auch der hl. Josef kennt keinen innigeren Wunsch, als den, daß das Reich Gottes komme, wie uns der Heiland tagtäglich im Vater unser beten lehrt. Allen jenen aber, die mithelfen, damit dieses Reich immer mehr und mehr in der Welt sich

ausbreite, gilt seine ganz besondere Vaterliebe und sein ganz besonderer Vatersegen. Der hl. Josef ist darum auch der be- sondere Patron des Missionars, der zu ihm so gerne in allen Nöten und Anliegen seine Zuflucht nimmt; er ist auch der besondere Patron für eine gute Berufswahl für jene, die sich dem heiligen Missionsberufe widmen wollen und die im Ringen nach diesem Ideal oft so viele Kämpfe zu bestehen und so viele Schwierigkeiten zu überwinden haben; er er- bittet auch Gottes reichsten Gnadensegen allen jenen, die in- direkt mitarbeiten am Heile der Seelen, an der Befehrung der Heiden, durch materielle Unterstützung und durch die so notwendige Gebetshilfe.

Möge in uns allen die Verehrung des hl. Josef immer größer werden! In der heiligen Kirche hat er eine neue Ehrung erfahren, indem für die Messe zu Ehren des hl. Josef eine eigene Präfation genehmigt wurde. Rufen wir recht oft zum hl. Josef, so wie die Kirche es uns lehrt: „Heiliger Josef, du Stütze der Familie, du Trost der Elenden, du Schutz- herr der heiligen Kirche, bitte für uns!“

## Das zerbrochene Fenster.

Eine beschauliche Geschichte.

Von F. Schröngamer-Heimdal.

Ich muß schon sagen, der Empfang, den mir die ehrjame Donaustadt bereitere, war recht merkwürdig und nicht von bester Vorbedeutung für den Aufenthalt dort. Und ich war doch zum „Ausspannen“ hinge- fahren.

Wenn es mir in meinen vier Wänden oft zu eng und einsam wird, schnüre ich schnell mein Bündel und wandere irgendwohin, um wieder ein Stück Welt und Leben zu sehen. Und zwar wähle ich mir meistens einen Ort, wo ich noch völlig fremd bin und mir alles neu ist. Da sind die Eindrücke frisch und tiefer. Und meistens trifft man doch irgendeinen Bekannten dort, so daß man nicht ganz allein ist.

Diesmal wählte ich mir die alte, liebe Stadt an der Donau, die so still und friedlich an ihren Ufern liegt und von den stolzen Zeiten träumt, als noch Könige und Kaiser in ihren Mauern tagten und strotzende Schiffs- züge die Wasser auf- und abwanderten.

Jetzt ist's still dort. Andere Zeiten.

Die Bahn geht in einem weiten Bogen um die Stadt herum. Und selten verirrt sich ein Fremder in das alte Nest, außer es ist gerade einer, der Schönheit sucht und die stummen, steingewordenen Zeugen vergangener besserer Tage zu sich reden läßt.

Das wollte auch ich und fuhr hin.

Im „Goldenen Bären“ stieg ich ab. Ich nahm mir ein Zimmer, das in den Garten hinausging, und daß mir der Wirt besonders empfahl, weil es dort ganz

ruhig sei, und die Aussicht ins Grüne hätten die Fremden jögern.

Das war mir recht. Ich legte mein Gepäck ab und setzte mich aufs Sofa, um zu überlegen, was ich mir zuerst beisehen wollte, den grünen Markt unter den alten Lauben oder die Schwedenschanze oder den Georgsbrunnen oder die gotische Heiliggeistkirche mit dem berühmten Sakramentshäuschen.

Ich stellte mir alles recht schön vor und freute mich schon in Gedanken — da kracht es ans Fenster, es splittert, Scherben brechen nieder, und mir zu Füßen liegt ein sauftgroßer Stein.

Ein schöner Empfang, denke ich mir. Da geht's ja zu wie im Schwedenkrieg!

Ich bleibe ruhig sitzen und warte ab, was da noch alles kommt. Ich stellte mir auch vor, wie sich manch ein Reisender jetzt an meiner Stelle verhalten würde.

„Welch eine Unverschämtheit!“ würde wohl mancher ausrufen, an die Klingel stürzen und das ganze Haus auf die Füße bringen, vom Bärenwirt bis zum Küchenmädchel. „Herr Wirt, das kann einem nur in Ihrem Gasthof passieren! Das ist doch eine Ungezogenheit im höchsten Grad! Ich ziehe sofort in ein besseres Hotel um, das ist ja unerhört, besorgen Sie mir einen Packträger! Und einen Kognak! Oh, meine Nerven!“

Einen derartigen Ausbruch würde man nach Umständen gewiß für gerechtfertigt halten, und mir ist's im ersten Augenblick auch recht spassig zumut. Aber wenn man weiß, was man als kleiner Bub selber oft angestellt hat, verhält man sich in solchen Lagen lieber ruhig und abwartend, weil man geneigt ist, lieber auf ein Versehen als eine böse Absicht zu raten. Da den Steintwurf außer mir noch niemand wahrgenommen hat, habe ich um so weniger Veranlassung, aus meiner Zurückhaltung herauszugehen.

Und siehe da: als erste „Sehenswürdigkeit“ der Donaufstadt tritt mir nicht der Georgsbrunnen oder die Schwedenschanze entgegen, sondern ein blonder Bubenkopf mit ängstlichen Blauaugen, der sich eben vorsichtig spähend durch das soeben entstandene Scherbenloch schiebt. Meine Vermutung hat sich also zu meiner Freude bestätigt.

Aber mein Erstaunen steigert sich — das Gesicht ist mir so bekannt! Ist das nicht der Franzl, der Aelteste meines Vettters? Wahrhaftig, der ist's und kein anderer! Aber wie kommt der in diese Donaufstadt? Seine Eltern leben doch in einem andern Flecken an der Donau.

Ich sitze ganz ruhig, um den Buben nicht durch eine Bewegung zu erschrecken. Er ist an der Dachrinne heraufgeklettert, wohl um nach dem Schaden zu sehen, denn einen „Einbruch“ traute ich dem Franzl doch nicht zu. Bei dem geringsten Schrecken könnte er aber den Halt verlieren und hinunterstürzen, wenn's auch nur vom ersten Stoß wäre. Und bei einer unvorsichtigen Bewegung könnte er sich eine Scherben spitze in den Kopf stoßen.

Jetzt sieht er mich auch und macht ein Gesicht, das ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Ich sage jetzt ganz ruhig: „Halte dich noch einen Augenblick fest, ich lasse dich jetzt herein. Gelt, du bist der Franzl? Oder nicht?“

„Ja“, sagt er, „ja“.

Ich gehe hin, breche die Scheiben vollends aus dem Rahmen und ziehe mir den Franzl herein. „So“, sage ich, „pub' dich schnell ab, da bist ein wenig kalfig an den Knien.“

Er schaut erst eine Weile, dann verzieht er den Mund zum Weinen.

„Schämst dich nicht?“ jage ich. „Schau', ich tu' dir ja nichts. Und es passiert dir gewiß nichts. Aber jetzt erzähl' mir einmal, wie kommst du in diese Stadt und der Stein da durch's Fenster?“

Er schaut mich noch einmal fest an: „Ja, bist du's wirklich? Der Herr Vetter?“

„Ja, der bin ich.“

„Bitt' schön, gelt, dem Vater sagst es nicht?“

„Was?“

„Wegen dem Stein da.“ — Er hebt ihn rasch auf und wirft ihn ins Gras hinunter. „Ich kann ja nichts dafür. Ich hab' eine Pfundbirne in unsem Garten drüben herunterwerfen wollen, da ist mir der Stein hinten ausgekommen und daher ans Fenster. Und weil niemand herausgeschaut hat, hab' ich nachsehen wollen, ob sonst noch etwas gebrochen ist. Und jetzt bist du da?“

„Ja, und du! Und das dadrüben ist euer Garten, jagst du?“

„Ja, wir sind seit drei Wochen da. Vater ist daher verfehlt worden. Weißt es denn noch nicht?“

Kein Wort weiß ich! Das wird ja immer besser! Erst fliegt mir ein Stein herein, dann der Bub, und seine Eltern, meine Vetttersleute, habe ich als Nachbarn in der wildfremden Stadt, wo ich glaubte, hier kennt mich kein Mensch!

Wir können uns nicht genug wundern, alle zwei, und lachen zuletzt, daß die Scherben klirren. Dann läute ich dem Wirt und jage ihm: „Diesem kleinen Buben, Franzl heißt er, und mein Vetter ist er auch, ist ein Stein ausgekommen und durchs Fenster geflogen. Lassen Sie die Scheibe gleich machen und schreiben Sie mir die Kosten auf die Rechnung. Es wäre mir recht, wenn das Fenster bis zum Abend noch fertig würde, denn das Zimmer gefällt mir, und ich möchte es nicht gern mit einem andern vertauschen.“

Der Wirt vergißt vor lauter Verwundern auf die Verbeugung, wie ich nach diesen Worten den Franzl aus dem Zimmer und aus dem Haus führe.

Heute wird es mit den Sehenswürdigkeiten nichts mehr, das ist mir schon klar.

Wir gehen gleich ins Nachbarshaus.

Die Frau Base schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, wie sie mich sieht.

„Gelt“, jage ich, „das ist eine schöne Ueberraschung. Ich fliege daher wie ein Stein durchs Fenster.“

Franzl gibt mir schon einen Rippenstoß. Nein, nein, ich verrate nichts. Der Franzl muß gleich aufs väterliche Büro laufen, damit der Herr Verwalter heute nicht in den „Silbernen Löwen“ geht zum Schaffopsen, sondern heim zur „Ueberraschung“. Denn jagen darf er's nicht, wer es ist. Ich glaube aber, er hat's doch gesagt und sein Wort nicht so gut gehalten wie ich das meine; es macht aber nichts. Denn Vaters Gebot ist mehr als Vettters Verwarnung.

Die Frau Base hat gerade einen Hasen in der Weize, und bis der Vater heimkommt, ist er schon fertig. Ich habe nie ein so gutes Wildbret gegessen wie diesen Langohr.

Wir sind alle voller Freude und unterhalten uns aufs beste. Der Franzl soll schon längst im Bett sein, aber heute hat er gar keinen Schlaf. Denn sobald ich eine Anspielung mache, daß die Leute oft hereingeschneit kommen wie Steine durchs Fenster, schaut er ängstlich zu mir her. Aber ich bleibe beim Vergleich, den niemand versteht wie wir zwei, und die Geschichten erzähle

ich erst ein anderesmal. Denn heute bekäme Franzl gewiß Prügel dafür, und die will ich vetterlich-verständig von ihm abwenden, weil ich selbst einmal ein kleiner Bub war.

Ich bin auch die andern Tage noch Gast bei meinen Vetterseuten, und alle Ehrenwürdigkeiten zeigen sie mir auch. Dafür kriegt der Franzl etwas in die Sparskaffe — da wird er schauen, was er für einen „noblen“ Vetter hat. Und die Frau Base wird der Base, der eigentlich für Sonntag gehört hätte, gewiß nicht reuen. — So waren wir alle recht munter und vergnügt die paar Tage, und jedes ist auf seine Rechnung gekommen. Und sind recht fröhlich von einander geschieden, wie mein Urlaub wieder um war.

Im Heimfahren aber hab' ich mir gedacht: Schau', hättest du, wie der Stein durchs Fenster flog, gleich aufbegehrt und Lärm geschlagen und dem Wirt, der nichts dafür konnte, einen Krach gemacht, dann wärst du um das ganze Vergnügen gekommen. Denn der Franzl hätte gewiß die Flucht ergriffen, wenn ich gleich grob hinausgeschimpft hätte, und hätte auch gar nicht gewußt, daß es der Franzl ist, daß seine Eltern seit drei Wochen da wohnen, und daß die Frau Verwalter gerade einen Hasen in der Beize hat.

Weil ich aber abgewartet habe, ist alles schön ruhig und ohne Aufregung abgelaufen.

Es hat auch keines der Beteiligten Schaden genommen, ist jedes wohl auf seine Rechnung gekommen; und ich habe ein seltsames Erlebnis obendrein, das mir wert scheint, es aufzuzeichnen.

Und das ist hiemit geschehen zu Nutz und Frommen aller, die diese Geschichte einmal lesen. Sollte es ihnen vorkommen, daß einmal ein Stein zum Fenster hereinfliegt, so wissen sie, wie gut es ist, nicht gleich aufzubrausen, sondern schön gemächlich abzuwarten, was da weiter kommt. Es kann oft von größtem Nutzen werden.

Es braucht aber gerade kein Stein zu sein und kein Bub, der Franz heißt, auch kein Base, der gerade in der Beize liegt. Die Welt ist so groß und das Geschehen darin so mannigfaltig, daß es nicht überall ein Stein sein kann. Aber überall wird's jemand sein können, der sich beherrscht und abwartet, was weiter kommt. Und etwas Schlimmeres ist's dann gewiß nicht.

### Empfang der hl. Kommunion in der Sterbestunde.

Es war im Herbst 1865, schreibt ein Priester aus Franklin in Amerika, als ich eines Morgens, wie ich es täglich zu tun gewohnt bin, den heiligen Rosenkranz betete, damit ich durch die Vermittlung Mariens Seelen gewinne und rette. Ich mußte auf eine entfernte Station, um dort Gottesdienst zu halten. Ich hatte die heilige Messe gelesen, dabei aber vergessen, die übrig gebliebenen heiligen Hostien zu konsumieren; ich wollte sie darum nach Hause in meine Kirche tragen. Da zeigte sich nun in recht auffallender Weise die göttliche Vorsehung und die Barmherzigkeit Mariens.

Man hatte mir für die Rückkehr nach Franklin bereits einen Wagen bestellt, aber ich schlug dieses Anerbieten aus. Weil ich das heiligste Sakrament bei mir hatte, zog ich es vor, den ohnehin nicht allzu langen Weg von nur drei Stunden einsam und allein zu Fuße zu machen. Ich schlug den kürzesten Weg ein und mochte etwa eine Stunde zurückgelegt haben, als ich an einer elenden Hütte vorbeikam. Daraus trat mir ein Holländer entgegen, der ein kleines Kind auf den Armen trug und mich mit Tränen in den Augen bat, ich möchte

doch seine arme Frau, die im Sterben liege, mit den heiligen Sakramenten versehen; es sei ihm, sagte er, des kleinen Kindes und der kranken Frau wegen unmöglich gewesen, das Haus zu verlassen und mich zu holen.

Als ich in die Hütte trat, hielt die Sterbende den heiligen Rosenkranz in der Hand, die letzte Freude leuchtete aus ihren von Todesnähe entstellten Zügen und sie jagte mit der letzten Kraft ihrer Stimme, deren freudigen Ton ich nie vergessen werde: So habe ich denn nicht umsonst gehofft und mein Vertrauen auf Maria gesetzt; sie wird dich, habe ich gedacht, nein, sie kann dich nicht ohne die letzten Sakramente sterben lassen; eine innere Stimme sagte es mir gewiß, Maria, die ich so oft im Leben angerufen, werde mich im Sterben nicht verlassen. Voll Zuversicht betete ich meinen Rosenkranz, als ich mein Ende nahen fühlte, und siehe da, ein Priester kommt ungerufen in die Nähe unserer Hütte, gesendet auf wunderbare Weise von Maria, der Mutter der Barmherzigkeit! —

Die Sterbende empfing nun die heiligen Sakramente und verschied bald darauf noch in meiner Gegenwart und unter meinen priesterlichen Zusprüchen, ihr Herz noch vom tiefsten Dank gegen Maria erfüllt, deren süßer Name ihr letztes Wort gewesen!

**Heilige Messen können vorderhand  
nicht mehr angenommen werden.**

**Siehe Oktober-Novembernummer des  
Vergißmeinnicht 1919.**



An Viele: Wir ersuchen, die noch ausstehenden Abonnementsbeträge für den abgelautenen Jahrgang des Vergißmeinnichts recht bald einzulösen. — **F. M. M.** Ein sehr gutes Werk können Sie tun damit, wenn Sie Zugesandtes unserem Studienfond überweisen. Sicherlich werden alle, die durch die Unterstützung aus diesem Fond das Glück haben, Missionare zu werden, ihrer Wohltäter recht eifrig beim hl. Meßopfer gedenken. — **R. M. R.** Wenn Sie das Geld für allgemeine Missionszwecke geben, so nützen Sie dem Missionswerke gerade so gut, als wenn Sie es für Heidentinder geben. Ein wahrhaft apostolisches Werk ist auch der Studienfond, damit arme, aber brave Knaben Priester und Missionare werden können. Odenheim, 65 M als Dank. — **Nr. 51**, Brief und Betrag erhalten und nach Angabe verwendet. — **Bruchsal R. B.**, Brief mit Einlage erh. — **Bernau**, 123 M erh. u. nach Angabe verw. — **M. D. S. D.** erhalten und besorgt. — **Neumarkt**, Betrag erh. — **S. A. B.** Betrag erh. Es werden 2 Heidl. Josefa u. Anton getauft. — **Rodheim**, Betrag erh. — **Bodenheim L. B.**, Was Sie dafür für die Mission tun wollen, steht in Ihrem freien Belieben. — **Oßig**, 27 M, die bei einer Wallfahrt gesammelt wurden, erh. — **Ungenannt**, 300 M erh. u. nach Angabe verw. — **Wessobrunn**, 156 M für Heidentinder Josef und Remigius, Vergißmeinnicht und Alm. erh. — **Langnau** 5 Fr. als Dank. Heidentinder und Antoniusbrot sind teils als Dank, teils als Bitte eingegangen von: **Ungenannt**, 21 M Heidl. Josef, 4 M Antbrot. — **Schlupfheim**, 25 Fr. „Peter“. — **Kroftau**, 21 M. —

Ohrenbach. — München, Thaddäus. — Konstanz. — Neufes. — Würzburg, Emma Josefine. — München, Eduard und Käthchen. — Nering, Michael v. M. v. A. G. D. 42. M für 2 Heidenkinder.

### Gebetsempfehlungen.

Eine schwerranke Wohltäterin. Glück und Segen im Geschäft, Gesundheit und Frieden in der Familie, Seelenfrieden, gute Kindererziehung.

### Dankjagungen.

„Einige Jahre betete ich um ein glückliches, friedliches Familienleben und hielt auch mehrere Novenen zu Ehren der Muttergottes von der immerwährenden Hilfe, zu Ehren des hl. Josef und des hl. Antonius. Heute kann ich sagen, daß ich durch deren Fürbitte erhört wurde; als Dank sende ich eine Gabe zur Taufe eines Heidenkinds.“ „Herzlichen Dank der lieben Muttergottes vom guten Rat, der Mutter von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Josef, und dem hl. Antonius für sofortige Hilfe in mehreren großen Anliegen.“ „Ich litt jahrelang an einem Unterleibsleiden. Vertrauensvoll nahm ich meine Zuflucht zum hl. Antonius u. zum hl. Josef und habe nun durch die Fürbitte dieser Heiligen einen tüchtigen Arzt gefunden, der mich heilte. Tausendfachen Dank den beiden Heiligen.“ „Unser zweijähriges Töchterchen erkrankte im November vorigen Jahres an der Grippe. Einige Tage später gestellte sich noch doppelseitige Lungenentzündung dazu. Das Fieber war außerordentlich heftig. Nach zwei weiteren Tagen trat Gehirnhautentzündung und Genidstarre ein. Das Kind war an sämtlichen Gliedern gelähmt und hatte die Sprache verloren. Der Arzt gab jede Hoffnung auf. Doch das Kind blieb am Leben. Monatelang lag es gelähmt und geistesabwesend da. Der Arzt erklärte uns, daß das Kind infolge dieser schweren Krankheit wahrscheinlich den Verstand einbüßen und vielleicht auch gelähmt bleiben werde. In dieser schweren Not wandte ich mich vertrauensvoll an das göttliche Herz Jesu, an den hl. Antonius und den hl. Josef. Ich versprach im Falle der Erholung ein Heidenkind auf den Namen meines Kindes Antonie taufen zu lassen und Antoniusbrot zu geben. Mein Kind ist nun gottlob wieder vollständig hergestellt und hat nicht das Geringste von der entsetzlichen Krankheit zurückbehalten. Dafür sei dem göttlichen Herzen Jesu, dem heiligen Namenspatron Antonius und dem hl. Josef tausendfacher Dank!“ „Der liebe Gott hat auf die Fürbitte des hl. Antonius, des hl. Josef, der lieben Muttergottes und der heiligen Mutter Anna wunderbar geholfen und das Leben einer kleinen Nichte gerettet.“ „Meine Großmutter ist schon seit vielen Jahren Leserin des Bergisheimnichts. In diesem Blatte habe ich schon oft gelesen, wie der hl. Josef und der hl. Antonius oft in verzweifeltsten Fällen geholfen haben. Ich hatte vor ungefähr 14 Tagen meine Geldbörse mit beträchtlichem Inhalte und Uhrschlüssel verloren. Ermuntert durch die vielen Gebetserhörungen nahm ich meine Zuflucht zum hl. Antonius und zu den armen Seelen und versprach Veröffentlichung im Bergisheimnichts. Am 8. Tage der Novene fand ich meinen Geldbeutel an einer Stelle, wo ich ihn gar nicht vermutet hätte.“ „Schon monatelang hatte ich ein großes Anliegen auf dem Herzen. Nach menschlicher Voraussicht war keine Hilfe vorhanden. Da nahm ich meine Zuflucht zur Mutter von der immerwährenden Hilfe, zum hl. Antonius und zum hl. Josef. . . . mein Gebet wurde erhört.“ „In einem schweren Anliegen wandte ich mich an den hl. Josef und an die armen Seelen und siehe, am nächsten Tage kam unerwartet Hilfe. Gott sei Dank gesagt; Dank auch dem hl. Josef und den armen Seelen!“ „Dank dem hl. Josef für Hilfe in einem Nervenleiden.“

### Dank und Bitte.

Zuzwil, Wohlten, Walchwil, Bürglen, Altdorf, Zürich, Luzern, Flüelen, Gurnellen, St. Gallen, Wil, Wohlten, Baden, Münster, Otten, M. Brodhagen, Gelsingen, Ochtrup, Bernterode, Hausach, Densbach, Heidelberg, Achenrot, Wasserlosen, Gablingen, Unterleiterbach, Lautenbach, Langenargen, Weingarten, Moosbeuren, Augsburg, Karlsruhe, Schlegeldorf, München, Malschenberg, Güntersleben, Gunzenhausen, Rot, Pfaffenhofen, Nachten, Sonderhofen, Himmelstadt, Hohenreichen, Oberstaufen, Maulach, Reichenhall,

Diepoltkirchen, Frankfurt—Eckenheim, Nordheim, Uffing, Biberach, Breslau, Danzig, Jatzobsdorf, Neustadt, Neisse, Larnowik, Königsberg, Rosenbergl, Beuthen, Kleinhelmsdorf, Ossig, Stettin, Krokau, Brielen, Andelsbuch, Beuel, Meiningen, Bildsod.



Peter Jungbluth in Cöln. Sofia Ewalts in Leuth. Franz Hoffmann in Pronsfeld. Tilla Roggmann in Cleve. Frau von Monshau in St. Vith. Frau Haas in Schalkenmehren. Jakob Hausen in Wetten. Aloys Gerold in Giershagen. Christina Krämer geb. Hoffmann. Theodor Sonnemann in Dülken. Elisabeth Bolke geb. Peters in Haverbeck. Frau Bernh. Reintges in Homberg. Ehrwürden Schwester Celina Reiser. Frau Dalingshaus in Bahlen. Josef Braun in Nachen. Elise Deserno geb. Wimmer in Brand. Johann Cremer in Sommerum. Franz Weg in ? Ehrw. Schwester Mogola Biegler. Gottfried Köllen, Pfarrer in Merten. Ehrwürden Schwester Silveria Polkom. Frau Bernh. Henningsfeld in Henrichenburg. Nikodem Schälín, Flüeli. Wwe. Josefa Baumann, Wassen. Frau Schirmer, Schanis. Wilh. Kreh, Schongau. Kath. Kreh-Weibel, Schongau. Maria Birki, Oberegg. Anna Weller, Nagelsberg. Theresia Imholz, Unterschächen. Franz Philipp, Schattdorf. Johann Feh. Khäzins. Frau Berthold, Weinsfelden. Frau Kojmehl, Derendingen. Emma Imwintelried, Blikingen. Josefa Betschart, Ibach. Katharina Stangl, Buchheim. Elisabeth Schwarz, Buchheim. Andreas Dregler, Reissbad. Anna Eisenreich, Moosdorf. Otto Schultheis, Hintermeilingen. Josef Henemann, Unterleiterbach. Barbara Gößmann, Erbshausen. Anna Giesendorf, Erbshausen. Sabette Fleischer, Effeldorf. Anna Haufer, Huttenwang. Erwin Hud, Pfarrer, Schmiechen. Theresie Schöffler, Egling. Anna März, Köfingen. Marg. Raab, Kleintalensfeld. Johann Glödler, Pfaffenhofen. Frau Ferner, Nachten. Josef und Richard Huber, Breitenfeld. Josef Feh, Andelsbuch, auf dem Felde der Ehre gefallen. Katharina Mitterberger, Aichau, Hochw. Pfr. Schaab, Karlstadt. Walburga Wünsch, Bessenburgheim. Andreas Windshügl, Parkstein. Elisabeth Johanna Noe, Mosbach. Friedrich Heinlein, Hauptlehrer, Halsheim. Heinrich Griebel, Kirchschletten. Hochw. S. Pf. Sylvester Luz, Bedernau. Georg Huttery, Kiezersfelden. Frau Oberamtmanng Finger, Frankenstein. Franziska Stora, Friedersdorf. Pater Teofil Merk S. J. Spiritual in Breslau. Erzpriester Max Hosenkij, Pfarrer in Goshüh. Anna Wilezet, Jaborse. Maria Kalaj, Breslau. Geisil. Rat Johannes Drost, Pfarrer in Klein-Strehli. Dagier in Salgesch. Utr. Bollhalder, Alt St. Johann. Josef Signer, Gonten. Hochw. Pfr. Edelmanng, Mafeltrangen. Gottfried Schwere, Leuggern. Josef Kennhaas, Goldach. Verena Hochstraher, Gerliswil. Johann Meier, Zürich. Alois Seiler, Ernen.

Am 11. November 1919 starb Seine Eminenz Cardinal und Erzbischof von Cöln

**Dr. Felix v. Hartmann.**

Dem edlen Gönner und Wohltäter unserer Mission werden wir stets ein dankbares Andenken bewahren. Wir empfehlen die Seele des hohen Verstorbenen dem Gebete unserer Wohltäter.

R. I. P.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen.

Druckerei G. m. b. H., Würzburg.

# Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.  
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und  
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission  
in Würzburg, Pleicherring 3.

38. Jahrgang.  
Nr. 2.

Er geht monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mk. 2.50,  
direkt franco u-  
gesandt oder von  
unsern Beförderern  
bezogen.

Ueberzahlungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.  
Probenummern  
gratis.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk in  
Gunsten der armen  
Heiden in Afrika.

Bestellungen  
auf das  
Vergißmeinnicht  
geschehen am ein-  
fachsten auf dem  
Abschnitt der  
Zahlkarte oder  
Postanweisung.

Postcheck-Konto  
Nürnberg Nr. 194.



Würzburg  
Februar 1920.

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der Hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtenmalen allen  
Wohltätern  
unserer Mission  
einen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Beförderer des  
Vergißmeinnicht  
werden an allen  
Orten gesucht.

für die Abonnenten  
des Vergißmeinnicht  
als Wohltäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Klosterkirche  
zu Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messen  
gelesen.

Paulus erhält Besuch von einem alten Mütterlein.

### Maria, meine Mutter.

Erđ' und Himmel strahlen wieder  
Mir dein engelgleiches Bild,  
Tausend Namen, tausend Lieber,  
Breiten dich, o Jungfrau, mild.  
Ja, dein Name giebt vor allen  
Trost und Lieb' in's Herz hinein.  
Ewig soll er widerhallen,  
O Maria, Mutter mein!

Könnst ich etwas Süß'res denken:  
Du willst meine Mutter sein?  
Du willst meine Pfade lenken,  
Läßest nirgends mich allein!  
Wo ist Treu' wie Muttertreue?  
Kann ein Name trauter sein?  
Täglich wächst die Lieb' auf's Neue,  
O Maria, Mutter mein!

Wenn Gefahren mich umtürmen,  
Hält mich Deine Mutterhand,  
Mag es toben, mag es stürmen,  
Deckt mich schützend Dein Gewand.  
An dem treuen Mutterherzen,  
Schlummr' ich sanft und sicher ein,  
Ruf in Freuden, ruf in Schmerzen:  
O Maria, Mutter mein!

### Aus der Zeit der Gründung der Mariannahiller Missionsstation Mariazell.

Erinnerungen von Br. Servulus Ditsch, C. M. M.

Es war im Jahre 1892. Am Fuße der Drauzenberge war von Mariannahill eine große Farm angekauft worden mit der Absicht, dort eine neue Missionsstation zu gründen. Diese sollte nunmehr besetzt werden. Das heilige Osterfest war schon nahe. Dieses fällt nun in Südafrika in die Winterzeit, eine für damalige Reiseverhältnisse äußerst ungünstige Zeit. Eisenbahnen gab es damals nämlich noch nicht und so mußte alles mit Ochsenfuhrwerken landauf landab befördert werden. Mit welchen Schwierigkeiten man dabei zu kämpfen hatte, speziell in der Winterzeit, kann nur der so recht begreifen, der selbst jahrelang solches Fuhrwerk geleitet hat. Während der monatelangen Reise nämlich müssen die Ochsen mit dem Futter vorliebnehmen, das sie auf den Ausspannplätzen auf der Weide finden. In der Winterzeit aber, in der es hier 6 Monate nicht regnet, ist das Gras schon überall dürr und trocken, von der Sonne ganz ausgebrannt und somit das Futter spärlich und schlecht. Trotzdem müssen die Ochsen Tag für Tag die großen Anstrengungen leisten. Außerdem jetzt um diese Zeit auch eine ziemlich empfindliche Kälte ein, so daß das an warmes Klima gewohnte Küstenvieh sehr darunter leidet und daher auch nur schwer vorwärts kommen kann. Unter diesen Umständen war es natürlich gerade in der Winterzeit äußerst schwierig, Fuhrleute für eine solche Reise zu finden. Auch wir konnten keine aufreiben.

Ich war damals Feldschaffner in Mariannahill. Eines Tages nun wurde ich gefragt, ob ich denn nicht die „Reisekarawane“ führen wollte. Man machte mir natürlich den Mund etwas wässerig über die schöne Fahrt, damit ich leichter anbeißen sollte. Zuerst redete ich nun mit meinen schwarzen Fuhrleuten und frag sie, ob sie wohl Lust hätten, unter meiner Führung die weite Reise mitzumachen. Nach langem Hin- und Herreden erklärten sie sich einverstanden; sie wollten, wie sie sagten, ganz gerne auch einmal ein anderes Land sehen. So erklärte ich mich denn auch meinerseits bereit, die Karawane zu führen und ich erhielt auch gleich den Auftrag, noch vor Ostern mit 4 Wagen zu je 18 Ochsen nach unserer Station Lourdes zu fahren, um verschiedene Frachten dorthin zu befördern. Lourdes sollte der Sammelpfad sein; von dort aus sollte unsere „Berggüterreise“ angetreten werden.

Die Reise nach Lourdes ging nicht ohne allen Zwischenfall ab. Gegen Ende der ersten Woche kamen wir an den Unkomaziberg. Wir hatten da eine Steigung von 700 Metern zu überwinden. Zuweilen ging es ganz steil bergan. An einer recht steilen Stelle nun brach uns unglücklicherweise die Sperre an einem Wagen. Die Straße war dort aus dem Berge herausgegraben. Auf der einen Seite stieg der Berg steil in die Höhe, auf der anderen Seite ging es tief ins Tal hinab. Es bestand die größte Gefahr, daß unser Wagen mitsamt dem Gespann von 18 Ochsen den Berg hinunterrutschen würde. Doch da kam uns, ich muß schon jagen, ein glücklicher Unglücksfall zu Hilfe. Der Ochse nämlich, der auf der Bergseite des Weges zunächst am Wagen ging, stürzte zusammen und zog im Fallen den Wagen auf die Bergseite hinüber, so daß ein Abrutschen verhindert wurde. Dem Ochsen wurde allerdings ein Vorderbein zerschmettert. Auf seinen drei geunden Beinen hinkte er noch mit bis zur Missionsstation Mariathal, wo er dann geschlachtet wurde. Die Station mußte uns dafür einen guten Ochsen bis zu unserer Rückkehr leihen. Bis Lourdes waren wir 14 Tage unterwegs und trafen dort gerade kurz vor dem hl. Osterfeste ein. Mit großer Freude feierten wir noch dieses Fest mit und ersuchten uns vom Auferstandenen Gnade und Segen für all die Vährnisse, die uns auf unserer Weiterreise noch entgegenreten würden.

Während der Charwoche hatten wir vollauf zu tun, unsere Wagen herzurichten. Es waren 4 große, schwere Ochsenwagen, jeder etwa 5 Meter lang und von 30 bis 40 Zentner Eigengewicht. Die Hinterräder an diesen schweren Wagen haben eine Höhe von 1,70 Meter und die Spurweite beträgt ebenfalls 1,70 Meter; letzteres ist deshalb, um bei den schlechten Wegverhältnissen den Wagen vor dem Umstürzen zu bewahren. Für jeden Wagen hatten wir ein Gespann von 18 Ochsen, so daß also unsere Karawane im ganzen 72 Ochsen umfaßte. Für so viele Futter mitzunehmen, ist — das sieht jeder ein — ein Ding der Unmöglichkeit, denn sonst hätte man ja gar keinen Platz mehr für die Fracht. Die Ochsen müssen sich mit dem Gras begnügen, das sie auf den Ausspannplätzen finden. Diese Fütterei ist auch mit ein Grund, warum man so viele Ochsen für einen einzigen Wagen braucht; die Tiere können bei dem mangelhaften Futter nicht soviel leisten. Für die notwendigen Weideplätze ist in der Weise gesorgt, daß jeder Farmer 5 Prozent seiner Form den Fuhrleuten solcher Karawanen

überlassen muß und zwar muß es ein Platz sein, an dem auch Wasser zu finden ist. Auf jeder Farm kann man also ausspannen. Ein solcher Ausspannplatz ist gewöhnlich alle 10 Kilometer, die mit den Ochsen normalerweise in drei Stunden zurückgelegt werden.

Dreimal im Tage wird ausgespannt, sodaß die Ochsen dreimal fressen und trinken können. Der Abendausspannplatz bildet zugleich das Ruhequartier für die Nacht.

Mancher Leser wird da vielleicht fragen, was wir denn alles auf unsere 4 Wagen verladen haben. Kurz gesagt, die ganze Erstlingseinrichtung für die neue Missionsstation wurde darauf verstaut. Eine Menge Bret-

solte. Außerdem hatten wir noch 5 schwarze Fuhrleute und 5 Ochsenbuben. Ein Schwarzer war uns noch beigegeben als Dolmetscher; unsere Reise führte nämlich in ein Gebiet, wo die Sesutosprache gesprochen wurde, deren wir nicht mächtig waren. Die Fuhrleute erhielten damals monatlich 20 Mark, die Ochsenbuben 6 bis 10 Mark. Dazu bekamen sie noch die Beföstigung, die dreimal täglich aus Maisbrei, der in Wasser gekocht wurde, bestand. Während der Reise war — wie es bei diesen Ochsenfuhrwerken immer der Fall ist — einer der Ochsenbuben der Koch. Daß man bei derartigen Mahlzeiten oft die Augen schließen muß, kann man sich leicht denken.



Unsere „Schweizer“ in St. Paul (Patres, Alexiker und Brüder).

ter wurde sodann auch mitgenommen, um an Ort und Stelle Tische und Stühle daraus herzustellen. Sorgfältig mußte erwogen werden, was man denn mitnehmen sollte; denn — wohlgemerkt — wir zogen an einen Ort, wo noch gar nichts hergerichtet und wo 20 Stunden im Umkreis nichts zu kaufen war; das nächste Ochsenfuhrwerk kam erst wieder in 6 Monaten auf die so weit entlegene Station. Jeder Wagen nahm ein Gewicht von 60 Zentnern auf, sodaß wir im Ganzen 240 Zentner verladen konnten. Neben den 4 Wagen hatten wir dann auch noch einen kleinen Karren, auf dem der für die Missionsstation bestimmte Ofen mitgeführt wurde. Nachdem wir uns auch noch mit den nötigen Lebensmitteln, hauptsächlich Mehl, versehen hatten, war unsere „Karawane“ reisefertig.

Von Lourdes an begleitete unseren Zug Br. Romuald, der als Koch für die neue Station bestimmt war und Br. Firmus, der das Amt eines Feldschaffners übernehmen

sollte. Ein Kaffernjunge findet nämlich auch gar nichts besonderes daran, in Ermangelung eines Kochlöffels, der unterwegs nicht selten verloren geht, den Brei mit einem Stück Holz umzurühren, das am Joch für die Ochsen befestigt ist und den ganzen Tag an diesen Tieren scheuert. Doch Hunger ist der beste Koch und nach des Tages Last und Hitze schmeckt auch der Brei ganz gut. Gleich nach dem hl. Osterfeste wollten wir abreißen. Zunächst galt es, die 72 Ochsen einzuspannen. Dieses Geschäft vollzieht sich schneller, als man denken möchte. Ein Ochsenjunge läuft auf die Weide, um die Tiere herbeizuholen. Einer der Fuhrleute stellt sich mit ausgebreiteten Armen der ansprengebenden Herde entgegen und bringt sie so zum Stehen. Ohne weiteres stellen sich dann die Ochsen in Reih und Glied, Kopf an Kopf nebeneinander auf. Bei jedem Tiere wird nun an den Hörnern ein Riemen befestigt und daran wird Stück für Stück zum Wagen hingeführt. Immer zwei Ochsen, die nebeneinander stehen,

bekommen nun ein Joch auf den Nacken gelegt, d. i. ein Stück Holz von etwa 15 Zentimeter Durchmesser, an dem in der Mitte die drei Meter lange Zugkette befestigt ist. Bei jedem Tiere geht vom Jochbalken links und rechts ein Stück Holz herab, die Jochschiene. Unter dem Halse des Tieres sind diese beiden Holzstücke mit einem Lederriemen verbunden, sodaß das Tier nicht herauschlüpfen kann. Jede Zugkette ist mit Hacken und Riemen versehen; so wird eine Kette in die andere eingehängt, sodaß schließlich zwischen den 18 Ochsen eine fortlaufende Kette bis zum Wagen hin läuft. An der Wagendeichsel ist auch ein Joch befestigt, das die zwei stärksten Tiere tragen. Die Verteilung der Tiere geschieht immer in der Weise, daß dem Wagen zunächst die stärksten und faulsten und langsamsten Ochsen gehen; weiter nach vornhin werden dann immer die schnelleren angereiht. Das vorderste Ochsenpaar wird von einem Jungen an zwei Riemen geführt. Ein Leitseil kennt man nicht. Der Fuhrmann selbst trägt ein lange Peitsche in der Hand. Dieselbe besteht in einem Bambusstock von etwa 4 Meter Länge, an dem ein ungefähr 4 Meter langer Riemen aus Rhinoceroshaut mit einem zwei Meter langen Vorschlag aus Rehlleder befestigt ist.

Es dauerte nicht lange, so waren unsere 4 Gespanne hintereinander aufgestellt. Nun konnte die Abfahrt beginnen. Zunächst werden die Tiere so angezogen, daß die Zugkette in der Mitte ganz straff ist. Nun fängt der Fuhrmann aus Leibeskräften zu schreien an und ruft seinen Ochsen zu: „Bambant, madoda, hambaka, tek!“ (Haltet fest, ihr Männer! Los, Hü!) Dann folgt ein Knall mit der Peitsche und die ganze Kolonne setzt sich mit einem Ruck in Bewegung. Falls aber, wie es auch vorkommt, der eine oder andere der gehörnten amadoda diesen Zuruf nicht verstehen sollte oder wollte, dann wird er vom Fuhrmann sofort mit Namen aufgerufen und bekommt außerdem eine Pulage mit der Peitsche, sodaß er kopfschüttelnd und brummend auch vorwärts geht.

So zogen wir denn hinaus in die uns unbekanntere Landschaft, unserer ferneren Ziele entgegen. Wenn ich jetzt zurückblicke auf diese lange Reise, dann muß ich schon sagen, daß ein guter Engel unser Begleiter war, der uns aus so manchen Schwierigkeiten wieder gnädig herausgeholfen hat.

Wir fuhren in der Richtung gegen Sneezwood zu. Da uns aber, wie schon erwähnt, das Terrain vollständig unbekannt war und außerdem im Laufe des Tages ein dichter Nebel eintrat, sodaß wir gar nichts mehr sehen konnten, so war es uns trotz unseres vielen Suchens unmöglich, die Straße zu finden, auf der die Ochsenfuhrwerke gewöhnlich fahren. Wir machten also Halt und blieben dort über Nacht. Am andern Morgen schickten wir einen Kaffern nach Lourdes zurück, um einen des Weges kundigen Mann zu holen; dieser brachte uns dann auch glücklich auf die Straße hinaus.

Hier dürfte es vielleicht nicht uninteressant sein, zu hören, wie der Lagerplatz und das Nachtquartier bezogen werden. Ist es schon sehr spät Abends, wenn man an den Lagerplatz kommt und sind auch die Ochsen schon sehr ermüdet, so werden die Tiere am Joch festgebunden und alles begibt sich dann zur Ruhe. Ist es aber noch nicht allzu spät und sind auch die Ochsen noch nicht allzusehr ermüdet, dann werden sie noch ausgespannt, zur Tränke geführt und dann auf die Weide getrieben. Die Fuhrleute richten unterdessen das zerbrochene Geschirr wieder her. Einer von den Ochsenjungen — die übrigen hüten das Vieh — waltet seines Amtes als Koch. Gefocht

wird in dreifüßigen, eisernen Töpfen: als Feuerungsmaterial dient gewöhnlich Kuhmist, der in der Sonne getrocknet wird. Das Hauptgericht ist Maisbrot; an besonders festlichen oder mühevollen Tagen kommt noch etwas Zucker oder Del dazu. Gegen 11 Uhr Nachts werden die Ochsen wieder von der Weide geholt und an das Joch gebunden, damit sie des Nachts nicht fortlaufen können. Geschlafen wird in sehr primitiver Weise. Jedermann hat einen Sack bei sich, in dem Leibwäsche und eine wollene Decke untergebracht ist. Dieser Sack wird auf den Boden gelegt und dient als „Matratze“, die ausgezogenen und ineinandergesteckten Stiefel dienen als „sanftes“ Kissen, die wollene Decke dient als Zudecke. Die große Wagendecke wird über den ganzen Wagen gezogen, so daß sie links und rechts bis auf den Boden herabhängt und — der Schlafraum ist fertig. Alles liegt unter dem Wagen friedlich nebeneinander, ganz vorne an der Deichsel der Fuhrmann, damit er es gleich hören kann, wenn Nachts bei den Ochsen etwas vorkommen sollte. Die Weiterfahrt am Morgen beginnt, sobald man im Dämmerlicht die Hörner der Ochsen unterscheiden kann.

Nun zurück zu unserer Reise! Wir fuhren wohlge-  
mut gegen Koffstadt zu. Auf dem Wege dahin über-  
raschte uns ein furchtbarer Sturm. In Strömen goß  
der Regen hernieder. Unser Nachtlager schlugen wir  
zwischen zwei Felswänden auf, aber auch da fanden wir  
keinen Schutz; der Sturm tobte so, daß er uns fast die  
wollenen Decken vom Leibe riß. Schon am frühen  
Morgen zogen wir weiter. Die Straße starzte in einem  
unbeschreiblichen Schmutz. Je näher wir der Stadt ka-  
men, desto schlechter wurde der Weg. Wir fuhren durch  
Koffstadt durch bis zum Durbach, der infolge des tages-  
langen Regens hoch angeschwollen war. An seinem  
Ufer bezogen wir unser Lager. Wie das aussah in dem  
von dem Regen in einen Sumpf verwandelten Boden,  
kann man sich denken. Wir kehrten darum nach Kof-  
stadt zurück und gingen dort zu deutschen Schwestern:  
diese brachten uns in ihrer Sakristei unter, wo wir sanft,  
friedlich und trocken schlafen konnten. Da aber die  
Schwestern sehr arm waren und auch fast nichts zum leben  
hatten und darum für uns — 8 Personen — natür-  
lich keine Lebensmittel abretzen konnten, so erbarmten  
sich die Katholiken von Koffstadt und brachten reichlich  
Lebensmittel herbei. Fr. Nivard, der vor der Stadt  
zu unserer Karawane gestoßen war, fragte sie, woher sie  
auf einmal so viele Lebensmittel bekommen hätten; da  
erzählten sie den Hergang und fügten bei, wir  
sollten nur alle 14 Tage kommen; denn nun hätten sie  
wenigstens für einen halben Monat Almosen erhalten.  
In Koffstadt schlossen sich uns noch P. Arsenius und Fr.  
John an; der letztere war als Katechet für die neue  
Missionsstation bestimmt. Nun hatten wir auch das  
große Glück, alle Tage der hl. Messe beizuwohnen, die  
auf der Straße bei einem der Wagen gefeiert wurde.  
(Fortsetzung folgt.)

## Ostern und weißer Sonntag in Südafrika.

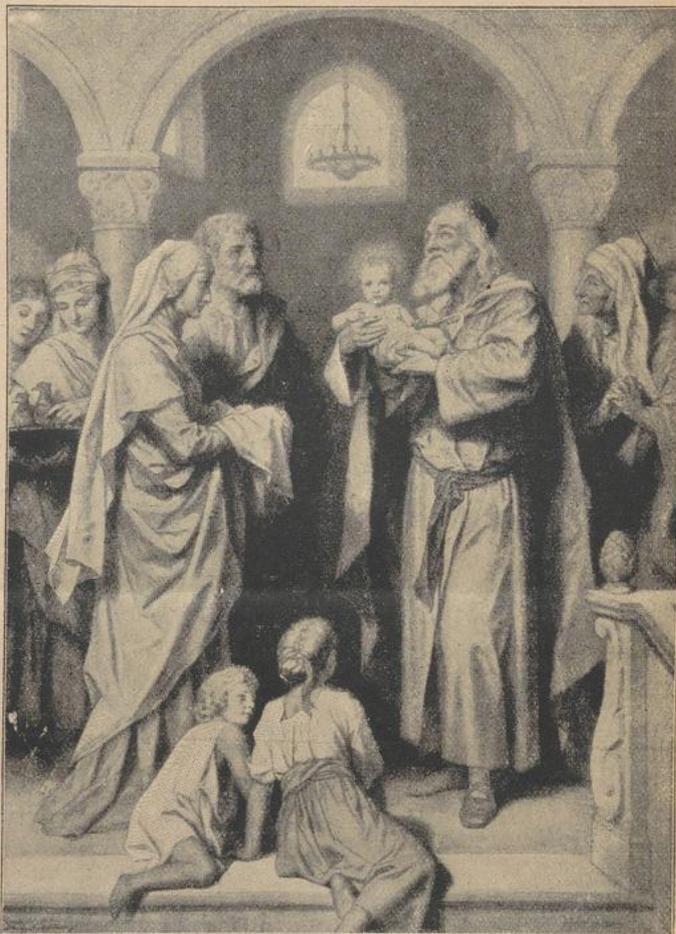
Von P. Hermann Arndt, C. M. M.

Lourdes. — Die Osterwoche und der weiße Sonntag dieses Jahres (1919) waren hier auf unserer Missionsstation Tage voller Arbeit, aber auch Tage inniger Freude. Die Arbeit für die Missionare begann schon am Dienstag in der Charwoche. Die drei Priester teilten sich darein. Unser Hochw. P. Superior Bonaventura ging nach der Außenstation Dumisa zum Beicht-  
hören. Hochw. P. Damianus ging nach St. Bernhard

und mich, als den jüngsten der „Kapläne“ jandte P. Superior nach dem eine Reistunde von Lourdes entfernten Nhembe. Am Mittwoch war großer Beichttag auf der Station selbst. Bis in die Nacht hinein waren die drei Beichtstühle umlagert. Die schöne Frucht dieser Arbeit zeigte der Gründonnerstag: während der feierlichen Hochmesse empfingen etwa 1100 schwarze Christen die Osterkommunion. Bei der hl. Messe fungierte ich als Diakon. Als ich die Scharen an der Kommunionbank sich drängen sah, schweiften meine Gedanken unwillkürlich hinüber nach der deutschen Heimat und ich dachte, ob wohl dort heute auch eine Kirche ist, in der 1100 Christen ihre Osterkommunion halten. Gar innig hat ich da den göttlichen Heiland in der Brotsgestalt, er möge der Welt, vor allem aber unserem lieben Vaterlande, recht bald wieder geordnete Verhältnisse geben und bald wieder Zucht und Ordnung herstellen. Ich habe wohl schon öfters hier in Afrika solche Massenkommunionen gesehen, aber noch nie ward ich dabei so an mein unglückliches Vaterland erinnert wie in diesem Jahre. Wästen doch auch in der Heimat alle zu dem eilen, der in ihrer Mitte im Tabernakel wohnt und auch heute noch immer seine Arme ausbreitet und uns allen die überaus tröstlichen Worte zuruft: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid und ich will euch erquicken.“

Am Mittwoch in der Osterwoche war großer Taufstag. Im ganzen empfingen 162 Erwachsene, 52 Männer und 110 Frauen, dieses hl. Sakrament. Unter ihnen waren auch 48 Protestanten, die in die katholische Kirche aufgenommen wurden. Ueberhaupt gibt es hier in Südafrika viele Protestanten, die, wenn sie einmal den katholischen Gottesdienst mit eigenen Augen gesehen und die kathol. Lehre mit eigenen Ohren gehört haben, sich sehr bald zum Unterricht anmelden. Sie müssen allerdings wie die Heiden unterrichtet werden; denn die meisten, ja man darf sagen, beinahe alle wissen vom Christentume fast nichts, als nur die 10 Gebote Gottes, einige Lieder und hie und da noch ein Gebet. Ueber die katholische Kirche dagegen wissen sie viel, allerdings nur Verleumdungen. Am Donnerstag nach Ostern begannen für die Eristkommunikanten als Vorbereitung auf die hl. Kommunion die Vorträge und geistl. Uebungen; zu diesem Zwecke blieben die Eristkommunikanten vom Donnerstag bis Montag nach dem weissen Sonntag auf der Station. Während der Uebungen ereignete sich ein trauriger Zwischenfall. Es war am Donnerstag Mittag gegen 12 Uhr. Die drei Priester der Station waren alle in der Kirche und übten mit den Eristkommunikanten das Hinzutreten zur Kommunionbank. Solche Uebungen muß man hier mit den einfältigen Schwarzen wiederholt vornehmen, da braucht es Zeit und Geduld, bis die alten Weiblein es fassen, wie man schön zu zwei und zwei in Reih und Glied mit gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen zur Kommunionbank hinzutritt, wie man das Kommunionbuch hält und wie man mit Andacht und Ehrfurcht den Herrn des Himmels und der Erde in der

Brotsgestalt empfängt. An der Ehrfurcht und Andacht fehlt es allerdings nicht, aber mit der Reihe und Ordnung braucht es seine gute Zeit. Wir waren also in der Kirche und übten die Eristkommunikanten ein, als plötzlich ein Mädchen aus der Schule zu mir in die Kirche kam und in größter Aufregung sagte: „Es soll jogleich ein Priester in die Schule kommen; es liegt dort ein Mädchen im Sterben.“ Ich nahm rasch das heilige Krankenöl und eilte zur Mädchenschule. Da war alles in Aufregung. Alle Kinder waren versammelt und



Darstellung Jesu im Tempel. Von H. Hofmann.  
Copyright by Fr. Hanfstaengl in München.

mitten unter ihnen stand die Schwester Lehrerin. Man redete nur ganz leise. Ich trat hinzu und sah da ein schwarzes Mädchen von etwa 14 Jahren an die Mauer angelehnt in Todesröcheln ohne Besinnung. Ich fragte die Schwester, was denn geschehen sei. Sie erzählte mir kurz dieses: „Dieses Mädchen, Elisabeth mit Namen, ist zwar schon länger kränklich, aber doch nicht so, daß sie im Bett liegen muß. Im Gegenteil, sie lernt immer in der Schule mit den anderen Mädchen. Am Osterjonnat hat sie noch die hl. Kommunion empfangen. Ihre Mutter war damals hier und fragte sie, wie es ihr gehe. Sie sagte damals, daß sie etwas Ohrenschmerzen habe. Heute in der Frühe hat sie noch mit den anderen Kindern gegessen. Da sie in der Schule über Kopfschmer-

zen klagte, ließ ich sie im Freien sich aufhalten. Gegen 9 Uhr nahm sie noch etwas Brot und Tee. Dann setzte sie sich an die Mauerecke nieder, wie sie es öfters machte. Gegen Mittag bei Verteilung des Essens rief ich sie, bekam aber keine Antwort. Ich schickte ihre Halbschwester mit dem Essen zu ihr. Kaum war diese weggegangen, so hörte ich sie schon rufen: „Maye u' Elisabeth uyafa.“ (Elisabeth stirbt.) Wie ein Blitz fuhr dieser Ruf unter die Kinder; sie ließen das Essen stehen und eilten herbei. Auch ich eilte sogleich herbei und schickte beim Anblick des röchelnden Kindes sogleich um den Priester. Ich versuchte nun mit dem Kinde zu reden, fand aber, daß es vollständig bewußlos war. Ich betete der Kranken Glaube, Hoffnung, Liebe und Reue vor und sagte ihr, wenn sie mich verstehe, so solle sie im Herzen mitbeten. Darauf gab ich ihr die Losprechung und die letzte Delung. Ich ließ sie sodann durch die Mädchen in das Krankenhäus zur Krankenschwester tragen. Darauf ging ich zur Kirche zurück mit dem Bemerkten, man solle mich sofort holen, wenn das Mädchen wieder das Bewußtsein erhalten sollte. Während des Nachmittags besuchte ich noch wiederholt die Kranke, allein der Zustand war immer noch unverändert. Als ich wieder in der Kirche war, kam auf einmal die Schwester mit der Nachricht: „Elisabeth ist joeben gestorben.“ Elisabeth war ein recht braves Mädchen. Die Lehrerin sagte, sie könne sich nicht erinnern, daß sie ihr je einen Tadel habe geben müssen. Die Eltern des Kindes waren gleich benachrichtigt worden von der Erkrankung ihres Kindes. Sie kamen am andern Tage auf der Station an und fanden zu ihrem unsäglichen Schmerz das Mädchen schon im Sarge. Auch sie fanden aber die Ergebung in den heiligen Willen Gottes. Der so plötzliche Todesfall machte auf alle, namentlich aber auf die Erstkommunikanten, einen tiefen Eindruck. Gebe ihr Gott die ewige Ruhe!

Wie verlief nun der weiße Sonntag? Gegen 7 Uhr versammelten sich alle Erstkommunikanten in der Knabenschule. Von dort zogen sie in Prozession zur feierlich geschmückten Kirche. Voraus zog das Musikkorps der schwarzen Buben mit ihrem schwarzen Dirigenten; dann folgte der Sängerkhor; hinter diesem kamen die Schulkinder mit ihrer Fahne; daran schlossen sich die Ministranten und die Geistlichkeit, endlich noch in stiller Sammlung und Andacht die 240 Erstkommunikanten, 82 männliche und 158 weibliche. Die Mädchen waren alle in weißen Kleidern mit einem weißen Kränzchen auf dem schwarzen Krauskopf. Unter den Erstkommunikanten waren Kinder mit 9 Jahren und Greise mit 60 Jahren. Auf dem Kirchplatze stand eine dichtgedrängte Menge von Schwarzen, vor allem die Ungehörigen der Erstkommunikanten, dann aber auch viele Protestanten und Heiden. In der Kirche angelangt, hielt der Hochw. P. Superior eine Ansprache an die Glücklichlichen. Er erinnerte an das große Glück der ersten heiligen Kommunion, er ermahnte sie zur Treue gegen ihren Heiland und an die Pflicht, stets ein gutes Beispiel unter Heiden und Protestanten zu geben. Er bat sie auch, doch ja nicht zu vergessen, wie bereitwillig der göttliche Heiland heute sei, ihre Bitten zu erhören; sie möchten doch recht innig heute für ihre noch heidnischen Verwandten um die Gnade der Befehrung beten, dann aber auch ganz besonders ihrer Priester und ihrer in Angst und Not lebenden Wohlthäter in Europa gedenken. Nach der Ansprache erfolgte die feierliche Erneuerung der Taufgelübde, die Ablegung des apostolischen Glaubensbekenntnisses und die hl. Messe. Während

der selben traten die einfältigen Schwarzen mit einer Andacht und in einer Ordnung zum Tische des Herrn, die tief erbauend war. Nach den Erstkommunikanten empfingen auch ihre Verwandten die hl. Kommunion. An diesem Tage kommunizierten hier etwa 800 schwarze Christen.

Nach der Dankagung ging es mit Musik hinunter zur Mädchenschule zum Frühstück. Gegen 1/211 Uhr kehrte alles zur Kirche zurück, wo nunmehr das feierliche lebitierte Hochamt mit anschließendem Segen und Te Deum stattfand. Hernach erhielten die Erstkommunikanten in der Mädchenschule ein reichliches Mittagessen. An Appetit fehlte es nicht; denn es war mittlerweile 2 Uhr geworden. Alle Priester der Station, 3 an der Zahl, alle Brüder und Schwestern nahmen an diesem Tage ihr Mittagessen gemeinsam mit den Erstkommunikanten ein. Es waren drei Abteilungen: die Patres, Brüder und Schwestern saßen mit 45 Erstkommunikanten — 30 Knaben und 15 Mädchen — in dem Schulzimmer; die anderen zwei Abteilungen waren in einer aus Holz aufgeführten Halle untergebracht. Während des Essens war gemütliche Unterhaltung, zu der auch die schwarze Musikbände, die auf dem Schulhofe spielte, ihr Bestes beitrug. Der Schulhof selbst war abgesperrt; außen herum stand die dichtgedrängte Menge der Zuschauer. Am Nachmittage machten dann die Erstkommunikanten gruppenweise eine Besichtigung beim göttlichen Heilande in der Kirche; dann gingen sie auf den Friedhof und beteten an den Gräbern ihrer Verwandten. Am Montag gingen alle wieder zum Tische des Herrn, mit ihnen auch wieder viele ihrer Angehörigen, etwa 400. Nach dem Frühstück kamen sie noch alle zu unserem Hochw. P. Superior und dankten ihm mit freudigem Herzen für das große Glück, das ihnen zuteil geworden war und zogen dann in ihre heimatlichen Kraale zurück. Möge der liebe Gott ihre guten Vorsätze segnen, damit diese Erstkommunikanten durch ihr Beispiel auch anderen den Weg zum wahren Glauben und damit auch zum Tische des erbarmungsreichen Erlöserherzens zeigen! Ein solcher weißer Sonntag gibt auch dem Missionar immer wieder neuen Mut und neue Opferfreude, um immer wieder andere Menschenherzen zu diesem Glücke hinzuführen.

### P. Ignatius Krauspenhaar †.

Am 7. Oktober starb auf der Missionsstation Trias-hill in Rhodesia der Hochwürdige Herr P. Ignatius Krauspenhaar. Adalbert — so war sein Taufname — war am 28. September 1881 zu Aulzig in Böhmen geboren. Bis zu seinem 11. Lebensjahre weilte er im Elternhause, dann kam er an das Gymnasium in Leitmeritz. Nach abgelegter Matura bezog er zuerst die Universität Wien, wo er ein Jahr verweilte. Seine übrigen theologischen Studienjahre verbrachte er auf der Universität Innsbruck. Im Februar 1905 wurde er zu Brixen zum Priester geweiht und feierte am 23. April in der Dekanatskirche zu Aulzig seine Primiz. Er war dann auf verschiedenen Seelsorgsstellen in Böhmen tätig, Reichendorf, Wonnsdorf, Einsiedeln. Im September 1909 sollte ein schon lang gehegter Herzenswunsch zur Erfüllung kommen. Von dem heißen Wunsch befeelt, Missionar zu werden, trat er am 21. Oktober 1909 in das Missionskloster Mariannahill ein. Bei der Einkleidung erhielt er den Namen Ignatius. Nach abgelegtem Noviziate war er einige Zeit als Lehrer bei den Klerikern in Mariannahill tätig, bei denen er wegen seines interessanten und lebendigen Vortrages sehr beliebt

war. Endlich sollte seine heiße Sehnsucht in Erfüllung gehen, in die Mission hinausgeschickt zu werden. Er kam in die so hoffnungsvolle Rhodestia-Mission.

Da kam der rauhe Krieg, der auch unsere Rhodestia-Mission so hart heimjuchte. Im Jahre 1917 wurde das ganze Missionspersonal interniert. P. Ignatius kam ins Internierungslager Pietermaritzburg und von dort später auf die Bemühungen des Hochwürdigsten Herrn Abtes hin nach Mariannhill. Am 26. August 1919 durfte dann P. Ignatius, da er als Deutschböhme zum neuen Tschechenstaate gehörte und als solcher nicht mehr als feindlicher Ausländer galt, nach Triashill in Rhodestia zurückkehren. Wie Fr. Benno von dort aus an den Hochwürdigsten Herrn Abt schrieb, erkrankte P. Ignatius schon bald. Aber er beachtete es nicht. Jeden Morgen stand er auf, um wie hl. Messe zu lesen, obwohl er oft kaum stehen konnte. Bald klagte er über recht heftige Schmerzen in der linken Lunge. In der Nacht



vom 2. auf 3. Oktober trat schwere Lungenentzündung ein. Am 5. Oktober war der Hochw. P. Gardner S. J. von Monte Cassino nach Triashill gekommen und hatte dem Schwerkranken die hl. Sterbesakramente gespendet. Nach einer kurzen Besserung trat am 6. Oktober ein Rückschlag ein. P. Ignatius verlor das Bewußtsein und brach auch körperlich zusammen. Am 7. 10. kehrte das Bewußtsein wieder zurück. Abends 7 Uhr entschlief er sanft und ruhig, fast ohne Todeskampf.

Mit ihm ist nicht nur ein überaus fähiger Kopf und ein frommer Priester, sondern auch ein lieber, guter Mensch und Mitbruder heimgegangen. Es sollen hier die Zeilen angefügt werden, die sein Bruder schreibt: „Mein Bruder Adalbert war schon in seiner frühesten Jugend ein tiefreligiöses Kind. Seine Religiosität war von der Art, die man nicht anerzieht, sondern die im Herzen aufwächst. Ich erinnere mich, als der 3 Jahre ältere, sehr lebhaft, wie Adalbert als kleiner Junge vor einem primitiven Hausaltar kniete, den wir uns aus einer Fußbank zusammengebaut hatten. Ein hl. Johannes von Nepomuk, 2 Leuchter und ein paar Blumen waren die ganze Ausstattung. Mein Bruder betete bei diesem Altare immer so andächtig und gesammelt, wie ich es selten bei Erwachsenen sah. Schon damals, als fünfjähriger Knabe, sagte er, er wolle als Missionar zu den Schwarzen gehen. Er hat Wort gehalten, trotzdem ihm viele Hindernisse in den Weg gelegt

worden waren. Wenn ich von tiefer Religiosität des Kindes sprach, so braucht man aber nicht zu meinen, daß er ein Kopfhänger war; im Gegenteil, er konnte recht fröhlich mit den Fröhlichen sein. Ueberhaupt trug er stets eine heitere Zufriedenheit zur Schau, die immer wohlthuend auf mich wirkte. Nur eine Zeitlang kämpfte er einen schweren, inneren Kampf zwischen der Liebe zum Vater und zu seiner Ueberzeugung. Das war damals, als unser lieber Vater es nicht zugeben wollte, daß er Priester werde. Der gute Vater hat sich aber später mit seiner Berufswahl einverstanden erklärt und ist selbst zur Priesterweihe nach Brigen gefahren. Er hat es eben eingesehen, daß sein Sohn seinen Beruf ernst nehmen wird. Vor der Abreise nach Afrika hatte Adalbert dem Vater, der damals schwer krank darniederlag, noch die hl. Sterbesakramente gespendet. Wiederholt hat mir der Vater erzählt, wie wohlthuend es auf ihn gewirkt habe, daß gerade sein Sohn ihm diesen letzten Liebesdienst erwiesen habe.“

Wir empfehlen den teuren Verstorbenen dem Gebete unserer lieben Wohltäter, damit der liebe Gott ihm recht bald den ewigen Frieden und die verdiente Krone im Vaterhause Gottes gebe. Möge P. Ignatius drüben in der andern Welt an Gottes Thron bitten, daß die Gnade Gottes neue Missionsarbeiter erwecke, die von der Heilandsliebe getragen, gern hinausziehen zu den armen Heidenvölkern. R. I. P.

### Die Höhle bei Triashill.

Von Br. Cassian Zengel, C. M. M.

Oft schon erzählte man mir, daß es in der Umgebung von Triashill viele unterirdische Höhlen mit Kammern und Vorratsräumen gebe, die meilenweit unter dem Boden sich hinziehen sollten. Diese unterirdischen Höhlen dienten nach Aussage der Bevölkerung früher als Schlupfwinkel bei feindlichen Ueberfällen. Ich hatte anfangs solche „Höhlengeschichten“ nur für fassrische Märchen gehalten, bis unser Br. Aegidius, der mit den Dertlichkeiten hier sehr vertraut ist, mich eines besseren belehrte, und sich sogar bereit erklärte, mich in eine der nächsten Höhlen zu führen. Unser Schulregens. Fr. Benno, Br. Simon und ich nahmen das Angebot mit Freuden an. An einem Sonntage nun machten wir uns fertig für diese Entdeckungsreise. Mehrere Duzend Schulknaben im Alter von 10—12 Jahren begrüßten uns mit lautem Hurrageschrei; das war unser Leibregiment, das mit Laternen, Stöcken und Brügeln versehen war, mit denen sie lustig in der Luft herumfuchtelten. Mit Jubel und Jauchzen ging es auf die Rusapistrasse hinaus. Es war ein heiterer und sonniger Tag, zu einem Ausflug ganz geeignet. Unsere Vortruppen stampften mit den Füßen auf der Straße dahin, daß uns die Staubwolken förmlich einhüllten. Wir bogen alsbald links in einen Kaffernpfad ab, der uns durch weite Grassteppen und schöne Maisfelder hindurch in ein Kafferdorf führte. Angelockt durch das Jauchzen und Singen unserer Schuljugend strömten überall die Leute aus ihren Hütten. Als sie erfuhren, wohin wir marschierten, da wollte das Lachen und Richern kein Ende mehr nehmen. Manches lustige Scherzwort fiel dabei hinüber und herüber. Als wir das Dorf wieder verlassen hatten und auf unserem Weitermarsche am letzten Hügel angekommen waren, da sahen wir auf der Spitze desselben unseren Moses stehen, der den Hut schwenkend freundlich zu uns herabgrüßte. Mit Freudengeschrei erstürmten nun unsere Jungen den Hügel

und als wir selbst oben ankamen, da war Mojes von den Knaben schon wie ein Gefangener umzingelt.

Mojes, einer unserer besten Katholiken, kam eben von der Kirche nach Hause. Er ist ein hochgewachsener und starker Mann im Alter von 30 Jahren. Als wir uns begrüßten hatten und uns eben miteinander unterhielten, kam auch das alte Mütterlein des Mojes zu uns. Ihre Gestalt war lang und hager und ihre Haare waren schon ganz gebleicht; sie mochte wohl schon an die 90 Maisernten hinter sich haben. Mit beiden Händen stützte sie sich auf einen gewaltigen Stock, der so dick war wie ein Kinderarm und der uns allen einen gehörigen Respekt einflößte. Sie blickte so ernst um sich, als fürchte sie eine Gefahr für ihren Sohn Mojes; als dieser sie aber lächelnd anblickte und ihr einige Worte in das Ohr flüsterte, da schmunzelte sie ganz vergnügt und zog sich dann in den danebenstehenden Kraal zurück. Wir folgten ihr in die Hütte nach, um den Schulbusen zu besuchen, der vor einigen Tagen unter ein Wagenrad gekommen war und dabei ein Bein gebrochen hatte. Das Bein und der Unterleib waren dick angeschwollen und der Kranke zitterte und stöhnte auf seiner feuchten Strohmatte. Fr. Benno verordnete sogleich, daß der Junge nach der Station geschafft werden soll, wo er dann auch durch die gute Pflege in einigen Monaten wieder geheilt wurde.

Beim Weitermarschieren besuchten wir auch einen abgebrannten Kraal, wo im Jahre 1913 eine Frau durch einen Blitzschlag zu einem förmlichen Kohlenklumpen verbrannt wurde, während die anderen Kraalinsassen mit dem bloßen Schrecken davon gekommen waren. Diese Frau hatte einige Zeit den christlichen Unterricht besucht, sich dann aber wieder losgesagt; gleich darauf kam dieses große Unglück, das von den Schwarzen allgemein als ein Strafgericht Gottes angesehen wurde. Der ganze Platz und die Fundamente der Hütte, die aus Bruchsteinen bestanden, sind schwarz gebrannt. Jeder Kaffer eilt mit Grauen und Entsetzen an diesem Plage vorüber.

Endlich nach langer Wanderung erreichten wir die Schlucht. Am Eingange derselben stehen zwei mächtige Baumriesen, die mit ihren weitausgebreiteten herrlichen Laubkronen dem müden Wanderer ein frisches, kühles Ruheplätzchen und den Kindern der Umgegend ein allerliebste Spielplätzchen bieten. Holz und Blätter der Bäume sind rötlich, weshalb die Eingebornen sie Feuerbäume nennen. Diese zwei alten stummen Wächter an den unterirdischen Kammern haben schon manche großartige, aber auch manche grauenhafte Ereignisse geschaut, die sich in den vergangenen Jahrhunderten hier abgespielt haben. Die vor uns liegende Schlucht ging steil in die Tiefe; ganz unten lag der Eingang zur Höhle. Alles war ringsum so mit Gebüsch und jungen Bäumen verwachsen, daß unser Eindringen sehr beschwerlich wurde. Mannshohe Steinblöcke versperrten uns oft den Weg; wir mußten über sie hinwegsteigen, sie umgehen oder auch wieder unter denselben hindurchkriechen. Da gab es manche blutige Ritze in den Händen und im Gesicht. Ich hatte kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt, da hatte ich meine ganze Reisegesellschaft schon verloren. Der Boden, auf dem ich gerade stand, war eben und lief nach links um die Hälfte der Schlucht wie eine Galerie herum. Ich folgte diesem breiten Fußsteig, der mit Gras und Unkraut verwachsen war. Die auf der einen Seite dahinlaufende senkrechte Wand war mit Gebüsch und Schlingpflanzen ganz überzogen; der Fußpfad sah aus wie ein Laubgang.

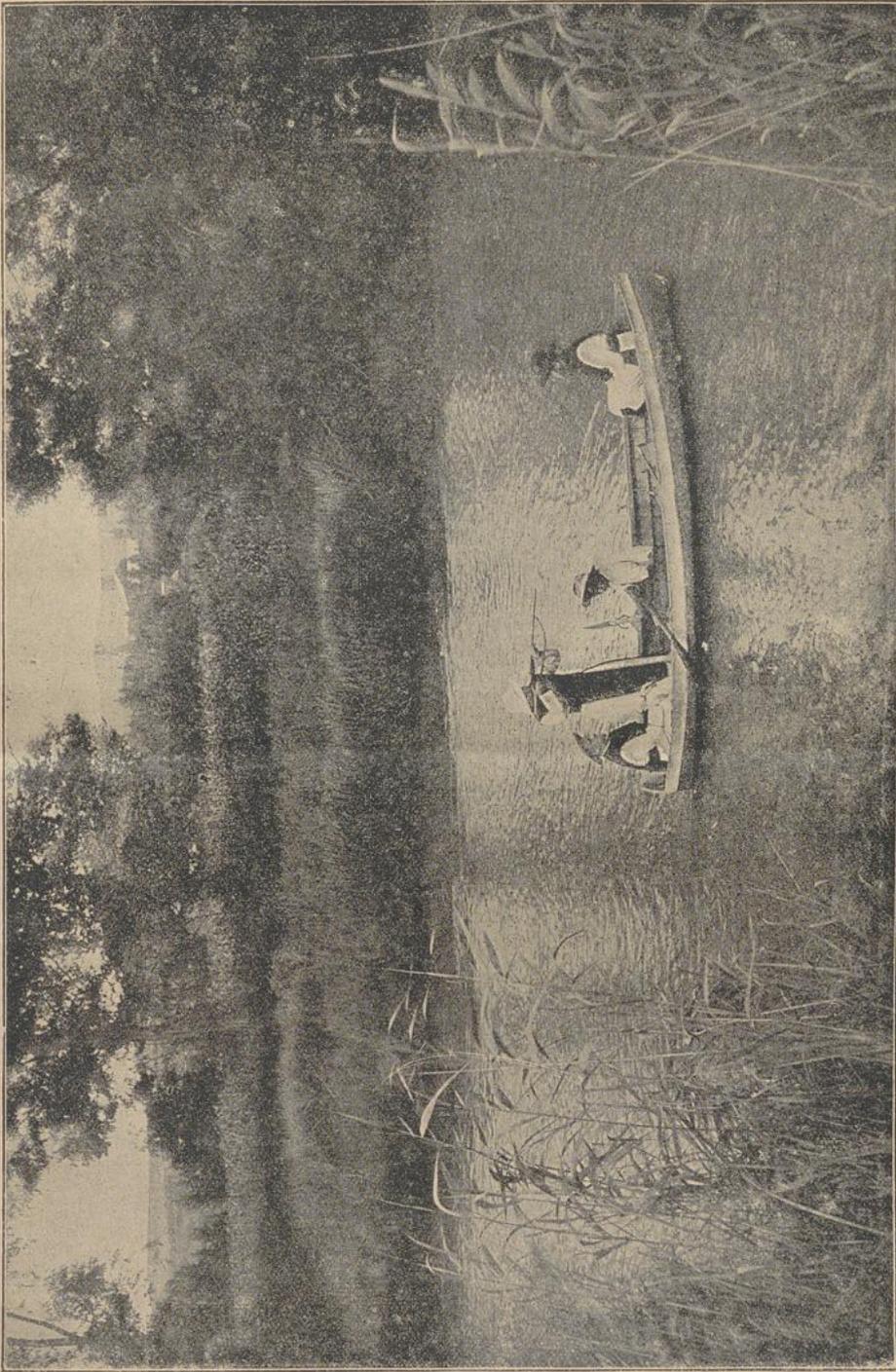
In die hintere Felsenwand waren mannshohe Nischen eingehauen, die in früheren Zeiten menschliche Wohnungen bildeten, jetzt aber unbewohnt und von Gesträuch ganz verdeckt waren. Die ganze prächtige Naturzenerie mit ihrer tiefen Einsamkeit machte wirklich einen überwältigenden Eindruck.

Als ich wieder umkehrte, sah ich meine Reisegesellschaft mit den Buben von unten heraufkommen. Sie erklärten, daß sie den Eingang zur Höhle nicht finden könnten. Wir wandten uns nun wieder nach rechts hinüber an die Stelle, wo ich zuvor heruntergekommen war. Dabei stießen wir auf mehrere Kraalksfundamente aus Bruchsteinen. In der Mitte eines dieser Fundamente lag eine große Steinplatte. Wir hoben sie hinweg und entdeckten nun einen viereckigen ausgemauerten Schacht, der senkrecht in die Tiefe führte. Da unten lag die Höhle. Man erzählte uns, daß früher hier ein König gewohnt habe. Dieser Schacht bildete den Eingang zu seiner unterirdischen Residenz. Nur allzugern hätten wir dieser verlassenen Wohnung da unten einen Besuch abgestattet, allein wir konnten uns nicht solange aufhalten. Dafür besuchten wir noch eine Buschmannshöhle, die wenigstens 100 Fuß oberhalb in der Felsenwand lag. Diese Höhle zog sich wie ein riesiges Zimmer in einer Länge und Breite von 50 Fuß in die Felsenwand hinein. Der Fußboden war so eben wie ein Tanzboden. An der hinteren Steinwand waren allerlei Tierfiguren gemalt. Im Hintergrund erhob sich eine mächtige Säule, die gleichsam das ganze Steingewölbe trägt. Der Eingang zur Höhle ist offen, aber nur schwer zugänglich wegen des steil abfallenden Bodens. Von hier oben aus genießt man eine prachtvolle Aussicht in diese zaubervolle Talschlucht, die nach Westen hin offen ist und da in die weite grüne Ebene hinausläuft. Ein kleines Bächlein mit hellem, frischem Wasser entspringt in dieser Schlucht und sucht seinen Weg munter plätschernd hinaus in die weite Ebene.

Als wir den Eingang zur Höhle nach langem Suchen endlich fanden, stürzte alles in wilder Eile darauf los. Die Laternen wurden angezündet und im nächsten Augenblick war der ganze Bubenschwarm in dem Loch verschwunden. Der Eingang war nur so groß, daß etwa eine mittelgroße Ziege hineinschlüpfen konnte. Wenn wir die Höhle besichtigen wollten, blieb uns nichts anderes übrig, als auf dem Bauch in dieses Dreckloch hineinzuschlüpfen. Ich war der erste, der den Buben auf dem Wege zum Vergnügen folgte. Ein Vergnügen ist es gerade nicht, eine halbe Stunde lang sich auf Händen und Füßen fortzubewegen. Der „Weg“ führte beständig auf und ab. Von den Wänden tröpfelte das Wasser. Die Buben, die mir vorantrochen, waren längst weit voraus und so war vor mir auch der Lichtschimmer verschwunden. In dieser unheimlichen Finsternis rief ich laut um Licht. Der Widerhall meiner Stimme brauste so schrecklich und schaurig, als wenn hunderte von Toten in diesem Berge donnernd ihre Stimme wiedergegeben hätten. Da sah ich auch schon in der Ferne ein Licht, daß auf mich zukam und hinter mir hörte ich das Lachen von Fr. Benno und Br. Simon, die mir gefolgt waren. So rutschen wir denn gemächlich weiter, bis wir endlich in eine Kammer gelangten, in der wir aufrecht stehen konnten. Die Kammer war geräumig, sie faßte ungefähr 50 bis 60 Personen. Ein Schacht, der durch die Decke nach oben ging, sorgte für Zutritt frischer Luft. Die Höhle ging von hier aus noch weiter in den Berg hinein, wir folgten ihr aber nicht mehr. In der Kammer setzten wir uns in einem Kreis zusam-

men und unterhielten uns über die Entdeckung, die wir heute gemacht hatten. Die Buben fühlten sich besonders befriedigt darüber daß es ihnen gelungen war, uns in

zauberte Könige und Königinnen, die feierlich protestierten, daß wir es gewagt hatten, in ihr einjames Reich einzudringen.



Bootsfahrt auf dem Ungimfuku. (Im Hintergrunde die Station Reichenau.)

den Berg hineinzulocken. Als wir ein Stündchen geruht hatten, begannen wir den Rückzug. Einer hinter dem anderen krochen wir zum Höhleneingang zurück. Es war mittlerweile schon dunkel geworden. Auf dem Heimweg verfolgten uns die Frösche unten im Bächlein mit ihrem lauten Gequack. Vielleicht waren es ver-

### Eine Osterfreude.

Von Br. Adrian Pellazino, C. M. M.

Centocow. — Zwischen der Missionsstation Reichenau und Centocow erstreckt sich die Amafuza Location, in der etwa 7000 Schwarze wohnen; der

Häuptling heißt Mjila. Location in diesem Sinne bedeutet einen Distrikt, wo nur Eingeborene wohnen dürfen und wofolbt sich kein Europäer ansiedeln darf. Der Häuptling Mjila war dem Christentume lange Zeit sehr abgeneigt. Nur widerwillig gab er seine Zustimmung zur Errichtung von Kapellen und Schulen. Allmählich wurde er entgegenkommender und jetzt hat er schon 4 seiner Knaben in Centocow in die Schule geschickt. Zwei davon, Leo und Panfratz, sind bereits Christen. Wenn der alte Herrscher selbst noch zum Christentume kommen sollte, so wäre das als ein außerordentliches Wunder der Gnade zu betrachten. Das Haupthindernis für seine Bekehrung ist die Polygamie oder Vielweiberei. Als kürzlich ein Sohn von ihm in der Schule gefragt wurde, wieviele Frauen sein Vater habe, da antwortete er unbefangen: „O es sind nicht mehr so viele!“ Dann zählte er an den Fingern und sagte: „Es sind nur mehr etwa 12, 5 sind bereits gestorben.“ Seiner Brüder und Schwestern sind so viele, daß er sie gar nicht alle kennt.

Da ist es nun leicht erklärlich, daß ein solcher Häuptling vom Christentume nichts wissen will, das von Keuschheit und Enthaltbarkeit prediat und bedingungslos nur eine Frau gestattet. Wollte sich so ein Häuptling bekehren, so müßte er alle Frauen bis auf eine entlassen und das wäre für ihn so viel wie ein Auge ausreißen und eine Hand abhauen, wovon das Evangelium redet. In der Location waren bisher 4 Katechistenstellen und damit verbunden 4 sogenannte Tageschulen. Letzere erhalten von der Regierung Unterstützung, sind aber dann auch der staatlichen Prüfung unterstellt. St. Emmanuel, St. Josef und St. Anton gehören nach Reichenau und werden von dort aus besorgt. Maria von den Engeln gehört zu Centocow. Die Schule dortselbst, die jetzt 80 Schüler zählt, verspricht viel Gutes für die Zukunft. Eine 5. Katechistenstelle „Erasingenwa“ hatte bisher noch keine Kapelle. Eine Schule war dort schon einmal eröffnet worden. Vorderhand sind Kinder von dort in Centocow in der Schule.

Erasingenwa liegt in der Nähe eines Urwaldes in einer unwirtlichen, wildromantischen Gegend mit schroffen Felsenschluchten. Der fast dreistündige Weg dahin ist kaum mit einem Pferde passierbar. Trotz dieser Schwierigkeiten erschienen die Christen von dort zur Erbauung der Gemeinde fast jeden Sonntag in Centocow beim Gottesdienste. Ein besonders gutes Beispiel geben Fabian und dessen edle Mutter Ludovika, die schon einmal im Vergißmeinnichte mit dem starken Weibe, von dem in der heiligen Schrift die Rede ist, verglichen wurde. Die guten Leute hatten sich nun vereinigt, nach kaffrischer Bauart selbst einen geräumigen Kraal zu bauen, der bis auf bessere Zeiten als Kapelle dienen sollte. Am Ostermontag 1919 wurde nun dieser neue Betort von unserem Hochw. Superior P. Emmanuel Hanisch eingeweiht und das erste hl. Mesopfer dort gefeiert. Die Freude der Erbauer war übergroß, da sie von jetzt an das Glück haben konnten, in ihrer Nähe einer hl. Messe beiwohnen zu können. Gleichwie der siegreiche Heiland am Ostermontag den zwei Jüngern auf dem Wege nach Emmaus erschien, so hatten die Christen in Erasingenwa die große Freude, dem in Brotsgestalt geheimnisvoll verborgenen Erlöser in ihrer neuen Kapelle huldigen zu können. Einige von ihnen, allen voran Ludovika, bereiteten ihm auch noch eine Wohnung im eigenen Herzen. Bei der heiligen Messe sangen die Schulkinder von Centocow schöne, zweistimmige Lieder. Die herbeigeeilten Heiden hielten sich in

ehrfurchtsvoller Haltung außerhalb der Kapelle. Auch 5 Brüder und einige Schwestern von der Station Centocow hatten den guten Christen von Erasingenwa die Freude bereitet und waren zur Festfeier erschienen. Selbst der über 70 Jahre alte Bruder Sebastian machte rüstig und behendig den beschwerlichen Weg auf Schusters Kappen und verzichtete darauf, ein Pferd zu benutzen. Für die Festmahlzeit war isijingi (Kürbissbrot) und Ziegenfleisch bereitet. Ludovika, eine entschlossene und tatkräftige Frau, die auf ihre Stammesgenossen einen großen Einfluß ausübt, war für alles besorgt. Sie war ja gleichsam die Triebfeder des ganzen Baues gewesen und hatte an dem Zustandekommen desselben den wertvollsten Anteil genommen. Im Vereine mit anderen Frauen hatte sie das Stroh zum Decken der Hütte stundenweit vom Umzimfulufusse heraufgetragen. An diesem festlichen Tage fühlte sie sich für alle ihre Mähen reichlichst belohnt; es war für sie ein wohlverdienter Freudentag.

Die Centocower Kinder vergnügten sich noch mit einem fröhlichen Tanz nach kaffrischer Sitte. Die erschienenen heidnischen Burichen wollten auch nach dieser Weise das Fest verherrlichen und tanzten ebenfalls. Lustig und gelenkig warfen sie die Beine empor, doch so anständig, daß die großen Behen die Nase nicht berührten, wie sie es wohl vermocht hätten. Ist das glaublich, möchte vielleicht mancher Leser fragen. Ja, nicht nur das, einige sind sogar so kunstfertig, daß sie den Fuß noch über den Kopf werfen. Letzteres vernahm ich aus dem Munde des Dakinjobo, eines schon erwachsenen Sohnes des schon oben erwähnten Häuptlings Mjila, der hier in der Schule ist und alle diese heidnischen Tänze und Gebräuche am väterlichen Hofe miterlebte. Wenn die Burichen tanzen, wird so mit den Füßen gestampft, daß der Erdboden dröhnt; einem übermütigen Tänzer soll bei einem solchen Feste die Ferse geplatzt sein. Der Himmel zeigte an diesem Freudentage keine heitere Miene. Schon in der Frühe setzte ein Sprühregen ein, doch blieb es dann den ganzen Tag über trocken. Erst am Abend, als die Festteilnehmer wieder daheim waren, ging ein schwerer Gewitterregen nieder. Den vielen „Kirchweihbesuchern“ blieb viel triefender Schweiß eripart, da es der werten Frau Sonne beliebte, den ganzen Tag ihr holdes Angesicht zu verjähneln.

## Gesang und Tanz bei den Kaffern.

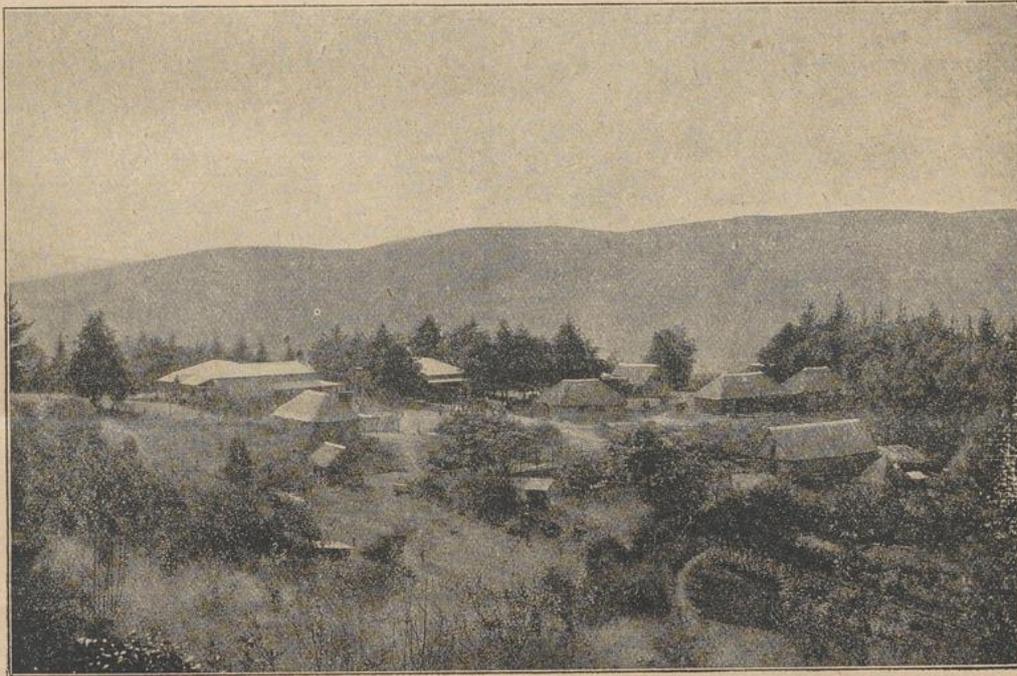
Von P. Solanus Peteres, C. M. M.

„Johann, der muntre Seifensieder,  
Sang froh und heiter seine Lieder.“

Immer muß ich an dieses Gedicht denken, wenn ich morgens gegen 4 Uhr, bevor noch die Hähne krähen, den Koch und Kuhmelker unseres Nachbarsfarmers Mr. Comrie singen höre. Gumedu, so heißt dieser singende Kaffer, muß vor Sonnenaufgang bei seinem Herrn sein. Sein erstes Geschäft ist, den Tee zu kochen und ihn seinem Herrn ans Bett zu bringen. Da ihm aber der eigene Herd lieb und teuer ist, so geht er jeden Tag von der Farm wieder nach Hause, schläft zu Hause, steht aber dann morgens wieder bei Zeiten auf, um zur rechten Zeit auf seinem Arbeitsplatze zu sein. Sein Weg führt über einen Berggrücken, der in einer Entfernung von etwa 1/2 Meile der Missionsstation Einsiedeln vorgelagert ist. Von dort aus erschallt tagtäglich sein Gesang und weckt uns aus dem Schlafe. —

Die Kaffern haben alle ein prächtiges Stimmorgan. Der lb. Gott hat diesem Volke Gesangesfähigkeit und Gesangesfreude reichlich zugemessen. Ich kann mich erinnern, wie mir bei Gelegenheit einer Visitation der Sekretär des hochwürdigsten Herrn Brälaien sagte: „Bei der hl. Messe haben die Schwarzen so ergreifend schön gesungen, daß mir vor Rührung die Augen überliefen.“ Ja, der Kaffer ist ein geborener Sänger. Der Führer der Kaffernpartei, Minister Dube, hat schon einen herrlichen Kaffernchor um sich gesammelt. Mit demselben geht er öfters nach Johannesburg, um in dieser Goldstadt öffentlich Gesangsvorführungen zu veranstalten. Seine Frau, auch eine Schwarze, spielt dabei Klavier. Die dort weilenden Millionäre lachen mit Lust und Wonne dem Spiel und dem Gesang der Schwarzen und greifen dann auch tief in ihre großen Geldbeutel.

tiger Berührung, sondern ein Treten, ein Stampfen und Nocken, ein Gliederstrecken, wobei er auf dem Platze stehen bleibt, oder wieder ein leichtes Vorwärts-, Rückwärts- oder Seitwärtsgehen. Jeder vollführt die eigene Rolle entsprechend dem Takte der Musik ohne Rücksicht auf den andern. Darum braucht der Kaffer auch viel Platz zum Tanzen; er tanzt daher nicht in geschlossenem Raume, sondern stets im Freien. Geht es fein und nobel zu, dann bilden die Taktschläger, die Handklatscher, die Sänger und Zuschauer einen weiten Kreis; in der Mitte dieses Kreises tanzt dann eine einzige Person, begafft und beklatscht von allen Umstehenden. Zu Ithakas Zeit mußten solche „Primatänzer“ solange in diesem Zuschauerkreise tanzen, bis sie tot zu Boden fielen. Wenn eine Mund- oder Ziehharmonika vorhanden ist, so spielt diese einer, tanzt aber dabei selbst und umkreist stets die tanzende Gruppe. Ist kein Spiel-



Missionsstation Mariahilf.

Der Gesang des Naturkaffern ist monoton, wie der Gesang des einsamen Spechtes in stillen Wäldern, sehr lang gedehnt, aber nicht uninteressant, sondern zu Herzen gehend, wie der monotone Zwei- und Dreischlag des Spechtes. Unser Gumedé singt das hohe C mit vollem Brustton, dehnt es lang hinaus, ohne zu fallen; dabei erklingt es stark, hell und klar.

Wie der Kaffer ein geborener Sänger ist, so ist er auch ein geborener Tänzer. Alles tanzt beim Kaffern, die Füße, die Arme, die Schultern, der Nacken, der Kopf, die Augen, der Mund, die Wangen, die Stirnhaut, die Kopfhaut; auch diese vermögen nämlich viele Schwarze zu bewegen, wie es ein Pferd tut, um eine lästige Fliege abzuschütteln. An den Füßen tanzen beim Kaffern auch die Fersen, die Fußballen, die Beinen, der Unter- und Oberschenkel. Alles bringt der Kaffer in harmonische Bewegung zum Takte der Musik. Es ist kein Mundtanz und kein Tanzen mit gegensei-

instrument da, was meistens der Fall ist, so wird mit Stöcken der Takt geschlagen oder mit den Händen gleichmäßig geklatscht; dabei wird auch gesungen und öfters wieder etwas laut dazwischen gerufen im Einklang mit dem Gesang. Die Burschen tragen beim Tanz meistens alte Ochsenchwänze in den Händen, die sie hin- und herschwingen, die Mädchen rote oder weiße Tücher; die Braut tanzt am Hochzeitstage mit einem weißen Sonnenschirm und einem langen Messer.

### Endlich erfleht.

Von Schw. M. Roswitha C. P. S.

Centocow, Juli 1919. — Vor fast drei Jahrzehnten kam ein schon erwachsener Knabe in die Schule von Centocow, als diese unter dem Schutze des göttlichen Herzens Jesu seit Jahren blühende Missionsstation erst vor kurzem vom Hochw. P. Gerard, dem jetzigen Hochw. Abte, gegründet worden war. Der brave Bursche wurde

am Ende der wohlbestandenen Vorbereitungs- und Probezeit auf den Namen Ambrosius getauft. Nach vier Jahren vermählte er sich mit Karoline, einem Mädchen der Centocower Schule, und ließ sich in der Nähe des Ingwangwane-Flusses nieder.

Wie in der Schule, so waren beide auch als Eheleute brav und führten ein wahrhaft christliches Leben. Es gefiel nun dem lieben Gott, das fromme Ehepaar mit großem Leide heimzusuchen. Ihnen, die so gern ein Kind ihr eigen genannt hätten, wurden acht Kinder tot geboren und zwei andere lebten nur noch so lange, daß man ihnen in Eile die Nottaufe spenden konnte. Beim zehnten Kinde im Jahre 1916 starb die Mutter selbst. Trotz dieser großen Trübsal hatte zwischen Gatte und Gattin allezeit Eintracht und Liebe geherrscht; daher war auch beim Tode Karolinen die Teilnahme eine allgemeine.

Ein Jahr darauf führte Ambrosius ein protestantisches Mädchen heim, Lucia mit Namen, welche sich in den Schoß der katholischen Kirche aufnehmen ließ und nicht lange nach ihrer Konversion auch des Glückes der ersten hl. Kommunion teilhaftig wurde. Aber nochmals verlangte Gott ein Opfer. Das erste Kind war wieder tot geboren.

In ihrer großen Betrübnis nahmen sich die geprüften Eheleute vor, durch besondere Gebets- und Tugendübungen sich vom lieben Gott ein Kind zu erbitten. An allen Donnerstagen, wenn das Glöcklein vom Turme des Loreto-Kirchleins nahe beim Ingwangwane-Flusse erklang und zur heiligen Messe einlud, begaben sich alle Hausgenossen, Ambrosius und Lucia, Humbeline, Ambrosius' hochbetaagte Mutter und seines Bruders Sohn Nsembard, welchen er nach des Bruders Tode in seinen Kraal aufgenommen hatte, zur Kirche und empfingen die hl. Sakramente, gewiß ein rührender Anblick! Dieses beharrliche, fromme Angestüm schien dem Vaterherzen Gottes gleichsam Gewalt anzutun; denn endlich, im Jahre 1919, wurde ihnen ein Knabe geboren, der am Leben blieb.

Am 3. Juli wurde er auf den Namen Anton getauft, damit St. Anton, der Wundermann, doch ja Sorge trage, daß dieses Kind den Eltern nicht verloren gehe. St. Antonius erfreut sich nämlich großer Verehrung unter unsern schwarzen Christen, zumal seitdem in unserer neuen, schönen Herz-Jesu-Kirche in Centocow am 27. August 1916 eine große St. Antonius-Statue aufgestellt und nach einer begeistertsten Predigt zu Ehren des überall geliebten Volksheiligen vom hochw. B. Superior. B. Emmanuel Hanisch, feierlich eingeweiht wurde. Vern beten unsere Christen zu ihm, zünden Kerzen zu seiner Ehre an und empfangen die hl. Kommunion an seinem Feste.

Ich war bei der Taufe des kleinen Anton zugegen; sie wurde unter großer Beteiligung der Gläubigen nach der hl. Messe im Loreto-Kirchlein vom hochw. B. Eligius Müller erteilt. Zur Feier des Tages hatte die hochbeglückte Mutter ihr weißes Brautkleid angeleat. Das Kind verhielt sich während der ganzen hl. Zeremonie so still und ruhig und nach der hl. Taufe schaute es mit den großen, braunen Augen gar so freundlich und friedlich in die Welt hinein, daß man die in die Seele gefenkte Gotteskindschaft gleichsam zu fassen glaubte. Noch an dem nämlichen Tage stieg ein inniges Rosenkranzgebet um Erhaltung des Kindes zum Himmel empor. Möchte auch mancher fromme Leser, manche fromme Leserin des „Vergißmeinnicht“ für den kleinen Anton in Afrika ein andächtiges Ave Maria

beten, denn er macht das ganze irdische Glück eines christlichen Ehepaares aus.

### Zur gefälligen Beachtung!

Allen freundlichen Leserinnen und Lesern des Vergißmeinnichts empfehlen wir die seit Januar in unserem Verlag erschienene Kinderzeitschrift

## Missions-Glöcklein.

Dieselbe kostet jährlich 1.20 M. Bestellungen kann man jederzeit machen entweder bei unseren Beförderern oder direkt bei der Missionsvertretung. Bereits erschienene Nummern werden nachgeliefert.

Mariannahiller Mission  
Würzburg, Bleicherring 3.

### Wer hat Lust, in die Mariannahiller Mission einzutreten?

Brave und begabte Knaben und Jünglinge, die sich dem Missionsberufe widmen wollen, finden Aufnahme im **Aloysianum in Lohr a. M.** Am 15. April soll dort ein Sommerkurs für sogenannte Späberufe beginnen. Anmeldungen und Anfragen sind zu richten an:

**Aloysianum Lohr a. M. Bayern Ufr.**

**Heilige Messen können vorderhand nicht mehr angenommen werden.**

**Siehe Oktober-November-Nummer des Vergißmeinnicht 1919.**

### Eine herzliche Bitte!

Die Mariannahiller Mission beabsichtigt, in Deutschland eine Niederlassung mit Studienhaus zu gründen. Für einen derartigen Zweck kämen vor allem alte Stifte, ehemalige Klöster oder andere geeignete Gebäude in Betracht. Es sollte damit auch soviel Grundbesitz verbunden sein, daß sich die Anstalt durch eigene Arbeit erhalten kann.

Wir richten daher an alle verehrten Förderer und Wohltäter die dringende Bitte, uns geeignete Objekte gütigst mitzuteilen. Diesbezügliche Nachrichten wolle man richten an:

**Hochw. Herrn P. B. Reiner, Generalprokurator, Würzburg, Bleicherring 3.**

Wir empfehlen dieses große Anliegen auch dem Gebet aller Gönner und Freunde unserer Mission, da von einem zahlreichen und guten Nachwuchs das Gelingen der Mission abhängig ist.

**Mariannahiller Mission.**



## Durch den heiligen Joseph.

Von Elisabeth Düker.

In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts ist es gewesen. Da herrschte in der jungen Ordensniederlassung der Barmherzigen Schwestern in Göttingen große Not; denn die Zinsen für das jüngst angekaufte Haus mußten bezahlt werden; und es war kein Geld im Hause, selbst nicht, um die nötigsten Wiedereinkäufe an Kohlen und Kartoffeln für das Kloster zu machen. Die wenigen Einnahmen durch die Kochlehrlinge, Pensionäre und Warteschulkinder hatten nicht ausgereicht, um noch Gold zu ersparen, sondern hatten nur die laufenden Auslagen gedeckt.

Die Oberin ging mit schwerem Herzen, das die Sorgen ganz darniederdrückten, umher. Endlich jagte sie der kleinen, ihrer Obhut anvertrauten Ordensgemeinde von ihrem Kummer und begann sogleich mit den wenigen Schwestern eine neuntägige Andacht zum heiligen Joseph zu halten um Rettung aus der Not.

Die Tage gingen hin, ohne daß sich irgend etwas Besondere ereignet hätte. Der letzte Tag der Andacht war gekommen; er ging zu Ende wie auch die Novene, welcher alle Schwestern mit großer Inbrunst und innigem Vertrauen beigewohnt hatten.

Schon war das gemeinsame Abendgebet gesprochen, die Schwestern zur Ruhe gegangen; und als letzte trat die Oberin aus dem trauten Hauskapellchen, wo sie noch einmal dem Herzen Jesu all ihre Not geklagt und sich in den Willen Gottes ergeben hatte. Nun wollte sie sich zur Ruhe begeben, als es plötzlich an der Pforte schellte, obwohl es schon bald 10 Uhr war.

„Es wird wohl noch eine Nachtwache gewünscht“, dachte die Oberin und öffnete die Haustür.

Da steht zu ihrer Ueberraschung ein altes Fräulein aus der Nachbarschaft draußen, nur in ein Umischlagtuch gehüllt, und spricht:

„Ach, Schwester Oberin, es ist freilich schon spät, aber ich muß Sie doch notwendig heute noch sprechen, sonst habe ich wieder keine Nachtruhe.“

Die Oberin geht mit dem alten Fräulein, das sie recht gut kennt, als eine fromme, reiche Jungfer, welche mit ihrer ebenso alten Schwester in dem Städtchen, unweit des Klosterchens wohnt, in das Sprechzimmer. Hier zündet sie gleich Licht an und setzt sich dem erregt scheinenden Besuche gegenüber.

„Ich bringe Ihnen hier etwas“, jagte das alte Fräulein, indem es unter dem Tuche ein Päckchen hervorzieht, aus welchem eine Anzahl Hundertmarkscheine zum Vorschein kommen.

„Der hl. Joseph will es so haben“, fährt das Fräulein fort. „Denken Sie nur, Schwester Oberin! Schon zweimal ist mir in der Nacht der hl. Joseph im Traume erschienen und hat zu mir gesprochen: „Bringe das

Geld den Barmherzigen Schwestern!“ Es ist dieses Geld, welches wir gerade erhalten haben für unser verkauftes Kartoffelland. Und wir wollten es nun zum 1. Oktober auf die Sparkasse bringen. Aber der hl. Joseph hat mir befohlen, es hierher zu bringen. Nun läßt es mir keine Ruhe mehr, und ich fürchte mich, daß der hl. Joseph diese Nacht wieder kommt. Den ganzen Tag wußte ich von innerer Unruhe nirgends zu bleiben. Und meine Schwester redete mir auch zu, es Ihnen zu bringen. Hier ist das Geld. Nun bin ich meine Last los“, schloß das erregte alte Fräulein.

„Und wir sind mit einem Male aller Sorgen ledig. Dank sei dem lieben Gott, der uns auf die Fürbitte des hl. Joseph so kräftig geholfen hat“, rief die Oberin, der die Tränen über die Wangen rollten vor Rührung und Dankesfreude.

Dann erst erzählte sie der alten Dame von ihrer Sorge und Not und von der neuntägigen Andacht, welche gerade heute zu Ende gewesen sei.

Aber: „Wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.“ Auch die Not des Klosterchens war gehoben. Die Zinsen konnten bezahlt werden, Wiedereinkäufe wurden gemacht und ein schönes Stück Land gekauft, wo im Frühjahr Kartoffeln gepflanzt werden sollten.

Gott und dem hl. Joseph wurde innigst gedankt und ihm seitdem mit um so festerem Vertrauen alle Sorge der jungen Niederlassung anvertraut. Ist ja doch der hl. Joseph so recht der Patron der Haushaltungsvorstände und die Sorge für fremdes Wohl und Wehe ihm verständlich.

Den beiden wohlthätigen alten Damen, die einen Teil ihres Vermögens so glücklich bei dem hl. Joseph auf Zinsen anlegten, ging es noch lange gut. Sie verlebten ihre letzten Erdentage im Klosterchen unter der liebevollen, dankbaren Pflege der Schwestern, denen sie testamentarisch ihr Vermögen vermacht hatten, wie sich nach ihrem Tode zeigte.

Diese kleine Begebenheit hat die Oberin, welche nun schon in der Ewigkeit weilt, oftmals erzählt, stets voll dankbarer Erinnerung an die wunderbare Hilfe des hl. Joseph.

## Die Wunderwiese.

Von F. Schröngamer-Heimdal.

Meines Vater Sohn ist einmal dazugekommen, an einer Wiese ein Wunder zu wirken, das sich jetzt noch in jedem Sommer erneuert, obwohl manches Jährlein inzwischen in den Schoß der Zeiten gepilgert. Wer also an besagtes Wiesenwunder nicht glauben will, der mag sich zur Sommerzeit an Ort und Stelle überzeugen und meines Vaters Ebenwiese hinter meinem Heimatdörflein besichtigen. Damit aber jedermann das Wunder

recht begreife, muß ich vorausschicken, daß diese Ebenwiese vordem nur eine verwahrloste Heide war. Wie diese Heide zur Wiese wurde und wie dieses Wiesenwunder geschah, will ich getreulich erzählen.

Das Jahr, in dem sich dieses Wunder begab, war überhaupt reich an großen Begehnissen; im Leben meines Vatersohnes war es ein „Markstein“, wie sich der greise Studienrektor so schön ausdrückte, als er uns scheidenden Studentlein die Abschiedsrede hielt: „Ziehst hin, die Welt steht euch offen, das reiche, volle Leben winkt. Frei von den Röhren und Fesseln der Studienjahre am Gymnasium kredenzt euch die Zukunft den Wein des Wissens, den Becher der Freiheit, den Krafttrunk der Männlichkeit. Dieser heutige Tag wird einen Markstein in eurem Leben bilden, einen Markstein sage ich.“

Und dann zogen wir hin in das Leben, das uns offen stand. Wir schwangen die bunten Mützen oder trugen sie fest auf dem Kopf, die Brust schmückte das rot-weiße Band, und am Leibtäschlein baumelte der Bierzipfel. Und das Herz war uns zum Verspringen voll vor Glück und Seligkeit. Wir dursteten von diesem Augenblick an in das nächstbeste Wirtshaus gehen und den Krafttrank der Männlichkeit trinken, wie wir wollten; wenige Stunden vorher hätte uns so ein Wirtshausbesuch noch eine Rektoratsstrafe eingetragen. Ja, dieser Besuch war wirklich ein Markstein, und das Leben stand uns offen.

Und jeder wußte schon ein Weglein in dieses lockende Leben. Den einen zog es an den Gardasee, den andern nach Helgoland, ein Dritter durfte das heilige Rom schauen, von dem wir in der Geschichte so viel Nühmliches gelernt hatten. Jeder durfte als Lohn für neunjährige Studienmühsal und endlichen Erfolg eine Reise machen nach Herzenslust. Auch meines Vaters Sohn hatte eine solche Sommerreise im Sinne, in das Land der Edda, zum Göttaelf und zu den Darlekarliern droben im hohen Norden; aber er wagte aus gewissen Gründen nicht ernstlich darüber nachzudenken. Diese Gründe wurden immer gewichtiger, je näher ich meinem Heimatdörflein kam.

War das ein Geschau, als ich mit der bunten Mütze durchs Dörflein zog! Die Hühner liefen gackernd zur Seite, manch ein Gockel gackte mich zornig an, und der Stier auf der Lembergerweide stellte den Schweif kerzensteil in die Höhe und stürmte steifnackig auf meine rote Mütze los, er hätte mich sicher aufgespießt, wenn er über den hohen Haun gekonnt hätte. Was wußten die guten Tiere von der Bedeutung dieses Tages, der ein Markstein in meinem Leben war? Wußten's ja nicht einmal die Leute. Kein Wunder! War ich doch der erste Dörfler überhaupt, der mit roter Mütze und buntem Band über den Linger trachtete. Es gab kein Beispiel und keinen Vergleich aus der Vergangenheit, und so wußten sie sich meine Farbewerker nicht zu deuten. Die einen meinten, ich sei närrisch geworden wie mein Vetter Heinrich, die anderen rieten, ich hätte wohl einen Posten bei der Eisenbahn bekommen, wieder andere maßten, ich wäre „ausgesprungen“, und mit dem Geistesichwerden wär's nun endgültig vorbei.

Ich lief in die Stube, wo die Meinen schon versammelt waren, weil sie mich über das Schwendbüchel her schon hatten kommen sehen, und legte das Zeugnis auf den Tisch. Sie lobten mich recht, und die Mutter machte mir gleich ein Eierschmalz. Der Vater holte eine Speckseite aus der Räucherammer, die er eigens für meinen Ehrentag aufgehoben hatte, und die Dirnlein musterten die Mütze, das Band und den Bierzipfel.

Nach dem Essen mußte ich mit Vater ins Brauhaus gehen, da war der Pfarrer und der L. zier, der Posthalter und der Aufschläger. Die wußten meine Mühe schon zu würdigen, und der Pfarrer sagte, so ein gutes Zeugnis wie das meinige hätte er noch von keinem Absolventen gesehen.

Auf dem Heimweg war mein Vater recht glücklich, und ich dachte schon: vielleicht wird's doch was mit dem Land der Edda, mit dem Göttaelf und den Darlekarliern im Norden droben. Da sagte mein Vater, als er rierte er meine Gedanken: „Welt, jetzt bräuchtest halt ein Geld?“

Ich nickte nur.

„Ja“, sagte er nach einer Weile, „wenn ich's hätte, wie ich's nicht habe, gern — soviel du möchtest.“

„Muß ja nicht sein, Vater“ sagte ich, denn ich sehe, wie hart es ihm ankommt, mir diesen Wunsch abschlagen zu müssen. „Haben andere auch feins und geht auch,“ füge ich zu seinem und meinem Troste bei. —

Am andern Morgen hängt ich Zipfel, Band und Mütze an die Wand, wo sie heute noch hängen, suchte meine alte Ferienhose und den Strohhut vom Vorjahre und setzte mich mit meinen Leuten zur Suppe. Nach dem Essen nahm ich Art, Breithaue und Wurzelhacke auf die Schulter und schickte mich zur Arbeit.

„Wo gehst denn hin?“ fragte die Mutter.

„In die Eben hinter, ins Wunderwirken...“ sagte ich, und bog schon um die Ecke.

Auf der Ebenwiese hieb ich gleich einem verwachsenen Ameisenhaufen den Kopf ab; das war der Anfang des Wunders.

Ich wußte selbst noch nicht, was ich eigentlich wollte. Arbeiten, mühen und müdwerden, das hatte ich als Sichereres im Sinn. Als ich aber über die Ebenwiese hinauf, ward ich mir gleich eines schönen Zweckes bewußt. Die Ebenwiese starzte von Steinen und Brombeerbüschen, Wachholberstauden, Maulwurfshügel und Bürstlingsflecken, und der spärliche Graswuchs war von hohem Heidekraut überwuchert. Ich wußte in die Käufe und fällte zum zweitenmal eine alte Wachholberin, die ich sogleich auf einem Bürstlingrafen verbannte. Eine Staupe um die andere brann ich an, fällte sie und warf sie ins Feuer. Ach kam mir vor wie ein Reuter der Siedelzeit, als die Ebenwiese noch Wald war und die Dörfler noch mit Wölfen und Bären rangen. Wölfe und Bären gab es zwar nicht mehr in den weiten Wäldern rings um die Ebenwiese, aber die Wipfel raunten noch wie damals und oieses Wipfelrauschen und hohe Brausen nahm ich für die Weisheit der Edda, deren Heimland mir nicht zu schauen vergönnt war.

Im Talgrund rann die Röhrrach. Das ist der Göttaelf, dachte ich mir.

In den Wäldern am Eichenberg und am Eisenstein zogen weißblaue Rauchsahnen von den Holzfeueren zu Höhen. Und ich dachte weiter: In diesen Wäldern haugen die Darlekarlier.

So hatte ich alles, was ich wollte; das Mutterland der Edda, den Göttaelf und die Darlekarlier, wenn auch nicht wirklich, so doch in der Einbildung. Und die ist oft besser als die Wirklichkeit. Warum hören denn die Liebesgeschichten immer dann auf, wenn sich der Held und die Heldin bekommen haben? Etwas deshalb, weil dann nichts Schönes mehr kommt? Und ist nicht jede Erfüllung auch immer das Grab einer Hoffnung? Vielleicht war der Röhrrerbach gerade so schön wie der Göttaelf; und die Holzhauer am Eichenberg waren vielleicht

ebenso sehenswert wie die Darlekarlier da oben im Nordland.

Das eine war mir gewiß: meine schöne Einbildung kostete mir keinen roten Heller, und ich konnte mir alles so herrlich ausmalen, als ich nur wollte. Wer hatte mir etwas einzureden? Was hatte unser Studienrektor vor ein paar Tagen vom „Becher der Freiheit“ gesagt? Wo: das nicht schon ein Tröpflein vom „Wein des Wissens“?

Wieder warf ich einen Wacholder ins glühende Feuer, daß die Flammen frisch aufsprasselten und die Rauh-schraden wie ein Wolkenbruch über die Eben walkten. Ich stülpte die Aermel auf und riß einen Stein aus dem Rasen; in das Loch stürzte ich einen Maulwurfschügel und trat die Erde fest. Wo ein Stein bei Stauden lag oder aus dem Bürstling lugte, nahm ich ihn auf oder riß ihn aus und trug ihn zur Marksheide; dort schichtete ich sie zum Walle, der meine Wunderwiese umfrieden sollte.

Vom Böhmwiesel hernieder rann ein Wasserlein zu meiner Eben, daß sie weithin verschumpfte, weil es den Becher „der Freiheit“ und die „offenen Türen der Welt“ nicht recht zu brauchen wußte, so daß es richtig „verschumpfte“. Ich hieb mit der Breithaue am Steinwall entlang einen Graben, und das Wasserlein wälzte sich gleich wohligh darin. Wie willig war es! Es folgte jedem Spatenhieb und lief mir nach bis zum Heiderasen in den ich seinen Lauf endlich lenkte.

So verging mir der erste Feiertag, so der zweite, der dritte; so vergingen mir sieben Wochen. Und ein Tag war wie der andere.

Wohl stand ich manchmal auf die Breithaue gestützt und betrachtete die blutigen Schwielen in den Handflächen und jann an die Freunde, die jetzt am Gardasee, an der Riviera oder im ewigen Rom das väterlich Geld verpuzten. Ha, was würden sie sagen, wenn sie mich hier bei solcher Arbeit sähen in dem Zustand unseres Vaters Adam, aber nicht im Paradiese, sondern nach dem Sündenfalle: „Am Schweize deines Angesichtes . . .!“ Wohl zweifelte ich manchmal selbst am Gelingen meines Wunders; denn die Eben war groß und der Stein, der Maulwurfschäufel und Stauden gab es unzählige darauf. Aber wie hieß es? „Sauere Wochen — frohe Feste!“ Dann schob ich den Hut wieder ins Genick, warf einen Blick zum Göttaels in den Talgrund und einen zu den Feuern der Darlekarlier am Eschenberg, spuckte in die Fäuste und schwang die Haxe in den dürren Bürstling, während in den Wipfeln der Wälder rings die Geheimnisse der heiligen Götter schauerten.

Bei den Dörflern nahm die Meinung überhand, ich könnte richtig meinem Vetter Heinrich nachgeraten, weil nur ein Narr den Kampf gegen Bürstlingshäute und Steinhöden, gegen Wurzelstöcke und Staudenwerk aufnehmen könnte.

Aber am 49. Tage war das Werk getan. Die Ebenwiese war jetzt wirklich eben und eine Wiese. An diesem Tage begab es sich, daß mich der Briefträger suchte. Weil ich nicht daheim war, begab er sich zu mir auf die Ebenwiese; denn er hatte etwas zum Unterschreiben. Es war eine Postanweisung. Ich hatte nämlich an den Abenden, wenn ich nicht arbeitete, Gedichte gemacht und fortgeschickt; und für diese Gedichte erhielt ich so viel Geld, daß ich die Reise nach Norden leicht hätte machen können.

Wer war glücklicher als ich?

Der Postbote staunte über mein Siebenwochenwerk hin und sagte: „Da wenn jetzt Kunstdünger daraufkäme,

das müßte eine Wiese werden wie . . ., wie ein Wunder . . .“

So ging ich am fünfzigsten Tage wieder nicht zu den Darlekarliern, sondern zum Handelsmann und kaufte für das erste selbstverdiente Geld, mein erstes Dichtehonorar — Kunstdünger, lauter Thomasmehl. Und an einem Nebeltage ging ich wie der gute Sämann über die Ebenwiese und säte den schweren, schwarzen Dünger. Und wartete auf das Wunder.

Und das Wunder geschah.

Aber nicht mehr in diesem Jahre, denn es war schon Herbst und keine Zeit mehr zum Grünen und Blühen. Es wurde ein Pfingstwunder.

Als ich im nächsten Jahre zur Sommer Sonnenwende wieder heimkam, war mein erster Gang zur Ebenwiese. Und was ich da sah, überwältigte mich, daß ich vor Entzücken fast weinte. Mit der Ebenwiese war wirklich ein Wunder geschehen. Die ganze weite Fläche, auf der sich vor Jahresfrist noch Bürstling und Hederich um den Vortrang stritten, wogte und wallte in lauter Alee. Rotklee, Goldklee und Weißklee drängten sich in hohen, weiten Wuchten über die ganze Wiese hin, obwohl kein einziges Klee Körnlein gesät wurde. Das war wirklich ein Wunder! Woher kam doch der Klee, der schöne, blütenstropfende Klee?

Es kam wie alles Gute und Schöne in der Welt. Unzählige Sämlin flogen in Lüften und lassen sich suchend zur Erde nieder. Wo der Boden bereitet ist, gehen sie auf und gedeihen; wo das Erdreich dürr und geizig ist, verkümmern sie und gehen zugrunde. So ist es mit den Menschen und so mit den Wiesen.

Tauchzend warf ich mich zur Erde und sah das Wiesenwunder und hörte das Summen der unzähligen Immen, die mit goldenen Honigklumpchen von Blüte zu Blüte plusterten.

Es war wirklich ein Wunder: Aus der schlechtesten Wiese meines Vaters war seine beste geworden. Warum? Weil er nicht soviel Geld hatte, mich auf die Lustreise zu den Darlekarliern zu schicken. Dafür kann er jetzt, durch den vielfachen Mehrertrag der Ebenwiese, einige Dechzeln mehr füttern denn früher, und das macht alljährlich ein schönes Sämmchen. Das ist zwar nicht die Hauptsache, aber man muß heutzutage auch mit solchen Dingen rechnen.

Mir erfüllt sich das Wiesenwunder mit jedem Jahre neu. Jedes Jahr um die Sonnenwendzeit liege ich ein Stündlein oder mehr bei der Eben hinten und lasse mir die Wundergeschichte von den fleißigen Bienen wieder erzählen. Nur in den letzten Jahren konnte ich, durch den Krieg ferngehalten, nicht zu meiner Wunderwiese kommen. Aber ich habe doch in Treuen an sie gedacht und nun diesen Bericht zu bleibendem Gedächtnis niedergeschrieben. Vielleicht gefällt er auch anderen Leuten, weil es ja doch eine recht seltsame und deutungsreiche Geschichte ist. Und was das Beste ist: wahr ist sie auch Wort für Wort, nicht bloß erdacht und eingebildet, etwa so wie ich mir den Röhrerbach, Göttaels und die Holzer am Eschenbach als Darlekarlier einbildete, weil mein Vater kein Geld hatte. Die Wiese ist heute noch so wie im ersten Wunderjahre; ist nicht viel schlechter geworden, wovon sich männiglich überzeugen kann. Es soll ja überall so sein auf der Welt: Wo das Unkraut einmal gründlich, mit Stumpf und Stiel, ausgerottet ist, gedeiht das Gute von selbst und bleibt immerdar, wenn man ihm nur ein wenig nachhilft.



An viele: Ersuchen um baldige Einserndung der noch ausstehenden Abonnementsbeträge. — Weingarten: Zufendung — silberner Rosenkranz, silberne Kette und Staniol — erhalten. Herzlichstes Vergeltts Gott. Möge Gott diese Missionseifer reichlich belohnen! — Ehingen, 30 M als Dank. — Dank für vielfach erlangte Missionszwecke erhalten. — Wellenberg, Betrag erhalten und Adresse geändert. — Lautenbach, Betrag erhalten. — Reischach, F. S. Brief mit Einlage dankend erhalten und nach Meinung besorgt. — Burmannsquid, 100 M Alm. — Weismain, 100 M Missionsalm. — Rippenhausen, R. Z. Dank d. hl. Antonius. — Ungenannt, 100 M als Dank für glückliche Operation. — St. Rupprecht, 50 Kr. als Dank. — N. N. Adele, 10 Kr. — Deblarn, 100 Kr. Miss. Alm als Dank. — Allersheim, 10 M als Dank d. hl. Josef, Antonius, Mutter Anna und Rita für Erh. i. schw. Leiden. — Herberlingen, D. hl. Josef u. Antonius haben in versch. Anliegen geholfen. — Altdorf 20 Fr. i. einem Anliegen. — Altdorf 5 Fr. als Dank. — Schwager 25 Fr. — Antoniusbrot und Gaben zur Taufe von Heidentindern sind teils als Dank, teils als Bitte eingegangen: Graz, Josef und Antonius. — Rammingstein, 25 Fr. Heident. — Graz. — Birnbach, Pfarramt: Georg und Cäcilia, Heident. — Neustadt G. Josefine. — Würzburg, 2 Hdt. — Staufen, Hdt. — Donaueschingen Pfarramt: 92 M f. 2 Hdt. und Studienfond. — Ungenannt 16 M. — F. D. Basel, 20 M. Altdorf, Maria Johanna. — Frankfurt a. M. Hdt. — Ungenannt, 15 Fr. — Staus W. 25 Fr. Josef Anton. — Sch. Th. 35 Fr. Heidk. Josef u. Ant. Brot. — Würzburg, F. S. 25 M Maria Josefa. — Gerchsheim, Maria Franziska und Georg Michael. — Allen! — Allen Wohltätern für alle Gaben ein herzliches Vergeltts Gott!

### Gebetsempfehlungen.

Gottes Glück und Segen im Berufs und zum Eintritt in den hl. Ehestand. Glück und Segen in der Familie. Glückliche Lösung wichtiger Familienangelegenheiten. Hilfe in Geldverlegenheit. Glücklicher Antauf eines kleinen Heimwesens oder gute Mierte eines solchen. Glückliche Standeswahl. Eine schwer nervenkrante Person. Erlangung einer guten Stelle. Verhütung einer Mißhehe. Unterstützung einer armen, kinderreichen Familie. Dauernder und guter Verdienst eines armen Familienvaters. Gesundheit und Frieden in der Familie. Seelenfrieden. Gute Kindererziehung. Glück im Studium. Hilfe in mehreren großen Anliegen.

### Danksgagen.

„Durch die Fürbitte der hl. Rochus und Sebastianus voranstehender Krankheit verschont geblieben.“ „Der hl. Familie und den hl. Schutzengeln für erlangte, fast wunderbare Hilfe, herzlichsten Dank.“ „St. Antonius hilft! Ein Dechant vergah in der Elektrischen in Wien ein wertvolles Ledertäschchen mit hl. Sachen als Inhalt; gleich machte er das Gelöbnis zu Ehren des hl. Antonius, eine hl. Messe zu lesen . . . und siehe da! Schon am nächsten Tage war die Tasche im Fundbüro ganz unverfehrt zu erhalten; der hl. Antonius hat schon so oft und auch diesmal wieder geholfen. Er ist der beste Helfer für verlorene Sachen.“ „Das heiligste Herz Jesu hilft! Im Jahre 1913 übernahmen wir an einem fremden Kurorte ein kleines Hotel, mußten aber mehr als die Hälfte des Kaufpreises schuldig bleiben. Da aber das Geschäft im Hause gut ging, so hofften wir innerhalb 10 Jahren der Schulden Herr zu werden. Das war aber eine verfehltete Rechnung! 1914 brach im Anfang der Saison der Krieg aus und das Geschäft stand still. Einnahmen gab es keine mehr, aber dafür große Ausgaben für Familie, Zinsen und Möbel, die wir hatten anschaffen müssen. Zudem wurden wir ganz unschuldig in einen großen Prozeß verwickelt. Unsere Gegner hatten es auf unseren Ruin abgesehen. Es gelang ihnen auch, es durchzusetzen, daß wir innerhalb kurzer Zeit an unsere 8 vermöglichen Gläubiger 35 000 Fr. zurückzahlen sollten. An Kredit war in diesem

Augenblicke nicht zu denken. In dieser mißlichen Lage wandten wir uns ans göttliche Herz Jesu, verrichteten eine neuntägige Andacht und verprachen die Taufe eines Heidentindes. Noch waren die 9 Tage nicht verstrichen, so wurde uns obige Summe von einer Seite angeboten, von der wir niemals Hilfe erwartet hätten. Dank ohne Ende sei dem lebenswürdigsten Herzen Jesu! . . .“ „Deffentlicher Dank dem heiligsten Herzen Jesu, dem hl. Josef, Antonius und Judas Thaddäus für erlangte Hilfe bei schweren Seelenleiden.“ „Aus dankerfülltem Herzen möchte ich jedem den ein Kreuz drückt, sagen: Geh zum hl. Josef und Antonius; sie helfen dir sicher!“ „Dank für schnelle, wunderbare Hilfe bei einer schweren Augenoperation.“ „Mein drei Jahre altes Töchterchen war schwer an Grippe erkrankt! Arzt und alle, die es sahen, hatten die Hoffnung aufgegeben. Wir beteten zur lieben Gottesmutter, zum hl. Josef und den armen Seelen und auf deren Fürbitte hin wurde es plötzlich in einer halben Nacht so munter, daß es wieder alles essen konnte, was man ihm reichte und fröhlich plauderte.“ „Dank dem hl. Antonius für Erhörung in einem Anliegen.“

### Dank und Bitte.

Warnsdorf, Böhmen, Heiligenkreuz, Bad-Hall, Baden b. Wien, Braz, Hopfgarten, Petersdorf, Blons, Wien, Lilienfeld, Götting, Schentensfelden, Kirchberg a. Weßel, Altenberg, Trautenau, Stößing, Michaelbeuern, Zwertl, Wien, Obrißberg, Niederhill, Haidershofen, Rammingstein, Döbel, Briinn, Safenau, Altag, Weibern, Manning, Wolfsberg, Sieghartskirchen, Weiz, Graz, St. Rupprecht a. d. Raab. Bohlwurth, Steyr, Graz, Weng b. Admont, Schopperrau, St. Marienkirchen a. d. Polsenz, Stangendorf, Eggerding, Straden, Graz, Würzzuschlag, St. Stefan im Rosenthal, Windelheim, Römbris, Bamberg, Rotten, Burmannsquid, Ludwigshafen, Wehr, Reichau, Kirchdorf, Allfeld, Tegernbach, Alm, Ofenbürg, Würzburg, Sondernau, Perach, Rottweil, Schlettstadt Gl., Oberneufkirchen, Schlier, München, Königsfeld, Rohrschach, Hofstetten, Augsburg, Hedendahlheim, Hependorf, Geisa, Wildhaus, Berjehis, Mnofen, Athranenbad, Hausen, Baldwil, Weggis, Sonderhofen, Himmelfstadt, Würzburg, Speyer, Wamralfingen, Frankfurt a. M., Ehingen, Schluttenbach, Gottenheim, Gengenbach, Gerfau, Zermatt, Zürich, St. Rupprecht, Nisch, Dallenwil, Wollerau, Muri, Uttinghausen, Blatten, Wäffikon, Zugwil, Wofsen Salach, Würzburg-Grombühl, Sögel, Hirblingen, Hochdorf, Büchenau, Leonberg, Oberwollenbach, Bernarz, Tröslingen, Gaujach, Allersheim.



Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Mehrbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Hedwig Hödl, Fürstfeld. Johanna Müller, Leisniz. Anton Hambaumer, Murau. Theresia Kaufmann, Feldbach. Josef Samt, Feldbach. Maria Gruber, Frohneiten. Juliana Baier, Döbel. Josefa Kober, Gleisdorf. Ehrw. Sr. Marija Nikolaja, Laibach. S. S. Joh. Schod, Br., Zwertl. Ehrw. Schw. Camilla, barmh. Schwester, Linz. Sr. M. Dorigina, barmh. Schw., Linz. Sr. Laurentia Majs, Schulschwester, Linz. Anna Kessel, Friedland. Sr. S. Karl Müller, Br., Thüringen, Josef Furrer, Altenberg. Hipp Stumbauer, Rainbach bei Freistadt. Johann Gruber. St. Marien bei Neuhofen. Maria Tagwerker, Linz. Anna Leodolter, Wien II. Anna Mohr, Wien. Anna Pichler, St. Peter bei Aspang. Karl Bischof, Stiering. Anna Blaha, Ofegg, Böh. Fr. R. Köf, Wien. Maria Maier, Weng, Stmk. Sr. S. Alois M. Fischer, Innsbruck. Rosa Kampenhuber, Linz. Maria Handlos, Wien. Josefa Wiedermann, Klosterneuburg. Katharina Blumauer, Stößing. Alois Geschwend, Thernwil. Balbina Bradbeck, Thernwil. Theodor Keel, Alttstätten. Frau Heller, Arlesheim. Aloisia Knobel, Alttendorf. Emilie Döbele, Sarmendorf. Angela Hanhart, Degersheim. Katharina Reisch, Schwamendingen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

# Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.  
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und  
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission  
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

38. Jahrgang.  
N. 3.

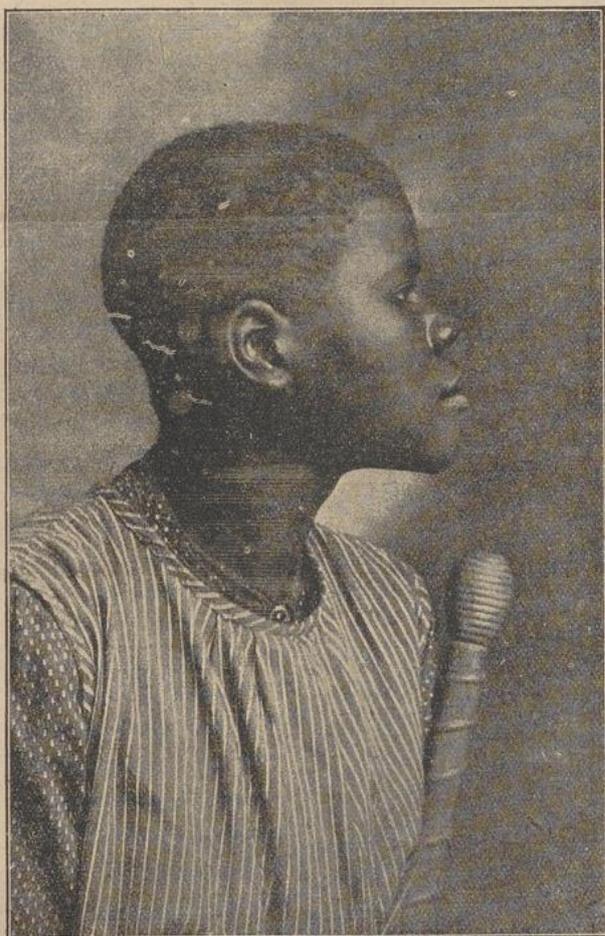
Erscheint monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mk. 2.50,  
direkt franco zu-  
gesandt oder von  
unsern Beförderern  
bezogen.

Ueberzahlungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.  
Probenummern  
gratis.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk zu  
Gunsten der armen  
Heiden in Afrika.

Bestellungen  
auf das  
Vergißmeinnicht  
geschehen am ein-  
fachsten auf dem  
Abschnitt der  
Zahlskarte oder  
Postanweisung.

Postcheck-Konto  
Köln Nr. 1652.  
Telefon B 2037.



Köln a. Rh.  
März 1920.

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der Hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtenmalen allen  
Wohltätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

für die Abonnenten  
des Vergißmeinnicht  
als Wohltäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Klosterkirche  
zu Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messen  
gelesen.

Ein echter Zukunftsbeleg.

Lied zu Ehren des hl. Joseph.

St. Josef, der Kirche Schutzpatron,  
Blick gnädig hernieder vom himmlischen Thron!  
Rings toben die Feinde mit grimmiger Wut,  
rings stürmt um das Schifflein die tosende Flut.  
Dir ward ja das göttliche Kind anvertraut,  
du schüttest voll Liebe Maria, die Braut.  
Die Lilie der Keinheit ist hold dir erblickt,  
Von leuchtenden Rosen der Liebe umglickt.

O gib, daß die Lilie der Unschuld rein  
auch sprosse in unseres Herzens Schrein!  
Vom Heiland gesegnet im letzten Streit  
gingst selig du ein in die Ewigkeit.  
O führe, wenn einst unser Auge bricht,  
uns glücklich du hin zum göttlichen Licht,  
daß leuchtend von himmlischer Sonne Strahl  
dem Lamme wir folgen zum Hochzeitmahl!

P. Bonifaz Rauch O. S. B.

Aus der Zeit der Gründung der Mariannhiller  
Missionstation Mariazell.

Erinnerungen von Br. Servulus Dütsch, C. M. M  
(Fortsetzung.)

Am einem Samstag waren wir nach Kockstadt gekommen. Den Sonntag feierten wir dort. Am Montag wollten wir wieder weiterfahren. Aber da öffnete der Himmel aufs neue seine Schleusen und es goß in solchen Strömen hernieder, daß wir unmöglich weiterziehen konnten. Unser Lagerplatz war von Anfang an sehr ungünstig gewählt. Er war nicht nur allen Winden preisgegeben, sondern es sammelte sich bei dem unaufhörlichen Regen auch noch das Wasser auf diesem Platze, sodaß wir des Nachts direkt im Morast lagen. Da holten wir denn von unseren Wagen Zaunpfähle herunter — wir hatten auch solche bei uns, um, wenn nötig, auf der neuen Farm gleich etwas einzäunen zu können — legten diese über die Pfützen und taten Bretter darauf; nun hatten wir wenigstens von unter her ein trockenes Lager. Vom Kochen konnte bei diesem Wind und Regen gar keine Rede sein. Ich sandte nun einen Boten zu Br. Nivard, der in der Nähe in einer Mühle Geschäfte zu besorgen hatte und ließ ihm über unsern „schönen“ Lagerplatz Bericht erstatten. Er kam auch bald darauf zurück und es gab dann ein kleines Donnerwetter mit den Fuhrleuten, die solch einen schlechten Lagerplatz ausgesucht hatten.

So wurde es Mittwoch. Der Himmel machte allmählich wieder ein gnädiges Gesicht, sodaß wir endlich abfahren konnten. Gegen Abend bekamen wir sogar ein sehr freundliches Wetter. Unser abendlicher Ausspannplatz war bei einem gewissen Mr. Kirk. Da aber das Wetter gar so schön war, so setzten wir noch an demselben Abend bei einbrechender Dunkelheit unsere Reise fort. Allein, da wir das Terrain nicht kanierten und auch die Straße infolge des vorangegangenen Regens voller Löcher war, so hatten wir das Unglück, daß zwei unserer schweren Wagen umgeworfen wurden. Nachdem in mühevoller Arbeit die Sache wieder in Ordnung gebracht war, fuhren wir weiter. Wir schickten nun Br. Romuald mit einer Laterne voran. Wenn das Licht verschwand, dann wußten wir, daß er wieder in einem der vielen Löcher versunken war. In dieser „schönen“ Weise ging es weiter bis gegen 11 Uhr. Vorher waren P. Arjenius, Br. Nivard, Br. Romuald und Br. John, die Pferde bei sich hatten, vorausgeritten, um wenigstens einen guten Lagerplatz auszukurshasten. Wir fuhren ihnen nach immer in der Hoffnung, sie würden bald zurückkehren. Aber keine Spur war mehr von ihnen zu sehen. Da wir und die Ochsen natürlich auch schon todmüde waren, so spannten wir mitten auf der Straße aus, um da unser Lager zu beziehen. Endlich kamen unsere 4 Kundschafter zurück und meldeten, sie hätten ungefähr eine Viertelstunde weiter einen sehr

schönen Lagerplatz gefunden. So spannten wir denn wieder ein und zogen dorthin und fanden es auch so, wie man uns gesagt hatte. Es war sogar ein Wirtshaus da. Die Ochsen konnte man frei laufen lassen, da alles eingezäunt war.

Wir erfuhren hier, daß am anderen Tage in Matatielle Viehmarkt sei. Das war uns sehr angenehm, denn wir mußten ohnehin für die neu zu gründende Station noch etwas Vieh ankaufen. So brachen denn Br. Nivard und ich am nächsten Morgen in aller Frühe um 4 Uhr dorthin auf und kamen gegen 9 Uhr nach Matatielle. Es wurden dort 500 Ochsen zum Verkauf angeboten; abgesehen von uns, war nur ein einziger Käufer da. Die Folge war natürlich, daß das Vieh einfach spottbillig wurde. Wir kauften von einem Storekeeper (Kaufmann) 5 Stück Vieh um den Preis von zusammen 380 M. Der Auktionar erging sich zwar hernach in heftigen Schimpfreden, weil der Storekeeper unter der Hand verkauft hatte, allein wir hatten nun einmal das billige Vieh. Bei der Versteigerung kauften wir noch von einem protestantischen Missionar 16 schwere Ochsen für zusammen 1120 M., dann nochmals 8 Stück, sodaß wir mit 31 Stück Vieh zu unserem Lagerplatz zurückkehren konnten. Wozu das viele Vieh? Wozu die vielen Ochsen, wird mancher Leser fragen. Die Frage ist sehr leicht gelöst. Für einen einzigen Wagen braucht man ja schon ein Gespann von 18 Ochsen. Die 72 Ochsen, die wir mit unseren Wagen mitbrachten, mußten wir auch wieder mit nach Hause nehmen; um darum die Neugründung nicht ganz ohne das notwendige Zugvieh zu lassen, mußten wir durch Ankauf von Zugochsen Sorge tragen.

Bei unserem Weggang nach Matatielle war abgemacht worden, daß die Ochsenwagen weiterfahren sollten, wir wollten dann das neugekaufte Vieh nachtreiben. Als wir nun durch Cedarville zurückkamen, sahen wir die Wagen unserer Karawane schon von Ferne zu unserem größten Schrecken mitten im Umsimbubusflusse stehen. Das Wasser überflutete schon die Wehlsäcke. Der Fluß war so hoch angeschwollen, daß uns selbst beim Durchreiten das Wasser über den Sattel hinwegströmte. Die Kaffern brachten mit Mühe und Not einen Wagen hinüber und zwar mit Vorspann — 36 Ochsen an einem Wagen. Dann aber verloren sie infolge der Schwierigkeiten und der Gefahr den Mut, auch die anderen Wagen noch herüber zu schaffen. So ging ich denn selbst über den Fluß zurück und es glückte mir auch, alle drei Wagen hinüberzubringen. Ruckelt war nur noch der Karren, auf dem der Ofen verstaubt war, herüberzuschaffen. Zwölf Ochsen wurden angepannt. Wie ich aber mit dem Fuhrwerk mitten im Flusse war, nahm uns auf einmal die Strömung mit sich fort. Zum großen Glück trieben wir dem anderen Ufer zu, wo es einem Kaffern gelang, das erste Paar Ochsen zu ergreifen und festzuhalten, sodaß wir nicht

ganz fortgeschwemmt wurden. Allein das Ufer war an dieser Stelle vier Meter hoch; unmöglich war es also, an dieser Stelle hinauszufahren. Wir mußten also im

stellte, war das Mehl im Innern noch gut, sodaß wir wenigstens noch einen Teil davon gebrauchen konnten. Bald ging es wieder munter fort. Wir hatten große



Am Tafelberg bei Mariamhill.

Strome selbst aufwärts fahren, bis wir endlich an einer niedrigeren Stelle dem unfreiwilligen Bade entsteigen konnten. Zum guten Glück war uns bei diesem Unfalle kein Stück Vieh verloren gegangen. Wir trockneten nun unsere Kleider und bejammerten die schönen Mehlhücker, die auch ein Bad bekommen hatten. Zum Glück hatte sich da nur eine Haut gebildet; wie sich später heraus-

Hoffnung, daß es nunmehr endlich schneller vorangehen werde, denn vor uns breitete sich eine weite Ebene aus. Aber freilich mit dem Sumpfgelände vor uns hatten wir nicht gerechnet. Schon in Matatiela hatten uns Leute gesagt, daß vergangene Woche ein Karren mit 6 Ochsen hinausgefahren, aber im Sumpfe stecken geblieben sei und daß der Fuhrmann nochmals 6 Ochsen holen mußte,

um den kleinen, leeren Karren wieder aus dem Dreck herauszubekommen. Mit diesem Troste fuhren wir voran und erfuhren auch bald das „Hübische“ an dieser großen Ebene. Obgleich die Räder an unseren Wagen 1,70 Meter hoch waren, so sahen wir doch bald keines mehr, weil sie im Moraste vollständig versanken. So nahmen wir denn von jedem Wagen die Hälfte der Last herab und spannten vor jeden Wagen 66 Ochsen, um nur einen Wagen durch diesen Sumpf hindurchzubekommen. So ging es immer weiter durch diesen berüchtigten Umtwansajumpf, der eine Länge von 20 Kilometer hat. Wir brauchten für diese schwierige Strecke acht volle Tage.

Als wir dieses schreckliche Gelände hinter uns hatten, waren natürlich die Ochsen total erschöpft von den furchtbaren Anstrengungen der letzten Tage. Wir dachten daher, als wir unseren abendlichen Lagerplatz schlugen, gar nicht daran, sie festzubinden, in dem festen Glauben, sie würden infolge ihrer Müdigkeit ohnehin bei den Wagen bleiben. Wir waren ferner auch der Meinung, die Ochsen seien durch natürliche Grenzen am Fortlaufen gehindert: hinter uns war der Umtwansajumpf, vor uns der Kennechafluß und zur Rechten waren Felsen — so glaubten wir wenigstens in der Dunkelheit. In dieses vermeintliche Viereck nun trieben wir die Ochsen hinein und legten uns dann auch selbst totmüde nieder. Als wir am nächsten Morgen in aller Frühe — es war ein Sonntag — uns nach den Ochsen umsahen, waren sie spurlos verschwunden. Was wir in der Dunkelheit für Felsen angesehen hatten, waren niedrige Bergesrüden; in dieser Richtung mußten die Ochsen also durchgegangen sein. Das Suchen war für uns äußerst schwierig, da wir sowohl der Gegend, als auch der Sesuto Sprache unfundig waren. Zunächst gingen wir zum nächsten Kaffernkraal und fragten, ob sie die Ochsen nicht gesehen hätten; allein sie verstanden kein Zulu und wir kein Sesuto. So eilten wir zu unseren Wagen zurück und fragten unseren Dolmetscher, wie wir fragen müßten und welche Antwort wir eventuell bekommen könnten. Nachdem wir uns diese Ausdrücke fest eingepägt hatten, gingen wir wieder auf die Suche. Als wir drei Stunden weit in das Felsengebirge hinein gewandert waren, entdeckten wir zu unserer größten Freude auf einmal alle Ochsen bis auf einen. Wir dachten natürlich, daß dieser verloren sei und jedenfalls schon den Weg in die Krägen der Kaffern gefunden habe. Während wir unsere Herde zurücktrieben, hörten wir auf einmal über den ersten Berggrücken herüber einen Ochsen brüllen. Das war der verloren geglaubte. So hatten wir wieder unsere 107 Stück Vieh beieinander. Gegen 11 Uhr vormittags kamen wir wieder zu unseren Wagen zurück. Da feierten wir nun unseren Sonntagsgottesdienst.

Eine neue Schwierigkeit ergab sich hier mit unseren schwarzen Fuhrleuten. Die waren alle aus den warmen Küstengebieten gebürtig. Da wir gerade Winter hatten und es in diesen oberen Regionen, in denen wir schon waren (1500 Meter über dem Meere), um diese Zeit schon ziemlich kalt ist, so zersprangen unseren Schwarzen infolge des täglichen Frostes die Krüze so stark, daß sie bluteten. Einige von ihnen machten sich des Nachts davon; die anderen gaben wir bei Schwarzen, die in der Nähe wohnten, in Verpflegung bis zu unserer Rückkehr. So waren wir nun auf uns selbst angewiesen.

(Schluß folgt.)

## Maria Loreto.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Hoch oben auf eines Berges Spitze, umgeben von dem mächtigen und rauschenden Ingwangwanefluß erhebt sich unser Missionskirchlein Maria Loreto. Es ist so benannt nach dem heiligen Häuschen von Nazareth, das zu Loreto in Italien sich befindet. Wie ein Leuchtturm steht hier Maria Loreto hoch oben auf dem Berge in stiller Einsamkeit. Von allen Seiten ist es sichtbar als ein Wahrzeichen des christlichen Glaubens. Auf dem silberblinkernden Wellblechdach erhebt sich ein Türmchen, das hineinragt in die Wolken und die Menschenkinder hinweist zum ewigen Vaterlande droben über den Sternen. Zuweilen, wenn die dichten Nebel rings aus den Tälern und Schluchten vom schäumenden Ingwangwanane aufsteigen und den Berg in einen dichten Schleier hüllen, sieht das Maria-Loretokirchlein wirklich so aus, als würde es von unsichtbaren Engels Händen getragen, als schwebte es in den Wolken.

Und der Engel leise Flügel  
Tragen über's weite Meer  
Von dem galiläischen Hügel  
Das verehrte Haus daher.  
An Loreto's sonniger Küste  
Ließen sie das Kleinod nieder,  
Als die Morgensonne grüßte;  
Schwebten dann zum Himmel wieder  
Zubelnd, singend, leise, leise  
Eine alte, heilige Weise:  
Ave, Ave Maria!

Die Stifterin unseres Loretokirchleins hatte eine große Verehrung für das Heiligtum in Loreto. Schon öfters war sie persönlich an dieser heiligen Stätte in Italien. In ihrer Verehrung für das hl. Haus wollte sie nun auch hier in Süd-Afrika unter den wilden Heiden ein Kirchlein bauen, nachdem sie schon eines auf einer lieblichen Anhöhe ihres Heimatlandes, unsern des Schlosses Golbeag, wo sie geboren war, errichtet hatte. Maria Loreto sollte dieses Kirchlein im Heidenlande heißen. Wahrlich, kein anderer Name hätte sich besser für dieses schlichte, traute Kapellchen, das so hoch oben auf dem Berge thront, geeignet.

Die erwähnte Dame teilt in ihren hochinteressanten Briefen und Schriften mit, daß das hl. Haus zu Loreto für sie und viele Tausend andere eine Quelle des reichsten Segens geworden ist. Die auffallendsten Wunder und Gnadenerweisungen bilden eine ununterbrochene Kette in den Annalen dieses Heiligtums. Die unzähligen Bottwörter sind redende Zeugen der Gnaden, die dort so viele empfangen haben. Der überaus reiche Kapellenschatz bildet einen unüberleglichen Beweis der Verehrung, welche die katholische Welt durch 6 Jahrhunderte hindurch dem Heiligtum gezollt hat und bringt den unparteiischen, vorurteilsfreien Besucher zu der Ueberzeugung, daß hier „Gottes Finger“ waltet. Oder dürften uns etwa legendenhaft klingende Umstände von diesem Glauben abhalten? Warum sollte die wunderbare Uebertragung irgend eines Gegenstandes, sei es auch eines Hauses, unmöglich sein, wenn sie nach Gottes weisen Absichten geschieht?

Ernste, vernünftige und kluge Männer haben in ihren Werken die Echtheit des hl. Hauses von Loreto erwähnt oder bestätigt oder selbst verteidigt. Z. B. Martorelli, Bischof v. Montefeltre, der ehrw. Petrus Canisius, der gelehrte Kardinal Baronius, der weise Papst Benedikt XIV., der hl. Alphons von Liguori, der aufrichtige Turcellini, der nüchterne van Diepenbroek,

der angesehene Natalis Alexander, der kurze Abt Calmet, der gründliche Muratori, der tüchtige Abt Guido Grandi von Camaloli, der ernste Gretzerus, der vorsichtige Baillet, der fromme und bewanderte Guaresmus, ja selbst der gefeierte Erasmus von Rotterdam, und der größte aller christlichen Poeten, Dante Alighieri. (S. Dr. Mik. Heim in seinem berühmten, wundervollen Buche „Unser Herr Jesus von Nazareth.“).

Man studiert und kopiert die schönen Formen der Loreto-Vasilika, säuwelt in den Genüssen der Kunst, die das hl. Haus umgibt, staunt über den Reichtum und die Fülle der dortigen Schatzkammer — aber was ist das alles gegen den unvergeßlichen Eindruck, welchen die hl. Hütte selbst auf ein frommes Gemüt zu machen im Stande ist! Die oben erwähnte Stifterin unseres afrikanischen Loreto beschreibt in ihren schönen, geistvollen Briefen das heil. Haus mit schungvoller Begeisterung: „Fürwahr!“ ruft sie aus, „auf dem Erdenrunde überstrahlt kein Ort die'en an Heiligkeit, soweit die Erde sich ausbreitet oder Inseln aus dem Meere ragen. Hier ist nichts anderes, denn Gottes Haus und die Pforte des Himmels. Hier sinkt man anbetend auf die Knie nieder und sieht in der armen, orientalischen Hütte unter Tränen tiefster Rührung den Erlöser und Heiland der Welt an, welcher, ewiger Gott, hier zwischen diesen alten, schwarzen Mauern, als Gottmensch — als liebliches Kindlein, als holdseliger Knabe, als anmutiger Jüngling, als lebenswürdiger junger Mann — unter den zwei heiligsten Menschen wohnte.“

Kein Wunder, daß diese fromme Seele, welche so sehr von Liebe und Verehrung für das hl. Haus von Loreto erfüllt war, sich zur Lebensaufgabe machte, recht viel zur Verherrlichung desselben in Wort und Schrift zu tun.

So gewann sie nicht weniger als 20 000 Mitglieder für den Verein desselben und wurde sogar zur General-Cislerin des hl. Hauses in Loreto ernannt. Vom Heiligen Vater Leo XIII. wurde sie in huldvollster Weise gesegnet. Gerne und freudig hatte die erste Dame alle Opfer gebracht und zu den Füßen der Madonna im hl. Hause von Loreto befindet sich selbst ihr größter Schatz: eine schwere, vierfache goldene Kette mit einem von Nauten und kostbaren Edelsteinen verzierten Medaillon, ihr ehrenvolles Geschenk, welches sie aus der Hand Seiner Majestät Kaiser Franz Josef I. von Oesterreich im Jahre 1879 erhalten hatte. Damit hatte sie wohl der Madonna das größte Opfer gebracht, denn dieses Geschenk ihres vielgeliebten Kaisers war ihr so lieb und wert, daß sie es Tag und Nacht bei sich trug.

Man möge mir verzeihen, daß ich so weit von meinem eigentlichen Loreto abgewichen bin, aber Liebe und Dankbarkeit haben mir diese Worte diktiert, Dankbarkeit gegen die Stifterin unseres Kirchleins, in welchem ich das Glück habe, so einsam, so stille hoch oben am Berge, in Himmelsnähe zu wohnen; hier im hl. Hause

von Loreto unterrichte und sammle ich meine Schäfchen und die süße Jungfrau Maria mit ihrem lieblichen Kindlein scheint segnend und huldvoll auf uns herab zu blicken, denn die Zahl der schwarzen Heidentinder, welche in der lieblichen Bergkapelle hier Unterricht erhalten, mehrt sich von Tag zu Tag.

Es war am 26. Juli des Jahres 1916, als ich zum erstenmale auf dem Rücken eines alten Kößleins diesen



Mutter mit Zwillingen.

Berg erstieg und zum erstenmale das Glöcklein läutete. Das Kirchlein war noch nicht vollendet. Die Arbeiter waren eben daran, den Fußboden zu legen, die Fensterchen und Türen einzusetzen. Vorderhand sollte die Schule noch in der runden Kraalhütte gehalten werden. Ich fand daselbst ein Häufchen Kinder, etwa 16 an der Zahl, unter der Obhut eines Christenmädchens von der Station Centocow, Maria Koswitha mit Namen, welche die Kleinen unterrichtete. Die runde Hütte mit 2 Fensterchen war groß und schön gebaut, mit einer Veranda umgeben, aber ach, alles war noch so leer, so leer; ringsum war kein Baum, kein Strauch, nur Steine, nichts als Steine, hohes Gras, Dornhecken, Distelstauden, häßliches, stacheliges Unkraut konnte man sehen.

Für das schöngeistige Auge einer poetisch angelegten Seele war hier wahrlich noch nichts Anziehendes zu finden.

Doch siehe, als ich zum Glockenturme schritt, den Strang des Glöckleins zog, und als dessen silberheller Ton so lieblich über Berg und Flur und Wiesentäler schallte, da überkam mich ein ganz eigenartiges Gefühl, — die Vorahnung eines segensreichen Wirkens auf dieser einsamen Bergeshöhe. Als mein Auge hinab sah auf die zahlreichen heidnischen Kraale, vor welchen sich viele nackte Kinder gleich schwarzen Lämmlein lustig tummelten, die nun aber neugierig dem Schalle der Glocke lauschten, da erfüllte mich freudiges Hoffen und unwillkürlich fing ich zu dichten, zu beten an:

„O Jesus, gib mir Seelen,  
O, gib doch Seelen mir,  
Mit großem Liebeseißer  
Führ' ich sie dann zu Dir!  
Nachdem Du mich gefunden,  
O ewig guter Hirt,  
Hab' ich mich Dir verbunden  
Und such', die sich verirrt,  
Die niemals noch erkannten  
Der Seele hohen Wert,  
Die Armen, die nicht ahnten,  
Wie sie Dein Herz begehrt.  
O Jesus, gib mir Seelen!“

Doch nun war es Zeit, nicht nur zu dichten, zu beten, sondern auch zu handeln, zu arbeiten. „Rastlos vorwärts mußt du streben, nie ermüdet stille stehen, willst du die Vollendung sehen“, sagt so schön Schiller.

Seit jenem holdseligen, für mich so segensvollen Mai des Jahres 1890, in welchem ich nach Centocow kam, war ich auf dieser Station volle 26 Jahre ununterbrochen als Missionschwester in der Schule tätig gewesen. Stets hatte ich da eine sehr zahlreiche Kinder-schar um mich und mit Gottes Hilfe hoffe ich auch manches Gute gewirkt zu haben. Nun ward ich plötzlich aus meinem Arbeitsfelde herausgerissen und auf einen ganz neuen Posten gestellt. Die liebgewonnene Missionsstation Centocow, die sich alle die Jahre her so sehr vergrößert hat und beinahe zu einem förmlichen Städtchen geworden ist, wo außer den beiden Konventen für die Patres und Brüder und für die Schwestern auch noch über 200 schwarze Kinder wohnen, mußte ich nunmehr verlassen und auf eine zwei Stunden von der Station entfernte, ganz einsame, stille Bergeshöhe ziehen, wo ich mitten in einer meist heidnischen Umgebung wohnte. Bekanntlich ist es nicht so leicht, einen alten Baum umzupflanzen, da er seine Wurzeln schon so tief in die Erde gesenkt hat. So wurde auch mir die Aenderung trotz meines guten Willens recht hart. Doch ernste Tätigkeit söhnt zuletzt immer mit dem Leben aus. Arbeit ist ein ausgezeichnetes Mittel gegen alles Weh des Lebens. „Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel, die führen über Strom und Hügel.“ „Was hält frisch und jung, Arbeit und Erinnerung“, sagt so schön Carmen Silva, die edle, geistvolle Fürstin. Ja, Arbeit gab es hier in meinem neuen Wirkungskreise in Hülle und Fülle und in der mannigfaltigsten Weise.

Das Kirchlein war noch nicht vollendet. Ringsum lag noch alles voll Felsgestein. Und ich wollte doch, daß das hl. Häuschen nicht unter wilden Sträuchern und Steinen, sondern fein säuberlich in einem Paradiesesgärtchen stehe. Und aus den armen Heidenkindern, diesen schwarzen „Bengelchen“, die noch so unwissend waren und in so zerfetzte und schmutzige Lum-

pen gehüllt zu mir kamen, wollte ich rasch mit Gottes Gnade und der allerjeligsten Jungfrau Hilfe liebe „Engelchen“ machen. Ja, da gab es wahrlich viel zu tun!

Die erste Nacht, die ich da oben auf dem Berge zubachte, war sehr unruhig und nicht ohne ein leises Gefühl der Furcht. Ich schlief mit dem schwarzen Mädchen Koswitha in der niederen Kraalhütte. Aber wohl-gemut stand ich des Morgens auf. Die Luft auf dem Berge war so frisch und so rein und so erquickend, die Sonne trat so goldig und klar in ihrem rosigen Morgenleide hervor; der großartige Anblick des Sonnenaufgangs von dieser Bergeshöhe aus ließ mich all das Unheimliche, das die vorausgegangene, düstere Nacht in sich barg, und all das wilde Tosen und Säusen des Windes in derselben vergessen und mein Herz fühlte sich in heiliger Liebe und Freude emporgezogen zur Anbetung des Schöpfers aller Dinge. Ein Willkommen-gruß an die liebe Frau Sonne schwebte mir auf den Lippen; vor mir stand das Kirchlein noch in dichte Nebelwölkchen gehüllt, wie schwebend in der frischen Morgenluft. Im Tale unten lagen die lachenden Fluren, im Hintergrund erhoben sich graue Felswände und hohe, von dichten Waldungen umäumte Berge. Aus dem Tale herauf schallte das Brausen des Ingwangwanenflusses; durch die Anjiedelungen der weißen Farmer da unten eilte das Dampfroß, dessen Pfeifen bis zum Kirchlein heraufstonte. Das Auge kann sich an dem Panorama, das vor ihm ausgebreitet liegt, kaum satt sehen. Kein Wunder auch, daß ich mich so schnell hier eingewöhnen konnte, trotz mancherlei Entbehrungen, trotz mancher Schwierigkeiten, mit denen man am Anfang ja immer zu kämpfen hat. „Wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über“, sagt das Sprichwort. Wie von selbst hat sich dieser Reim gebildet:

„Hoch auf des Berges Höhe  
Steht meine stille Klaus;  
Da wohn' ich, armes Nönnchen,  
Im heiligen Haus.

Dich, mein stilles Loreto,  
Grüß ich immer, immer froh,  
Bin ich auch manche Stunde  
Einsam, allein.

Hoch von des Berges Höhe  
Ein frischer Odem zieht,  
Es klingt aus meiner Zelle  
Manch heil'ges Lied.

Dich, mein stilles Loreto, usw.  
Sterb ich, auf Bergeshöhe  
Will ich begraben sein,  
Singt mir zur letzten Stunde  
Im Kirchlein mein.

Dich, mein stilles Loreto, usw.

Wenn am Nachmittage die kleine Schar der Tages-schulkinder sich nach Hause begeben hatte und ich meine Vesper gebetet hatte, dann sang ich nicht selten dieses Lied nach der Melodie eines österreichischen Volksliedes: „Im schönsten Wiesengrunde ist meiner Heimat Haus.“ Wie der freundliche Leser sieht, gefiel es mir in meiner Einsiedelei auf stiller Bergeshöhe ganz gut, obwohl noch kein Blümlein hier oben zu blühen schien. Nur hie und da stand mitten unter den Dornen, unter Unkraut und Felsgeröll ganz verborgen ein blaues Glockenblümchen, das eine tiefere Sprache zu reden schien:

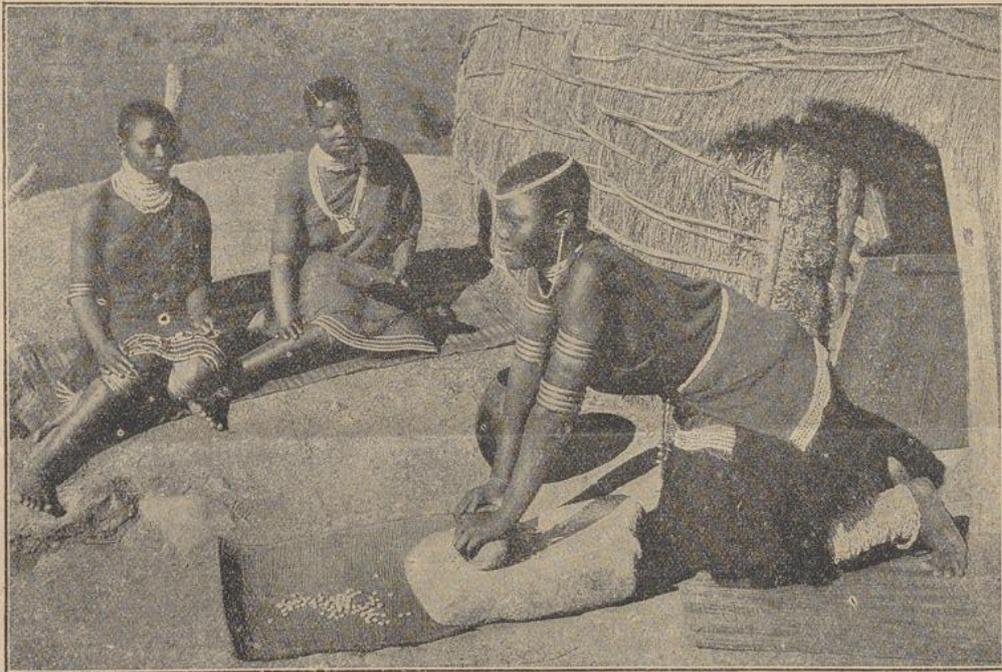
„Blumen sind auf jedem Weg zu finden,  
Doch nicht jeder weiß, den Kranz zu winden.“

„Allem läßt sich abgewinnen eine Seite, die da glänzt“, laßt Rückert, und er hat wirklich recht.

Ich habe mir vorgenommen, immer freudig und heiter zu sein, denn die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugend. Fröhliche Menschen sind nicht bloß glückliche, sondern in der Regel auch gute Menschen. Das sehe ich auch an den Kindern hier. Fröhlich und lustig ist die kleine Schar. Gerne machen sie ein munteres Spiel. Aber sie waren auch sehr aufmerksam beim Lernen in der Kraalhütte, in der noch keine Schulbänke da waren, um regelrecht Schule halten zu können. Allerdings, an Reinlichkeit waren die guten Schwarzen noch nicht gewöhnt. Die ersten Unterrichtsstunden handelten daher auch viel über Wasser, Sand, Seife, Bürste usw., lauter Dinge, die die meisten noch nicht kannten und bei deren Nennung schon viele erschrafen, als ob es sich um etwas Schreckliches handeln würde.

einen Strohwiß, Die Haare wurden in Ermangelung einer Scheere — das hätte viel zu lange gedauert — mit Glasscherben geschoren. So wurde das Köpfchen endlich rein und alle lebendigen und noch in den Eiern steckenden „Kopfbewohner“ wurden endlich ausgetrieben. Heißa, da ging's lustig zu! Das war ein Leben an diesem Flüsschen wie noch nie! Die am Uferande weidenden Viehherden sahen erstaunt zu und die neugierigen Ziegen streckten die Hälse vor lauter Verwunderung. Zuletzt schwamm die gereinigte Schar lustig wie Fische im Wasser. Jetzt waren sie aber schön, meine Kleinen. Eines glänzte mehr als das andere. Ich konnte mich nun ohne eine gewisse Gefahr in ihre Nähe setzen.

Freilich, die Lumpen, in die sie gehüllt waren, lie-



Drei heidnische Frauen vor dem Kraal.

Als ich sah, daß alles Reden über sauberes Waschen, über Schwimmen, Baden usw. nichts helfen wollte, stellte ich den Kleinen mein hübsches, sich stets recht fein putzendes Miezchen vor und erklärte ihnen, wie dieses Käpchen sich alle Tage so fein wäsche, ja sogar mehrmals im Tage, wie es keinen Schmutz an sich dulde. Ich machte sie auch aufmerksam auf die Vöglein, die ihr Gefieder immer wieder so schön durch das Schnäblein ziehen, um ja allen Schmutz zu entfernen und die Federn recht schön zu ordnen. Ich machte sie dabei besonders auf den Haushahn und die Hennen aufmerksam. Ich erinnerte sie auch daran — das hatten sie alle schon gesehen — wie die Kuh ihr Kälbchen so sauber ableckt. Da lachten meine schwarzen Kleinen, das leuchtete ihnen ein. Wirklich schien auch bei manchen der Schmutzfinken eine Besserung einzutreten. Jedoch eine gründliche Abhilfe kam erst dann, als ich die Kinder zusammen zum Flüsschen führte und dort Köpfe, Hals, Ohren, Arme, Hände, Beine fest mit Seife und Sand wusch. In Ermangelung eines Schwammes nahm ich ein Stück Schaffell und in Ermangelung einer Bürste

ben noch immer viel zu wünschen übrig. Ich nahm mir deshalb vor, sobald als möglich Hemden, Höschen und Kleidchen aus Flecken und Stoffresten zusammenzunähen, um dieselben so billig als möglich den Kindern verkaufen zu können. Nur auf diese Weise konnte und mußte es besser werden. Wirklich kauften nun selbst die heidnischen Mütter diese starken, bunten Kleidchen. Solchen Kindern, deren Eltern gar nicht für die Bekleidung sorgen wollten, gab ich Gelegenheit, daß sie sich dieselben verdienen konnten. Sie mußten Steine wegräumen, Wege machen, Unkraut aushacken, Kuhmist (als Dünger) sammeln usw. Dank einer edlen Wohltäterin aus Amerika konnte ich den armen Kindern helfen und auf diese Weise wirklich Ordnung und Reinlichkeit erzielen. Jetzt wurden die Kleinen auch gesünder. Die Wunden am Kopfe und an den Waden verschwanden allmählich. Die Kinder lernten die Wohltat des Wassers kennen. Die Seife konnten sie umsonst haben, denn sie benutzten dafür feinen Sand. Als Schwamm zum Waschen benutzten sie feine, glatte Steine, die auf einer Seite etwas sandig rauh sind;

mit diesen konnten sie sich die Füße vortrefflich abreiben und reinigen. Ja, in Afrika lernt man viel; sogar wir Schwestern gebrauchten solche Steine zum Waschen, sie sind wirklich sehr gut.

(Fortsetzung folgt.)

### Maria Trost.

Von P. Florian Rauch, C. M. M.

Nach langem, durch die Kriegsverhältnisse bedingtem Schweigen will ich auch wieder einmal zur Feder greifen, um den verehrten Lesern des Bergzweimichts einige Nachrichten über die Missionsstation Maria Trost zu bringen.

Vor allem innigsten Dank dem lieben Gott, der uns während der traurigen Kriegsjahre so väterlich beschützt hat. Wie bekannt, wurden alle Missionare von Mariannahill und seinen Stationen gleich bei Ausbruch des Krieges als Kriegsgefangene erklärt; meine Gefangenschaft bestand nur darin, daß ich meinen Distrikt ohne Erlaubnis der englischen Regierung nicht verlassen durfte und mich zuerst jede Woche, dann später jeden Monat beim Magistrate melden mußte. Die Laienbrüder und Missionschwestern hatten weiter nichts zu leiden, außer daß öfters die Namen derselben eingekandt und die Fragen: woher, wie alt, ob verheiratet usw. beantwortet werden mußten. Nun, das machte keine besondere Schwierigkeiten. Daß wir von Spionen scharf beobachtet wurden, bedarf keiner Erwähnung; ging ja das Gerücht, die Deutschen kämen nachts mit ihren Flugmaschinen zu uns auf Besuch und brächten Neuigkeiten über den Krieg. Zuletzt sah man doch ein, daß es nur Märchen seien und ließ uns in Ruhe.

In der Mission konnten wir ungestört weiter arbeiten. Da hier ganz in der Nähe ein anderer Distrikt angeht, in dem viele Christen wohnen, so erhielt ich sogar auf Bitten bei der Regierung spezielle Erlaubnis von Pretoria, zu jeder Zeit in diesem Distrikte zu missionieren. Daß der liebe Gott unsere Arbeit gesegnet hat, beweisen folgende Zahlen: Getauft wurden seit Anfang des Krieges bis jetzt 965; gestorben sind 435. Viele der Verstorbenen wurden in der Krankheit oder im Augenblick des Todes getauft und sind somit in der Taufanschuld gestorben.

Außenkapellen, wo alle 14 Tage hl. Messe gelesen wird, haben wir 2. Katecheseinstellen ohne hl. Messe 4; Missionschulen 4, nämlich die Schule auf der Station mit zirka 70 Kindern, die alle Kost und freie Wohnung haben; eine Tagesschule auf der Farm mit zirka 60 Kindern; 2 andere Tagesschulen außerhalb der Missionsfarm mit zusammen 50 Kindern. — Daß die Missionskasse jeden Monat stark hergenommen wird, läßt sich leicht erklären. Wir haben 2 schwarze Katecheten, von denen der eine 40 Mark, der andere 30 Mark per Monat erhält. Die Schulen werden von einer Missionschwester und 5 schwarzen Lehrerinnen geleitet, was mich zusammen jeden Monat für das schwarze Lehrpersonal zirka 80 Mark kostet, wozu die Regierung zwar einen kleinen Beitrag liefert, der aber kaum die Auslagen der Schulen deckt.

Der Missionar muß sich am Ende jeden Monats gewaltig anstrengen, um alle zufrieden zu stellen. Dazu kommen noch die Arbeiter und die Bedürfnisse des Missionspersonals. Aber trotz der schweren Zeiten, die wir durchgemacht, besonders da wir von unsern Wohltätern in Europa während der ganzen Zeit des Krieges nichts hierher erhalten konnten, hat es uns nicht am täglichen

Brot gefehlt, wofür dem lieben Gott herzlich Dank gesagt sei.

Maria Trost wurde aber während des Krieges noch in besonderer Weise von Gott begnadigt. Die klimatischen Verhältnisse Mariannahills erforderten es, das Studendat von dort hierher zu verlegen, weil das hiesige Klima der hohen Lage wegen sehr gesund ist.

Am 8. September 1916 kamen bereits 3 Theologie studierende Fratres hier an, denen am 13. September die Hochwürdigen Herrn Professoren, Hochw. Herr Dr. Ferdinand Brommer aus Neufab, Erzdiözese Freiburg (Baden) und Hochw. Herr Professor Heinrich Wild aus Cannstatt, Diözese Rottenburg (Württemberg), folgten.

Die beiden Hochwürdigen Herren kamen, wie unsern verehrten Lesern bereits bekannt sein dürfte, im Jahre 1913 mit Zustimmung ihrer Hochwürdigsten Herrn Bischöfe auf Bitten unseres Ehrw. Vater Abtes nach Mariannahill, um die Ausbildung unserer dortigen Priesteramtskandidaten zu übernehmen.

Mariannahill ist gewiß Sr. Erzellenz, dem Hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Freiburg, sowie dem Hochwürdigsten Herrn Bischof von Rottenburg zu nicht geringem Danke verpflichtet für die gütige Zulage, daß obengenannte Priester ihre liebgewonnene Stellung verlassen und ihre Kräfte und Talente zum Dienste der Mission verwenden durften. Schon im Jahre 1915 wurden 7 unserer Fratres zu Priestern geweiht. Möge der liebe Gott den beiden Professoren die schweren Opfer und Mühen, die sie für unsere Mission auf sich genommen, reichlichst vergelten! —

Am 25. Januar 1917 hatte Maria Trost das große Glück, in seinem kleinen Missionskirchlein den Hochw. Herrn Bischof Henry Delalle zu sehen, der in Gegenwart des Hochw. Herrn Gerard Wolpert, Abtes von Mariannahill, der Hochw. S. Professoren, der Hochw. Missionare der Nachbarstationen Mariathal, St. John's, Detting und Mariastella und einer unvorstellbaren Menge Volkes den 3 auserwählten P. B. Alberic Reinhard, ein Schweizer, Clemenz Hartweg, ein Rheinländer und Reginald Weinmann, ein Unterfranke, das hl. Sakrament der Priesterweihe erteilte. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß sich alle 3 Priesterkandidaten sehr gewissenhaft auf die hl. Weihe durch vorhergehende Exerzitien vorbereiteteten. —

So etwas war bis jetzt noch nie dagewesen, nämlich hl. Priesterweihe im armen Kirchlein einer einfachen Missionsstation; es ist unmöglich, den Eindruck zu schildern, den diese rührende hohe Feier auf alle Anwesenden, weiße und schwarze, gemacht hat. — Schon das Niederwerfen der Ordinanden während der Allerheiligen-Litanei war für alle ergreifend; noch mehr aber wurde das Volk gerührt, als der Hochw. Herr Bischof zuerst selbst und dann jeder anwesende Priester die Hände auf das Haupt der zu Weihenden legte und als beim Weihegebet alle zu gleicher Zeit die rechte Hand über dieselben ausstreckten; sodann das Anlegen des hinten aufgerollten Messgewandes, die Vornahme der hl. Salbung, wonach einem jeden die geweihten Hände mit einer weißen Binde zusammengebunden wurden, sowie die Berührung des Kelches und der Patene, das Relebrieren zusammen mit dem Hochw. Herrn Bischof mit lauter Stimme, besonders die langsam und feierlich ausgesprochenen Konsekrationsworte bei der hl. Wandlung und am Schluß die feierliche Erteilung der heiligen Gewalt, Sünden nachzulassen, — alles das erregte Staunen und Bewunderung in dem Herzen eines Jeden und Hochachtung und Liebe zur katholischen Kirche. Es war eben

alles Geheimnis, alles war heilig; man fühlte die Nähe Gottes!

Auch bei Schreiber dieser Zeilen, der seit seiner eigenen hl. Priesterweihe vor 16 Jahren keiner Ordination mehr beigewohnt hatte und bei allen übrigen anwesenden Priestern, an denen ja auch einst selbst am Tage der hl. Priesterweihe alle diese gleichen Zeremonien vorgenommen wurden, erregte diese hohe Feier heilige und dankbare Gefühle.

Nach Erteilung der hl. Priesterweihe spendete der Hochwürdigste Herr 266 schwarzen Christen das hl. Sakrament der Firmung, dessen Bedeutung und Wichtigkeit für das Leben er den Firmlingen vorher durch eine Ansprache ans Herz legte. Der hl. Firmung schloß sich der sakramentale Segen an, den der Hochw. Herr Bischof selbst h'elt.

Nach dem Festmahle erteilten die Neugeweihten der Klostergemeinde, den Kindern und dem noch anwesenden Volke, jedem einzelnen unter Händeauflegung, den Primizsegen. Hernach verabschiedeten sich die Leute vom Hochwürdigsten Herrn Bischof, welcher am nächsten Tage wieder abreisen mußte, da er wegen Priesterregeln selbst den Gottesdienst in seiner Kathedrale in Darban halten mußte. Alle sagten ihm innigsten Dank für die großartige Doppelfeier, zunächst für die Spendung der hl. Firmung und dann besonders dafür, daß der Hochw. Herr speziell hierher nach Maria Trost gekommen sei, um ihnen die große Gnade und Freude zu bereiten, auch einmal der tiefergreifenden Feier einer hl. Priesterweihe beizuwohnen zu können und nun wieder 3 Missionare mehr in ihrer Mitte zu haben, die von nun an das wahre Evangelium unter ihnen verkünden und mitarbeiten würden an der Rettung ihrer unsterblichen Seelen.

Der folgende Sonntag, 28. Januar, war ein Fest- und Jubeltag, wie Maria Trost noch keinen gesehen hatte. Es war der Primiztag der 3 neugeweihten Priester!

Die ganze Station und das kleine Missionskirchlein waren im schönsten Festschmuck und alles in froher Feststimmung. Von allen Seiten strömte das Volk herbei, Katholiken, Protestanten und Heiden, um an der nie dagewesenen Feier teilzunehmen.

Unser Hochwürdigster P. Clemens zelebrierte seine erste hl. Messe in der Frühe nach 6 Uhr, wobei Schreiber dieser Zeilen dem Neugeweihten assistierte. Während derselben reichte der Hochw. Primiziant der Ordensgemeinde, Brüdern und Schwestern und den Kindern der Missionsstation die hl. Kommunion.

Nach der hl. Messe des Hochw. P. Clemens trat der jüngste Primiziant, Hochw. P. Reginald, an den Altar, unter Assistenz des Ehrw. Vater Abtes; bei dieser hl. Messe empfingen die Auswärtigen, eine große Anzahl Kinder und Erwachsene, die hl. Kommunion. Während der beiden hl. Messen spielte Sr. Eligia Harmonium und sang mit ihrem Kinderchor schöne kaffrische Lieder mit deutschen Melodien.

Hochwürdigster P. Albericus hatte als der Älteste der Neugeweihten die Ehre, den Hauptfestgottesdienst um 10 Uhr zu halten. In feierlicher Prozession, unter Gesang und Glockengeläute, begleitet vom Ehrw. Vater Abt, den Hochw. S. Professoren und den anderen anwesenden Priestern, unter Vorantritt schwarzer Ministranten, der Sänger und der übrigen Schulkinder, wurden die Ausgewählten vom Studiensaal abgeholt und zur Kirche geleitet. Die 3 Hochw. Herrn Primizianten waren umringt von einem grünen Chypressenzweig, den 6 kleine schwarze Knaben in weißen Anzü-

gen mit roten Schärpen trugen. Voraus gingen kleine weißgekleidete Mädchen mit den 3 Primizbräutchen, welche auf weißen Kissen die bekannten Sinnbilder: Aehren und Weintrauben mit dem Kelche und die geschmückte, erinnerungsvolle Kommunionkerze trugen. —



St. Joseph.

Das übrige Volk bildete Spalier auf beiden Seiten des Weges.

Nach Ankunft der Prozession in der Kirche begann das hl. Geistlied. Der Festprediger, Hochw. S. Willibald Wanger, der tags zuvor eingetroffen war, schilderte in kaffrischer Sprache mit ergreifenden Worten die

erhabene Würde des katholischen Priestertums, die tiefe Bedeutung der Zeremonien der hl. Priesterweihe, und legte besonders den Unterschied klar zwischen dem heidnischen Götzkult und der Feier der hl. Messe in der katholischen Kirche. Am Schlusse richtete der Prediger an die Hochw. Herrn Primizianten die Bitte, allen Anwesenden den Primizjegen zu erteilen. Darnach begann das feierliche Hochamt, das, wie oben gesagt, Hochw. P. Alberic zelebrierte; seine beiden Confratres levitirten unter Assistenz des Hochw. Herrn Professors Heinrich Wild.

Unsere schwarzen Sänger, die auch leider zuweilen, besonders bei den Proben von der berühmten europäischen Sängerkunde erfaßt werden, waren heute alle mit der freudigsten Begeisterung ausgerüstet und sangen in der Frühe sowohl, wie auch jetzt beim Hochamte mit großer Präzision die lateinische Messe (Missa Quarta von C. Jaspers mit dem feierlichen Introitus und Graduale von P. Ludwig Fashauer, Benediktiner), ebenso trugen sie auch beim sakramentalen Segen ihre Lieder vor; monatelang hatten sie sich auf diese Feier mit großem Eifer vorbereitet.

Am Schlusse des feierlichen Primiziantes, nachdem die Kinderstimmen verhallt waren und die Primizianten an den Stufen des Altars knieten, um ihre Dankagung zu machen, während das Volk in stiller Erwartung harrte, was jetzt noch kommen werde, ertönte plötzlich — d e u t s c h e r Gesang. Die Schwestern, (es waren auch einige von anderen Stationen da), wollten natürlich auch nicht zurückbleiben, um die Neugeweihten zu beschören und so erklangen in feierlicher, dreistimmiger Melodie unter zarter Harmoniumbegleitung die Worte:

Den schönsten Tag in Eurem ganzen Leben  
Hat heut' der Heiland Euch gegeben.  
Zum erstenmal auf Euer Wort  
Herniederstieg der ew'ge Gott!  
Welch' heil'ger Schauer —, wer mag's künden,  
Wird Euer Priesterherz empfinden!  
D'rum jubelt froh in sel'ger Luft  
Und ruhet sich an Jesu Brust!  
Seh't! Jesu Joch ist süß und leicht die Bürde,  
Geziert jetzt mit der Priesterwürde,  
Für Engelschultern viel zu schwer;  
Die Last erleichtert Euch der Herr.  
Reicht Euch der Herr die Dornenkrone,  
Der Himmel wartet ja zum Lohn!  
Maria auch, die holde Himmelsbraut,  
Stets huldvoll auf Euch niederschaut!

Das Lied war überraschend und rührend für Alle. Ja, man jagt sogar, es habe manche Träne unter Priestern hervorgerufen. Wer möchte das bezweifeln? — Fürwahr, die Schwestern haben ihre Sache ausgezeichnet gemacht.

Nach einer halbstündigen Pause wurden die Neugeweihten abermals, wie am Vormittag abgeholt; worauf Hochw. P. Clemens mit Assistenz der beiden anderen Hochw. Primizianten und des Hochw. Herrn Prof. Wild den feierlichen sakramentalen Segen mit Te Deum hielt. Nach der kirchlichen Feier gratulierten die Schwarzen den neugeweihten Missionaren und es wurde nun auch für die Erfrischung des Körpers reichlichst gesorgt. Während des Mahles in dem festlich geschmückten Saale, erschienen auch die oben erwähnten weiß gekleideten schwarzen Knaben und die 3 Primiz-Bräutchen, die kleine Geschenke brachten und sinnreiche deutsche Gedichte vortrugen.

Am Nachmittag ging das Volk wieder nach Hause, tief ergriffen von all dem, was es gesehen und gehört; es wird wohl diese großartige, außergewöhnliche Feier nicht so schnell vergessen. Die fröhliche, gnadenreiche Festfeier wurde geschlossen durch eine kleine bengalische Beleuchtung am Abend, zu deren Ausführung der künstlerische Sinn einiger Schwestern nicht wenig beitrug.

Die 3 jungen Missionare blieben noch über ein ganzes Jahr hier in Maria Trost unter der Leitung der Hochw. Herren Professoren und machten sich während dieser Zeit mit der schwierigen Missionsarbeit bekannt durch Katechisieren und Predigen. Besonderen Dank ist Maria Trost dem lieben Gott auch noch schuldig für die vielen hl. Messen, die da während des Krieges gelesen wurden. Nach einem Jahre wurde Hochw. P. Alberic auf die Station Maria Telgte und Hochw. P. Clemens nach Mariatal und später nach Keilands geschickt, um ihr Missionswerk zu beginnen. Hochw. P. Reginald blieb hier, um in Maria Trost mitzuwirken am Heile der Seelen, wo er auch bis jetzt noch unermüdet tätig ist.

Das ist in kurzem die Schilderung der Vorkommnisse hier in Maria Trost seit Ausbruch des Krieges bis November 1919. Das gegenwärtige Missionspersonal ist folgendes:

- Hochw. P. Florian Rauch, Superior, aus Elfershausen, Unterfranken.
- Hochw. P. Reginald Weinmann aus Ziegelanger Unterfranken.
- Hochw. Dr. Edward Müller (schwarzer Priester). Natal.
- Schw. Br. Deodat Amberg, aus Herbstadt, Unterfranken.
- Schw. Br. Bazian Koppewallner, aus Burghausen. Oberbayern.
- Schw. Br. Fortunat Glaubitz, aus Schmottseiffen. Schlesien.
- Schw. Schw. M. Servatia Heinlein, aus Ottelmannshausen, Unterfranken.
- Schw. Schw. M. Bonaventura Gutschmiedl, aus Wildkirchen, Niederbayern.
- Schw. Schw. M. Eligia Bauer, aus Osterburken. Baden.
- Schw. Schw. M. Amata Wörmer, aus Stadlamhof, Westfalen.
- Schw. Schw. M. Flavia Honczek, aus Sechschütz, Polen.
- Schw. Schw. M. Elfreda Maizer, aus Gnanning, Steiermark.
- Schw. Schw. M. Dajroja Gorska, aus Gr. Loßburg. Polen.

Hochw. Dr. Edward Müller ist ein schwarzer Priester, der, wie vielleicht manche Leser sich erinnern, einst in Rom studierte, dort zum Priester geweiht wurde und auf seiner Rückkehr nach Südafrika durch Deutschland reiste. Leider wurde er nach kurzer Tätigkeit in der Mission unter seinen Landsleuten schwer von dem lieben Gott heimgeholt. Er mußte 16 Jahre im Krankenhaus zubringen, wo er während dieser ganzen Zeit keine hl. Messe lesen konnte. Gott sei Dank wurde das eifrige Gebet, das viele gute Seelen für ihn verrichteten, erhört, so daß der schwergeprüfte Priester anfangs des Jahres 1919 aus dem Krankenhaus wieder gesund entlassen werden konnte. Am 26. Februar kam er hieher nach Maria Trost, um durch die Güte der Hochw. Professoren Dr. F. Brommer und H. Wild wieder mit den

kirchlichen Funktionen usw. bekannt gemacht zu werden, die ihn auch mit aller Hingebung und Liebe unter ihre priesterliche Leitung nahmen und am Passionssonntag sahen wir hier Hochw. P. Edward Müller nach vielen Jahren zum erstenmale wieder am Altare.

Am hl. Osterfeste zelebrierte er das feierliche Hochamt, bei welchem genannte Hochw. S. Professoren levitierten. — Die große Freude und die dankbaren Gefühle, die der jetzt wieder so glückliche Priester im Herzen hegte für die Gnade, nach so langer Leidenszeit wieder an den Altar hintreten zu können, konnte man ihm vom Gesichte ablesen. Seitdem hat er sich hier sehr gut erholt und wir hoffen, daß der liebe Gott seine Gesundheit stärken und erhalten möge, wofür ich alle geehrten Leser um ein Memento freundlichst bitte.

Was uns hier jetzt noch besonders notwendig wäre, sind Devotionalien: Kreuzchen, Bildchen, Rosenkränze usw. Alle unsere Vorräte in diesen Dingen sind zu Ende. Viele unserer Christen beten den Rosenkranz einfach an den Fingern ab, weil sie keinen mehr haben. Auch unser Missionskirchlein, das nur ein provisorischer Bau und auch schon viel zu klein ist, ruft nach Hilfe. Wir haben zwar schon längst ein neues Kirchlein geplant und werden diesen Plan auch ausführen, sobald wir — die nötigen „Bausteine“ haben. Allen edlen Wohltätern, die uns in irgend einer Weise helfen wollen, ein herzliches Vergelt's Gott!

### Gott bei den Zulusprechenden Völkern.

Von P. W. Wanger.

Daß der heidnische Zulu Südafrikas in seiner angestammten Ueberlieferung nachweisbar nicht weniger als achtzehn Namen für den wahren Gott hat, dürfte für viele eine Offenbarung sein, Namen, die zum einen Teil nur Gott bezeichnen und zum andern überlieferungs-gemäß von ihm gebraucht werden. Gar mancher wird einer solch stattlichen Zahl von Zulunamen für den, von dem wir bekennen „Ich glaube an Gott den Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde“ zweifelnd gegenüberstehen. Und dies wird um so weniger verwundern, als es noch nicht so lange her ist, daß „die Wissenschaft“ triumphierend verkündete, man habe im Südosten Afrikas ein Volk gefunden ohne irgendwelche Gotteskenntnis, ja ohne irgendwelche Religion — es war in den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts, wo unser nun im Grabe ruhender Religionslehrer uns diese Kunde übermittelte, zu einer Zeit, wo der Schreiber dieses noch die Bänke des Gymnasiums drückte und nicht ahnte, daß er einmal mit den Zulu sprechenden Völkern so nahe Bekanntschaft machen sollte.

„Die Wissenschaft“ stützte sich damals offenbar auf Eintagsreisende, und diese fanden allerdings in der Wildnis Südostafrikas keine Tempel, keine Altäre, keine Priester, ja nicht einmal Götzen oder Fetische — nichts von alledem, was sie unter Religion verstanden. Sie wußten nicht, daß die Viehhürde, der geradezu geheiligte Kreis, den die Hütten der Kraalsinsassen umschließen, die Opferstätte und der Hinterteil der Großhütte den Altar vorstellt. Sie wußten nicht, daß das Kraalhaupt der erbliche Opferpriester für die Seinigen und der König der Hohepriester für sein königliches Haus und für das ganze Volk ist. Sie wußten nicht, daß der Zulu Südafrikas, an Kultur weit hinter dem Indier und Chinesen zurück, in religiöser Hinsicht weit höher steht als beide; denn auch als Heide verehrt er nur die G e i s t e r seiner verstorbenen Blutsverwandten, ohne sich irgendwelche bildliche Darstellung zu machen.

Jedoch nicht nur diese Eintagsreisenden, sondern sogar diejenigen, deren besondere Aufgabe es gewesen wäre, die heidnische Religion der Zulu vorurteilsfrei und sorgfältig zu erforschen, nämlich die Missionare (ich meine in erster Linie protestantische, die ja etliche fünfzig Jahre vor den katholischen am Platze waren) taten, wohl unbewußt, ihr Möglichstes, um das Wißchen von wahrer Religion zu verkennen, das unter der Asche des Zulu-Heidentums glimmte und noch glimmt. Und bis auf den heutigen Tag behaupten sie das Feld: sie haben, wie sich zeigen wird, sogar echte und ernste Wissenschaft in die Irre geführt.

Das „Vergißmeinnicht“ ist keine wissenschaftliche Zeitschrift, das Folgende soll daher so populär gehalten sein, als es der Gegenstand erlaubt.

### 1. U N K U L U N K U L U : „der Allergrößte Gott im Himmel“.

Hiermit haben wir den unter den Zulu sprechenden Völkern gebräuchlichsten Gottesnamen gegeben.

Zunächst soll uns derselbe als Schulbeispiel dafür dienen, wie Männer, die es offenbar ernst meinten und denen auch Gelehrsamkeit nicht fehlte, unter dem Banne der Tageswissenschaft und persönlicher Tendenz sich irreführen ließen und auch andere wieder in die Irre führten.

Als erster sei J. L. D ö h n e erwähnt, der als Mitglied der protestantischen amerikanischen Mission 1857 ein zulu-englisches Lexikon veröffentlichte. Dort schreibt er (in meiner Uebersetzung): „un-kulunkulu . . . ein großer-großer, d. h. der Allergrößte (maximus) . . . Die erste große Persönlichkeit: der Urahn eines oder aller Völker. — Dieses Wort bezieht sich ausschließlich auf irgend einen großen Urmenschen eines ganzen Volkes, wie Adam einer war, der erste Mensch.“

„Dieser Begriff“, fährt er fort, „läßt sich an der Entstehung des Wortes und dem Sprachgebrauch nachweisen. Aber die Ueberlieferung besagt, daß unkulunkulu wadabula abantu nezinto eluhlaleni, d. h., daß der Sehr Große die Menschen und alle Dinge aus einem Ursprung hervorbrachte. Da nun Ausländer (d. h. Nicht-Zulu) diesen Ausdruck unrichtig verstanden (nämlich dahin, daß der Sehr Große die Menschen und alle Dinge aus einem Rohr schuf, oder wie einige . . . daß unkulunkulu (ein Irrtum Döhnes, richtig: unkulunkulu), d. h. der Strohwurf, die Menschen und alle Dinge aus einem einziaen Rohr schuf), aus diesem Grunde also herrschte große Verwirrung und einige haben der Liebhaberei gehuldigt und hulbigen ihr noch, diesen Namen im Sinn von Gott zu nehmen. Daß diesem Wort eine gewisse Idee eines Wesens wie Gott zugrunde liegen mag, geben wir gerne zu (denn irgendwelche Art eines solchen Begriffes findet man sogar bei den verwildersten Wilden); aber ein vorurteilsfreier Forscher wird finden, daß keiner von diesen Wilden sich dessen bewußt ist, noch das Wort in diesem Sinne gebraucht. Und wo sich ein Eingeborener findet, der mit diesem Wort einen Begriff von Gott verbindet, tut er es nicht aus sich selbst, sondern unter einem gewissen Einfluß, den christliche Missionen bereits über das Volk als ganzes gewonnen haben.“

„Im Gegenteil ist der dem Eingeborenen, dem Wilden eigene Begriff, der in den obigen Ueberlieferungen Ausdruck gefunden, ganz im Einklang mit ihrem Geist und Leben, nämlich materialistisch. Und es ist nur eine Folge des größten Materialismus, daß der unkulunkulu es sich gefallen lassen mußte, zu einer bloßen Einbildung und Fabel zu werden.“

„Ein Beispiel haben wir an folgendem Streich, den futterneidige Mütter und Weiber ihren etgenen Kindern spielen, wenn sie sich ein leckeres Mahl bereitet haben und sich allein daran gütlich tun wollen. Zu diesem Zweck schicken sie die Kinder hinaus und sagen ihnen . . . sie sollten nach dem unfulunkulu schreien, daß er ihnen alle seine Sachen gebe. Die hungrigen Kinder tun, was die Mütter ihnen sagen, und werden schließlich für ihren Gehorsam ausgelacht. Aber Europäer, welche das Volk und seine Sprache nicht kennen, haben dies falsch verstanden und glauben, diese Mütter hätten die Gewohnheit, ihre Kinder zum Unfulunkulu beten zu lehren, und zogen den Schluß, es müsse sich unter ihnen ein gutes Stück von religiöser Kenntnis vorfinden.“

Wir halten uns nicht dabei auf, daß Döhne die wirkliche Entstehung und Zusammenfügung des Wortes uNkulunkulu und insolgedessen auch seinen Wortsinm nicht kannte, daß er nichts von dem Unterschied zwischen dem Gottesnamen uN-kulunkulu „der Allergrößte Gott im Himmel“ und u-kulatulu-untul-ukulu „der Urahne“ mußte, noch auch bei den Ausflüchten, zu denen er seine Zuflucht nehmen mußte, um ein Endergebnis zu erhalten, das mit der Tageswissenschaft übereinstimmte. All dies wird der geneigte Leser selbst finden, wenn einmal die wirkliche Sachlage geklärt ist.

Einige Jahre später schrieb der damalige anglikanische Missionar H. Callaway ein Werk, betitelt: „Das religiöse System der Zulu“. Der ganze erste Teil desselben, mit dem Titel Unfulunkulu, ist dem Versuch gewidmet, gegen Cole njo nachzuweisen, daß uNkulunkulu nicht der Name des wahren Gottes sei. Aber trotz dieser ausgesprochenen Absicht Callaways enthält sein Buch in der Form von wörtlich niedergeschriebenen Aussagen von intelligenten Eingeborenen aus der Mitte des verfloffenen Jahrhunderts die wertvollsten Beweise dafür, daß uNkulunkulu der wirkliche und gebräuchlichste Name des wahren Gottes ist.

(Fortsetzung folgt.)

Geduld ist Frieden, der im Kampf nicht scheidet;  
 Geduld ist Freude, die im Leid nicht stirbt.  
 Geduld ist Mut, die nie ein Opfer meidet;  
 Geduld ist unermülich ohne Klage,  
 Geduld ist Jugend, die kein Herbst verdirbt.  
 Sie hat ihren Weg nicht selbst gewählt,  
 Doch findet ihre Last sie alle Tage:  
 Stark und gesund, bereitet und gestählt.

Tilmann Peßch.



Mariannahill. Nach vielem und langem Bemühen und wiederholt abschlägig erteilter Antwort ist es unserem Hochwürdigsten Herrn Abt endlich gelungen, für Hochwürdigsten P. Adalbero Fleischer die Erlaubnis zur Rückkehr in die Rhodesiamission zu erwirken. Möge ihm dort nach so langer Trennung von seinem liebgewonnenen Arbeitsfelde eine recht segensreiche Wirksamkeit beschieden sein!

Missionshaus St. Paul. Die hl. Adventszeit hatte begonnen. Wie einst der Täufer an die Ufer des Jordans, so kommt um diese Zeit regelmäßig ein Bußprediger in unsere Klostersamkeit an der Maas. Es ist der Exerzitenmeister. So rauh und hart wie der Vorläufer des Herrn sah er zwar nicht aus; doch sein Prophetenamt verstand er wohl. Er gab sich auch ehrlich Mühe, die gottgeweihten Seelen um einen tüchtigen Ruck voranzubringen auf dem steilen Pfad zur Vollkommenheit. Dafür gaben auch wir ihm etwas Besseres als Heuschrecken und wilden Honig. Tapfer hielten wir aus bis zum großen Rüsttag vor dem hohen Weihnachtsfest. Dann die „Stille, heilige Nacht; Alles schläft . . .“ — Welche Ueberraschung! Mit himmlischer Melodei wurden die frommen Schläfer von St. Paul zur hl. Weihnachtmette um die mitternächtliche Stunde aufgeweckt. Vor der sinnig aufgebauten Krippe im Hauptgang trafen sie bald die „Ruhestörer“, die vermeintlichen Engellein — die kleinsten Missionszöglinge, welche hier dem neugeborenen Christ ihr erstes Ständchen brachten.

Das schönste Geschenk brachte uns das hl. Christkind durch Vermehrung unserer Klosterfamilie. Am Stephanstag konnten Br. Cornelius Bauer und Br. Timotheus Fahlenbock ihre hl. Gelübde erneuern, nachdem sie glücklich aus Krieg und Gefangenschaft heimgekehrt. Gewiß haben sie mit Freuden den hl. Kriegsdienst Gottes — denn das bedeutet das Ordensleben — von neuem umfassen. Was die Welt für treue Dienste geben kann, haben sie erfahren. Dir aber, o Herr, dienen, heißt herrschen! — Geteilte Freude, doppelte Freude. Des Lektoren leiblicher Bruder erhielt als Br. Fridolin das Ordenskleid. — Auch die Chorreligiosen sollten Zuwachs erhalten. Es baten um den weißen Habit: Robert Franke und Heinrich Sauerland. Als Fr. Edmund und Fr. Dominikus wurden die beiden Novizen der Klosterfamilie eingereicht.

Noch muß ich was von den Studenten, Missionszöglingen erzählen. Diese wachsen gerade wie die Pilze aus dem Waldboden. Waren es vor kurzem kaum ein Duzend, so sind es jetzt derer bald ein halbes Hundert. Aus Deutschland, Oesterreich und den Schweizergauen kommen sie her mit frommem Sinn und heiliger Wissensbegierde. An Weihnachten wollten sie einmal ihre Kunst zeigen. Sie verstanden nicht nur aus nichts die dem Krieg zum Opfer gefallene Bühne trefflich zu ersetzen, sondern auch etwas vortreffliches darauf zu spielen. Am Neujahrstag besicherten sie uns wieder mit allerlei Scherz und Sang und Tangelang.

Mit frommem Segenswunsch für 1920 schließt der Chronist von St. Paul. B. Weinrab Bechtiger.



## Das Püntchen.

Von Elisabeth Düker.

Ein halbes Jahr vor seinem Tode hielt der berühmte Jesuitenpater Bachtler einmal im Krankenhause St. Vinzenz zu G. geistliche Exerzitien ab. Mit großer Innigkeit sprach der greise Pater von der Rettung unserer unsterblichen Seele, das sei unser letztes Ziel; wenn dieses erreicht sei, sei alles erreicht. Er sprach von der Eitelkeit des Irdischen. Um seinen Zuhörerinnen dies recht tief einzuprägen, fuhr der Pater also fort: „Wenn die Seele sich vom Leibe getrennt hat, dann muß sie weit fort von hier in ein unbekanntes Land. Wenn sie dann auf die Erde zurückblickt, so erscheint ihr dieselbe nunmehr wie ein kleiner Punkt, und auf demselben ist noch ein viel kleineres Püntchen, um dessentwillen die Seele vielleicht den Himmel verlor.“

Ernst klangen seine Worte in die Ohren seiner Zuhörerinnen, die mit gespanntester Aufmerksamkeit dem greisen Redner die Worte von den Lippen nahmen. Kaum wagte jemand zu atmen — man sah das rührende Schauspiel, wie die Seelen in der Stille des eigenen Innern sich abmühten, um fertig zu werden mit einer übermächtigen Leidenschaft oder einem Gewohnheitsfehler, der abgelegt werden sollte, wenn sie nicht das kleine „Püntchen“ werden sollten, um dessentwillen die Seele den Himmel einst verlieren würde! Vielleicht sah die eine oder andere der Exerzitiantinnen solch ein kleines „Püntchen“ in ihrem Leben, das so, im Lichte der Ewigkeit betrachtet, zur Lavine anwuchs, die ihre Seele in den Abgrund zu ziehen drohte.

Ein „viel kleineres Püntchen“ wird uns beim Tode alles sein, was nicht einen Wert für die Ewigkeit hat. O fürchterliches Erkennen! Eine nichtige Ehre, ein ungerechtes Gut, eine sündhafte Freude, oder jene Lust, die ich genug genannt habe, wenn ich sage, daß ich sie nicht nennen will — alles schrumpft am Ende zusammen zu jenem furchtbaren „kleinen Püntchen“. Selbst ein Lebensglück, ein Gut, dessen Besitz jetzt unsere ganze Welt zu sein scheint, das so groß, so begehrenswert uns dünkt, daß wir alles andere dafür lassen möchten, sehen wir beim Tode ohne Vergrößerungsglas als das „kleine Püntchen“, das uns ewig von Gott trennt.

Werte Leser! Seht auch Ihr Euch in Eurem Herzen und Leben um, ob da nicht auch ein solches „kleines Püntchen“ sich findet; wenn, so laßt die Zeit nicht vorübergehen, ohne es fortzuräumen.

## Reiseabenteuer und Missionsarbeiten eines Glaubenshelden in alter Zeit.

Seronymo Lobo wurde im Jahre 1596 zu Lissabon geboren. Er stammte aus einer angesehenen Familie und trat, nachdem er den ersten Unterricht im Eltern-

hause erhalten hatte, schon in seinem 16. Jahre in den Jesuitenorden ein. Nach Beendigung seiner Studien wurde er als Lehrer der Rhetorik zu Coimbra angestellt. Auf sein Verlangen hin gab man ihm später die Erlaubnis, nach Indien zu gehen. Er schiffte sich, nachdem er vorher die Priesterweihe erhalten und seine erste Messe gelesen hatte, im Mai 1621 auf der Flotte ein, die den Vizekönig Don Affonso de Noronha nach Indien bringen sollte. An der Pfefferküste wurde das Geschwader von einer Windstille festgehalten und mußte, nachdem es viele Leute durch ein bösariges Fieber verloren hatte, nach Lissabon zurückkehren. Lobo, der kurz nach seiner Ankunft in eine schwere Krankheit fiel, war kaum wieder hergestellt, als er am 18. März 1622 zum zweitenmal an Bord einer nach Indien gehenden Flotte ging. Diese kam glücklich nach Mozambik, wurde aber dort von englischen und holländischen Schiffen angegriffen und so arg zugerichtet, daß kein einziges Fahrzeug es wagen konnte, die Fahrt nach Indien fortzusetzen. Der Befehlshaber kaufte deshalb zu Mozambik einige kleine Fahrzeuge, mit welchen er fast die Ueberfahrt nach Indien unternahm. Nach vielen Gefahren und Mühseligkeiten erreichte er das Ziel seiner Bestimmung. Lobo blieb ein ganzes Jahr in dem Kollegium seines Ordens in Goa, um theologischen Studien obzuliegen und sich für die Arbeiten seines Berufes vorzubereiten. Während dieser Zeit liefen Briefe von den in Abessinien weilenden Missionaren ein, welche die Bekehrung des Negus Melek Sequed und eines großen Teils seines Volkes meldeten und Hilfe verlangten, um diesen glücklichen Anfang mit Ernst benutzen zu können. Der Negus hatte ebenfalls ein Schreiben an den Provinzial gerichtet, worin er dieselbe Bitte aussprach und bemerkte, daß die Missionare ohne Gefahr über Zeila in seine Staaten gelangen könnten; der Sekretär hätte aber nicht Zeila, sondern Dankali schreiben sollen, denn die Stämme der Dankali waren damals dem Negus untertan, die Stadt Zeila aber gehörte zu dem unter arabischer Herrschaft stehenden Adel. Dieser unwillkürliche oder absichtliche Irrtum kostete, wie wir sehen werden, zwei Missionaren das Leben. Die Oberen des Kollegiums der Jesuiten zu Goa kannten übrigens die Schwierigkeiten einer Reise nach Abessinien sehr genau und waren überzeugt, daß der Weg zu Land trotz der Versicherung des Negus ebenso gefährlich war, als der zur See, auf dem man befürchten mußte, in die Hände des türkischen Pascha von Massuah zu fallen. Sie beschloßen deshalb, die acht nach Abessinien bestimmten Missionare zu trennen; vier derselben sandten sie auf dem Seewege, die anderen aber ließen sie den Landweg einschlagen. Zu den letzteren gehörte Lobo. Die vier ersteren wurden zwar von dem gefürchteten Pascha angehalten, aber gegen ein schönes Zebra, das der Negus als Geschenk überreichte, nach Abes-

linien durchgelassen, wo sie auch glücklich ankamen. Die vier anderen Missionare gingen weit größeren Gefahren entgegen, die wir Lobo selbst schildern lassen wollen.

Die Völker, durch deren Gebiet wir vordringen sollten, waren uns nicht einmal dem Namen nach bekannt. Wir hatten auch keinen anderen Schutz, als das Schreiben des Regus, das uns, ohne daß wir eine Ahnung davon hatten, eine falsche Richtung vorzeichnete. Da wir aber vor Begierde brannten, einen neuen, das Gebiet der Türken nicht berührenden Weg, aufzufinden, so zogen wir allenthalben Erkundungen ein und schenkte jedem, der uns seine Ansicht mitteilen wollte, bereitwilliges Gehör. Viele gaben uns den Rat, über Melinde, ein gut bevölkertes und von mehreren schiffbaren Flüssen durchströmtes Land zu gehen, weil wir daselbst nähere Auskunft und zuverlässige Führer finden würden; sie nahmen keinen Anstand, uns eine Küstenstrecke, die in Wirklichkeit eine schauerliche Einöde ist, als eine anmutige und fruchtbare Gegend zu schildern. Wir glaubten den Versicherungen, weil sie unseren Wünschen entsprachen. Unsere Oberen heagten allerdings gerechte Zweifel, aber auf unser inständiges Bitten hin, entschieden sie sich endlich dahin, zwei von uns über Zeila und die beiden anderen über Melinde reisen zu lassen.

Die beiden Väter Francisco Machado und Bernardo Pereira, die zuerst abgingen, wurden von einem mit den Portugiesen verbündeten maurischen Fürsten, dem ein Teil der am Eingange des Meerbusens von Aden gelegenen Insel Soforra gehörte, nach Zeila gebracht. Der Befehlshaber dieses Ortes, bei dem sie eine freundliche Aufnahme fanden, ließ sie nach Muxa, der Hauptstadt des Landes Adal weiterbefördern. Kaum aber waren sie dort angelangt, als sie auf Befehl des Königs ihrer ganzen Habe beraubt, in einen abscheulichen, finsternen Kerker geworfen und auf die grausamste Weise mißhandelt wurden. Als der Regus durch Briefe aus Indien erfuhr, daß die Missionare einen unredlichen Weg eingeschlagen hatten und deshalb ihr Schicksal ahnte, ließ er den König von Adal ersuchen, sie gegen ein von ihm selbst zu bestimmendes Lösegeld in Freiheit zu setzen; dieser aber, der ein erbitterter Feind der Portugiesen war und überdies von einigen an seinem Hofe befindlichen flüchtigen Abessinern aufgehetzt wurde, wies dieses Anerbieten trotz seiner Habgucht zurück. Der König beteuerte, daß er diese Gelegenheit nicht veräumen werde, um den Tod seines Ahnen, der durch die Hand des portugiesischen Hauptmanns Christovam de Gama gefallen sei, zu rächen. Er hielt Wort und ließ den beiden Glaubensboten, nachdem sie noch einige Zeit im Gefängnisse geschmachtet hatten, die Köpfe abschlagen. Wir beiden anderen würden demselben Schicksale nicht entgangen sein, wenn uns Gott nicht auf einen anderen Weg hingelenkt und zu weiteren Leiden aufbewahrt hätte.

Ehe wir nach Melinde aufbrachen, trafen wir sorgfältig alle Anstalten, die uns zu einem glücklichen Erfolge unseres gewagten Unternehmens nötig schienen. Wir kauften uns eine arabische Kleidung, Turban, Rock, Hemden mit sehr weiten Ärmeln, Schärpen, lange, bis auf die Fußspitzen reichende Hosen und spitze Schnabelschuhe. Auch versahen wir uns mit einem guten Vorrat bemalter Leinwand, roter Mützen, Glasperlen und anderer Kleinigkeiten, um damit Geschenke machen zu können. Nachdem wir in der Ueberzeugung, daß wir vielen und großen Gefahren entgegen gingen, von unseren Freunden einen traurigen Abschied genommen hatten, verließen wir auf einer nach Mozambik be-

stimmten portugiesischen Galliothe am 26. Januar 1624 Goa. Nach einer glücklichen Fahrt landeten wir auf der Insel Pate, wo wir von einem Augustinermönche, der hier als Missionar lebte, gastfreundlich aufgenommen wurden. Auf dieser Insel, die kaum vier Meilen im Umfange hat, findet man vier Städte, deren jede von einem eigenen maurischen König beherrscht wird. Die erste, die nach Mozambik hin liegt, heißt Lamo, die zweite und größte, wo die Portugiesen eine Faktorei besitzen, Pate, die dritte und kleinste, welche aber in einer sehr fruchtbaren Gegend, in der es viele Zibetiere gibt, erbaut ist, Gio und die vierte Ampaja. Die zuletzt erwähnte Stadt hat eine herrliche Lage und einen guten Hafen; daher hatten sich hier auch mehrere Portugiesen niedergelassen und vor einiger Zeit eine Kirche erbaut, an der der erwähnte Augustiner den Gottesdienst versah. Während des Aufenthaltes bei ihm erfuhren wir zu unserer Betrübnis, daß die Nachrichten, die man uns in Indien über die Küstenstrecke, die wir zu durchwandern beabsichtigten, gegeben hatte, gänzlich falsch waren. Der Augustiner teilte uns mit, daß wir keinen gefährlicheren Weg hätten wählen können, denn er führe durch eine Gegend, welche bereits die Gallas, ein aus dem inneren Afrika zum Meere vorgebrungenes wildes Volk, in Besitz genommen hätten, nachdem sie die früheren Einwohner vertrieben oder ermordet und verspeist hatten. Völlig enttäuscht hielten wir es für unklug, uns beide zugleich einem fast gewissen Tode, der niemand zum Nutzen gereichen konnte, auszuliefern. Es wurde daher beschossen, daß mein Gefährte vorerst zu Ampaja bleiben, ich aber mit dem uns als Dolmetscher mitgegebenen Abessinier und einem Portugiesen den Versuch machen sollte, das Land zu erforschen. Wäre ich so glücklich, einen Weg zu entdecken, so sollte ich einen meiner Begleiter zurückschicken, um meinen Gefährten zu holen, andernfalls aber mit meinen Begleitern zurückkehren, wenn es uns überhaupt gelingen würde, den Händen der Wilden zu entgehen. Ich mietete nun eine kleine Almadi, d. h. ein kleines aus dünnen Brettern mit grobem Bindfaden zusammengefügtes Fahrzeug, mit acht Rudern. Nachdem ich mein Gepäck, das größtenteils aus meinen priesterlichen Kleidern und Gerätschaften bestand, und einigen Lebensmitteln, nämlich Brot und Mehl für uns und etwas Honig für unsere Matrosen, an Bord gebracht hatte, steuerte ich nordwärts nach der etwa vierzig Meilen von Pate entfernten Stadt Zubo. Ich hatte die Absicht, meinen Weg teils zu Wasser, teils zu Lande zurückzulegen.

An dieser Küste wohnen viele verschiedene Volkstämme, deren jeder einen eigenen König hat. Ich zählte auf einer Strecke von kaum vier Meilen wenigstens zehn bis zwölf solcher kleiner Fürsten. Der erste, auf den wir stießen, war der König der Abagner, ein abgefeimter Dieb. Er saß völlig nackt in einem kleinen Nachen und ruderte wie der Geringste seiner Untertanen; von diesen unterschied er sich nur durch einen Strohhut, der sein Haupt gegen die Sonne schützte. Mein Portugiese versäumte jedoch nicht, ihn als Hoheit zu begrüßen und mit großen Ehrenbezeugungen zu überhäufen. Das schien ihn indessen weniger zu rühren, als ein mit etwas Fisch belegtes Stück Brot, womit wir ihn beschenkten und das er mit größtem Behagen verzehrte.

Unsere Reise dauerte bei weitem länger, als ich vermutet hatte; aus Furcht nämlich, wir würden uns verirren, wollten wir unser Fahrzeug nicht aus dem Gesichte verlieren und folgten deshalb allen Wiegungen der Küste, die halb weit in das Meer hinausragte, bald wie-

der dieses in eine tiefe Bucht hineintreten ließ. So kletterten wir über Felsen, die vielleicht noch niemand erstiegen hatte und wo wir jeden Augenblick Gefahr liefen, den Hals zu brechen. Dann schleppten wir uns wieder mühsam am Strande dahin durch den beweglichen Sand und watenen durch das Wasser, dessen Tiefe wir nicht kannten und wo wir nicht selten dem Ertrinken nahe waren. Wir sahen weder irgend ein Dorf noch Wohnungen, noch Spuren von Menschen. Nach den Mühseligkeiten des Tages mußten wir des Nachts unter freiem Himmel auf dem nackten Boden schlafen und hatten gegen die brüllend umherschweifenden Löwen und Tiger keine andere Wehr, als unser Vertrauen auf den Schutz des allgütigen Gottes. Endlich gingen auch, was wir längst und am meisten gefürchtet hatten, unsere Lebensmittel, die wir auf dem Rücken mittrugen, zu Ende. Sicherlich wären wir verhungert, wenn uns nicht einige Fischerbarken begegnet wären, deren Mannschaft uns einen Teil ihres Fanges gegen Tabak überließ. Obgleich der Portugiese und der Abessinier dieselben Mühseligkeiten zu erdulden hatten, litt ich doch weit mehr als sie; denn ich war an solche Anstrengungen nicht gewöhnt. Ohne Zweifel wäre ich vor Müdigkeit und Durst liegen geblieben, wenn ich nicht in der Hoffnung, an dem nur noch zwei Meilen entfernten Ziele unserer Wanderung Wasser zu finden, mein letzte Kraft angestrengt hätte, um mich bis dorthin fortzuschleppen. (Fortsetzung folgt.)



An alle verehrten Leser und Leserinnen: Wir ersuchen bei Geldsendungen auf dem Postabschnitte immer anzugeben, ob die Sendung für Kalender, Bergheimnisch, oder ob sie ein Missionsalmosen sein soll; desgleichen wolle man bemerken, ob noch ein Brief mitfolgt. — Bei Sendungen wolle der Absender jedesmal wieder seine ganze Adresse angeben. — Bei Adressenänderung wolle man neben der neuen auch immer die alte Adresse angeben. — An Viele: Der Abonnementspreis für Bergheimnisch ist 2,50 M., was man bei Einfindung des Betrages gültig beachten wolle. — M. S. K. Brief mit Einlage dankend erh. — Nordheim: Bergel's Gott. — Hollstadt 10 M als Dank d. hl. Josef. — E. S. München: 50 M wird nach Angabe verwendet. — Beuron: 5 M als Dank. — Wenigumstadt, 52 M erhalten, wird alles besorgt. — Th. N. M., 25 M erh. — S. Betrag als Dank erh. — Saarbrücken, 570 M erh. und nach Wunsch besorgt. — Nr. 200, 33 M erh. u. nach Angabe verwendet. — Sch. D., 50 M als Dank. Heilige Messen anzunehmen ist uns zur Zeit leider unmöglich. — Rheine, 10 M als Dank für auffallende Erhöhung in 2 Anliegen. — Bonn, P. W. 25 M als Dank. — Ahtarren, Dank d. hl. Josef. — Ludwigshafen, 24 M als Dank, davon 20 M für den Studienfond. — Ungenannt Hollstadt, 10 M als Dank. — B. Freiburg, 19 M f. Berg., Kal., Antbr. u. Missionsalmosen. — St. R. J. 50 Kr. erh. — Mariapfarr, Tausend Dank d. hl. Antonius f. erlangte Gesundheit. — Amstetten, 100 Kr. erh., die Tausen werden besorgt. — U. V. 50 Kr. erhalten. — M. F. Dornbirn 25 Kr. erh. — L. K. W. Innigen Dank d. hl. Antonius. — Heidenkinder und Antoniusbrot sind teils als Dank, teils als Bitte, eingegangen von: Krambach, 5 M. — K. C. 50 Kr. (Karl u. Caecilia). — Aigen-Schlögl v. d. Marianischen Kongregation (Ludwig Adolf). — Lustenau, 1 Hdt. — Cöln-Mühlheim S. 21 M (Josef). — Eichenlohe, 21 M (Benedikt). — Tübingen N. N., 1 Hdt. — N. Sch. S. 25 M (Antonius). — Holzern N. F., 25 Fr. (Josef Anton). — Wiesloch, 20 M. Antonbr. — K. R. München, 50 M Eduard u. Käthen). — Würzburg, 25 M (Johannes). — Lohr, N. F. 50 M Antbr. — N. N., 1 Hdt. (Rita Margaretha). — Wurmasnsquid 3 Hdt. (Josef, Maria, Thaddäus). — J. S. 25 M (Johannes Heinrich). — Ziegenhals 25 M (Marianne) S. B. — Schlichtig 60 M. — Rangen 5 M. — Mering, 1 Hdt. u. Antbr. —

Schuttern, 30 M f. 1 Hdt. — Bösenbirckh, 1 Hdt. — Unterzettlich, 1 Hdt. — Frankfurt, 2 Hdt. — Högldorf, 3 Hdt., Berg., Kal., Antbr. — N. J. Drove 21 M (Maria Antonius). — Bobenheim, 2 Hdt. (Heinrich Jakob u. Heinrich). Für alle Gaben ein herzliches Vergelt's Gott!

### Dankfagungen.

„Durch die Fürbitte der allerheiligsten Jungfrau und des hl. Vaters Josef wurde mir in schwerer Sorge geholfen.“ — „Bin in schwerer Krankheit geheilt worden.“ — „Ich hatte mir den Lehrberuf gewählt. Mehrere Jahre war ich aber stellenlos, teils wegen Krankheit, teils weil überall Lehrverfügung war. Da hatte ich endlich Aussicht, an eine mir zusage Schule gewählt zu werden. Leider aber hatte mein Lehrschein für jenes Land keine Gültigkeit. Wollte ich die Stelle bekommen, so hatte ich keine andere Wahl, als nochmals für ein paar Monate in ein bestimmtes Seminar zu gehen und mich dort abermals auf ein Staatsexamen vorzubereiten. Nachdem noch verschiedene Schwierigkeiten überwunden waren, sah ich mich also wieder als Seminarist. Raum aber hatte ich mich wieder eingearbeitet, warf mich eine schwere Krankheit für viele Wochen auf das Krankenlager. Ich schreibe es der Hilfe des hl. Josef und auch derjenigen Mariens zu, daß ich nicht nur die früheren Hindernisse überwunden hatte, sondern auch, daß ich von dieser Krankheit soweit hergestellt wurde, um die Studien fortsetzen und glücklich vollenden zu können. Gesundheitlich bin ich nun auch wieder vollständig erstarbt.“ — „Dank dem hl. Josef für glückliches Bestehen eines Examens trotz vorausgegangener schwerer Krankheit.“ — „Dank dem hl. Josef für Hilfe in einer großen Geldangelegenheit.“ — „Ich litt lange Zeit an nervöser Schwäche und Seelennot. Dem lieben hl. Josef innigen Dank für seine wunderthätige Hilfe an Leib und Seele.“ — „Dank dem hl. Josef für guten Geschäftsgang.“ — „Dem hl. Antonius und der lb. Muttergottes und dem hl. Herzen Jesu innigsten Dank für die Genesung von einer sehr schweren Krankheit.“ — „Dank der lb. Mutter Gottes und dem hl. Antonius für wunderbare, auffallende Hilfe bei schmerzhafter Gelenkentzündung eines Knies.“ — „In einer bedrängten Stunde Hilfe erlangt.“ — „Dank dem hl. Josef für glücklichen Verlauf einer Operation und Genesung eines Sohnes, der durch einen Hufschlag schwere Darmverletzung erlitten hatte.“ — „Dank dem hl. Josef und Antonius dafür, daß mein Sohn eine gute Privatlehrerstelle erlangt und für die Wiedergenesung meiner Frau in einem schweren Gallensteinleiden.“ — „Ich betete mit großer Inbrunst und großen Gottvertrauen mit noch einigen frommen Frauen monatlang um die Seelenrettung meines Sohnes, der in der Fremde den Glauben an Gott verloren hatte. Der liebe Gott hat das Gebet wunderbar erhört und viel schneller geholfen, als wir vermutet hatten. Der hl. Dreifaltigkeit, der lb. Gottesmutter, dem hl. Josef und Antonius, dem hl. Judas Thaddäus und dem hl. Franziskus Xaverius sei innigster Dank gesagt.“ — „Dank für Heilung von einer schweren Halskrankheit und Hilfe in einem schweren Anliegen.“ — „Maria, die unbefleckte Jungfrau, hatte geholfen in einem schweren Augenleiden, sie wird auch wieder helfen.“ — „Herzinnigen Dank dem hl. Josef und Antonius, dem hl. Judas Thaddäus und der hl. Rita für Wiedererlangung der Gesundheit meiner Frau.“ — „Meine Schwester war zum 2. Mal operiert worden. Wir hofften jeden Tag auf ihre Rückkehr aus dem Krankenhaus, denn bei unserem letzten Besuch sagte man uns, daß sie spätestens in 8 Tagen als ganz gesund entlassen werden könnte. Statt dessen betamen wir nun die Nachricht, daß eine Verschlimmerung eingetreten sei und meine Schwester vielleicht nochmals operiert werden müsse. In meiner Not wandte ich mich an den hl. Josef, den Namenspatron meiner Schwester, hielt eine neuntägige Andacht und sah, am letzten Tage der Novene kehrte meine Schwester gesund ins Vaterhaus zurück.“ — „Dank dem hl. Josef für glückliche Erlangung des hl. Ordensberufes u. für glückliche Heilung der Mutter in schwerer Krankheit.“ — „Dank dem hl. Antonius für Bewahrung vor dem Schrecken der Revolution. Dank für Hilfe in einer gefährlichen Augenentzündung, in Herz- und Nervenleiden.“ — „Ein Familienmitglied erkrankte an der Grippe, aus der sich eine eitrige Rippenfellentzündung entwickelte. Die an sich schon bedenkliche Lage des Patienten gestaltete sich durch eine dreimalige Operation geradezu verzweifelt. Wir wandten uns an den hl. Josef, indem wir mehrere Novenen zu ihm hielten. Nach mehmonatlichem schweren Krankenlager trat wirklich Genesung ein und jetzt ist die Gesundheit wieder hergestellt. Dessenhalber Dank da'ür dem hl. Josef!“ — „Dank dem hl. Anto-

nus, dem hl. Schutzengel und der lb. Mutter Gottes für ein günstig lautendes ärztliches Zeugnis.“ — „Dank dem hl. Josef und Antonius für Errettung aus Anfeindungen, die mich um Ehre und Glück gebracht hatten.“ — „Der hl. Elisabeth, dem hl. Antonius und dem hl. Josef sei tausendmal Dank gesagt wegen mehrmaliger Hilfe in einem besonderen Anliegen.“ — „Tausendfältigen Dank für die Genesung eines zwölfjährigen Knaben.“ — „Im Vertrauen auf die lieben Heiligen habe ich ein Almosen versprochen, wenn ich Erhöhung finde. Will nun gern mein Versprechen einlösen. Spreche hiemit meinen öffentlichen Dank aus.“ — „Dank dem lieben Gott für Hilfe in schwerer Krankheit und Abwendung der Gefahr der Gebrauchsunfähigkeit der rechten Hand.“ — „Ich litt mehrmals an Erstidungsanfällen. Durch vertrauensvolle Empfehlung an die hl. Familie wurde mir geholfen.“ — „Viele Wohltäter sagen Gott öffentlich innigen Dank für die Rückkehr ihres Sohnes aus Krieg und Gefangenschaft.“ — „Tausend Dank dem göttlichen Herzen Jesu und dem hl. Antonius für Wiederherstellung des guten Namens und zeitlichen Gutes.“ — „Tausend Dank für guten Verkauf eines Hauses.“ — „Tausend Dank für Bewahrung vor einem großen Verlust im Stall.“ — „Dank d. hl. Josef und Antonius für die Erlangung einer guten neuen Stelle.“

### Gebetsempfehlungen.

Hilfe in schwerem Anliegen. Um rechte Berufswahl. Um Sinnesänderung. Christliche Erziehung mehrerer Kinder. Bewahrung der Unschuld. Beteuerung gefallener Mädchen. Glückliche Operation. Günstiger Hauskauf. Glück und Segen im Geschäft. Friede und Einigkeit in der Familie. Gute Kindererziehung. Glückliche Standeswahl der Kinder. Eine Wohltäterin, die an Krämpfen leidet. Ein schweres Familienanliegen. Eine Heiratsangelegenheit. Sinnesänderung eines glaubensschwachen Sohnes. Würdiger Priesterberuf für zwei Söhne. All die Anliegen unserer Mission und unserer Wohltäter.

### Dank und Bitte.

Steinweg b. Regensburg, Gangkofen, Eiten, Dietfurt, B. M. Longwiller, Aufsig, Weibern, Auffach, Rutenplan, Brand, Säw. Pleß, P. Kuba, Jauer, Altenburg, Zaborje, Geiselhöring, Ochtrup, Maulbach, Coblenz, Kalkheim, Neumalde, Breslau, Birnbaum, Paruschowitz, Lipine, Habelschwerdt, Heinrichs-Döllersheim, Linz, Haag, Feldkirch, Prag, Lustenau, Egg, Mellau, Innsbruck, Haag, Graz, St. Johann i. Saggautal, St. Stefan i. Rosenthal, Haibach b. Schärding, Freinberg b. Schärding, St. Anton am Arlberge, Kalkbrunn, Emmenbrück, Tägerig, St. Gallen, Zürich, Luzern, Lüttsiburg.



Hochw. H. Pfr. Sylvester Luz, Breitenbrunn. Hochw. H. Domvikar Josef Stahl, Würzburg. Martina Marosini, Reichenbach. Maria Burhardt, Bornheim. Marg. Kind, Geismar. Anna Oswald, Rasdorf. Cäzilia und Eva Kemmer, Gerbrunn. Anton Dreier, Altrach. Felix Stadler, Pfugdorf. Anna Rieser, Freiburg. Anna Jädel und Anna Vogel, Motten. Thomas Schäfer, Wintersbach. Joh. B. Herzog, Pfarrer, Jengen. Anna Fischer, Kenzingen. Dr. Böhner, Memmingen. Paulina Bächler, Waldshut. Stadtpfarrer Neher, Niederstotzingen. Frz. Xaver Schild, g. Rat, Krumbach. Christine Siegwarth, Hundsbach. Egid Weihenburger, St. Martin. Josef Roth, Unterspiesheim. Frieda Zeiler, Untermarchtal. Katharina Jabla, Pleß. Frau Jörger, Karlsruhe. Johanne Hofmann, Hintermeisingen. Eva Schütz, Weiber. Jakob Donauer, Neunkirchen. Johann Fuchs, Homberg. Rosina Dierle, Windischlag. Adelheid Maier, Schwarzenberg. Elise Schaeffer, Fénétrange, Lothr. Philomene Domer, Fénétrange, Lothr. Agatha Lingg, Meppen. Anton Müller, Fénétrange, Lothr. Kath. Probst, Blaibach. Viktoria Krepold, Kuhlbad. Katharina Sedl-

maier, München. Katharina Stengel, Birkenherdt. P. Wilhelm Obermayer, Ottobeuren. Frau Jäger, Horstermark. Pfarrer Heim, Stödtlen. Bruno Traxler, Leipzig. Karl Josef Ballweg, Hornbach. Jakob Neff, Heidelberg. Anna Schäfer, Erfurt. Josef Sauer, Sezelbach. Agatha Dengler, Freiburg. Ludovita Müller, Füssen. Magd. Weber, Unterwittstadt. Lorenz Dörr, Gaubüttelbrunn. Helena Riede, Konstanz. Michael Wörz, Stetten. Stefan Körner, Würzburg. Josefa Kleinhaus, Füssen. Gertrud Schipper, Kapar Köhrig, Motten. Franz Valentin Berg, Mathilde Weiß, Gundelsheim. Anna Kropf, Altschweier. Frau Gehler, Obernburg. Herr Gerspacher, Konstanz. Kreszenz Baumgartner, Frimhöring. Anna Schäfer, Erfurt. Franz Xaver Silberhorn, Holzheim. Anna Walterer, Oberwichtach. Marie Clementine Michel, Bilkband. Anna Brinkner, München. Veronika Karg, Rüd. Anna Demmel, Obergeroldshausen. Geistl. Rat Droß, Pfarrer in Klein-Strehlitz. Ottilie Handy, Ratibor. Paul Braun, Kalthäusern. Ww. Anna Stadelmann, Schupfheim. Lehrer K. Weber, Buchwill. Ww. Kuegg, Büttelshwil. Anton Blattmann, Oberägeri. Frau Katharina Beneß, Bisp. Lorenz Julen, Zermatt. Frieda Scheidbach, Rantweil. Karl Maner, Gleisdorf, Stmf. Kofa Fleischpacher, Ligiß, Stmf. Josef H. Vienhart, St. Peter am Ottersbach, Stmf. Aloisia Hinterleitner, Wolfschoferamt, N. D. Josef Hirschböck, Graz. Rosa Habison, Linz. Frau Louisa Handl, Linz, Mater Benedikta Elisabethine, Klagenfurt. Maria Holborn, Linz. Ignaz Frankl, Zwittau. Nähren, Rosina Schagger, Maria Blöner, Kreszenz Moser, Anastasia Geog, Königsdorf. H. H. Pfarrer Hellmuth, Schönfeld. Magdalena Scheller, Oberpleischfeld. Otto Gößwein, Neunaigen. Marta Brauchle, Babenhäusen. Magd. Hagn, Sauerlach. Michael Rapp, Apfeldorf. Theres Knoll, Thal, Johann Adam Schipper, Wilhelm Klüh, Motten. Margaretha Sailer, Dietenheim. Juliana Rattus, Straßburg i. Elsaß. Kreszenz Schwarz, Pleinfeld. Leopold Hohmann, Ulmburgrieden. Franziska Goldhofer, Laupheim. Georg Wittmann, Hain. Amalie Hauer, Freiburg. Valentin Seidenbach, Eva Pappert, Umbach. Ignaz Rahm, Sondernau. Anton Schmid, Körnershofen. Geog und Viktoria Lugenberger, Eppishausen. Katharina Müller, Kappelrodek. Ww. Dondelinger-Kremer, Neudorf. Ww. Schäfer, Lengensfeld. Kath. Kremer, Kirchberg. Peter Dffermann, Eiderseid. Frau Wilchen, Werden. Wilhelm Kaul, Kerpen. Wilhelm Bahrenberg, Altendorf. Ww. Heinrich Müller, Hallenberg. Wilhelm Sieven, Neuß. Frau Rudolf Sonnier, Godesberg. Cäcilia Fischer, Diekirch. Frau Kath. Weis-Kiesla, Düren. Bernhard Thendorf, Rehlingen. Bernhard Kofleber, Braunschauen. Maria Pötter, Bekum. Friedrich Sander, Mehlem. Andreas Kerren, Lonken. Bernhard Thürodenwind, Kirchhellen. Maria Fester, geb. Wieland, Pippspringe. Heinrich Westermann, Heege. Elisabeth Abbing, Wettringen. Josef Meier, Wewer. Frau Zommersbach, Neuß. Margar. Jacobs, Coblenz. Wwe. Lang, Hellingen. Johann Hemmersbach, Agnes Kleius, Sprendlingen. Franz Minker, Kierf. Johann Lenzen, Rothberg. Gottfried Köllen, Pfarrer, Merzen. Marg. Braun, Moersdorf. Wilhelmina Hohnen, Fischeln. Elia Hülsmann, Essen. August Ludwig, Belen. Christine Rauch, Hain-Unterrath. Kardinal Felix v. Hartmann, Köln. Sibilla Geller, Beggendorf. Frau Wwe. Hannott, Oberhausen. Gerhard Broeckmann in Winnefendont. Frau Simon Blazekat, Dillendorf. P. S. Kochs, Cusfischen. Hochw. Herrn Pfr. Jürgens, Flissem. Helene Bittgens, Guchen. Frau H. Müller, Hallenberg. Maria Buschmann, Feldhaus. Maria Sötter, Bedum. Anna Langer, Schweidnitz. Hochw. Herrn Pfr. Heutrich, Laer. Johann und Margaretha Dippold, Wiesengied. Vinzenz Heintzelmann, Hirschweg.

### Franz Josef Sauer aus Sezelbach.

Mit ihm ist ein alter treuer Förderer heimgegangen. Seit 25 Jahren hat er unermüdet für unsere Mission gearbeitet. Nicht einmal in seinem hohen Alter, da er selbst schon alt und gebrechlich geworden war, ließ er sich davon abhalten, alender und Bergföhmeinnicht zu verbreiten und dabei oft beschwerliche Wege zu gehen. Möge ihn der Heiland für diesen Missionseifer im Himmel oben ewig belohnen. Wir aber werden dankbar jemer im Gebete gedenken. Er ruhe in Frieden!

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

# Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Erzbischofs-Verwaltung.  
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und  
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission  
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

38. Jahrgang.  
Nr. 4.

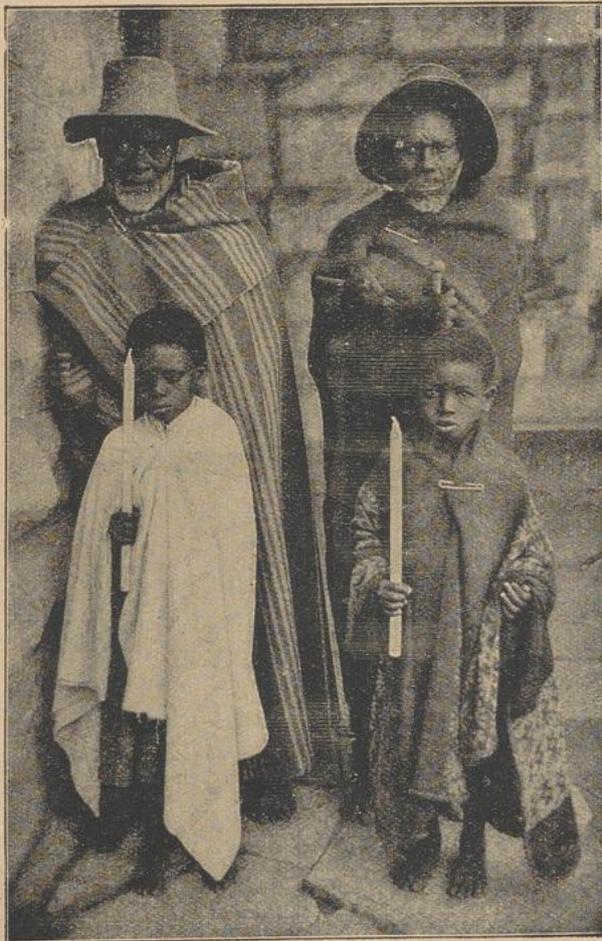
Er erscheint monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mk. 2.50,  
direkt franco u-  
gesandt oder von  
unsern Beförderern  
bezogen.

Ueberzahlungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.  
Probenummern  
gratis.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk in  
Gunsten der armen  
Heiden in Afrika.

Bestellungen  
auf das  
Vergißmeinnicht  
geschehen am ein-  
schlichsten auf dem  
Abschnitt der  
Zahlfarte oder  
Postanweisung.

Deutsches-Konto  
Köln Nr. 1652.  
Telefon B 2037.



Zwei alte und zwei junge Erstkommunikanten.

Köln a. Rh.  
April 1920.

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtenmalen allen  
Wohlthätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Für die Abonnenten  
des Vergißmeinnicht  
als Wohlthäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Klosterkirche  
zu Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messen  
gelesen.



O f f e r n.

Heil'ger Osterglodenklang  
In besonnten Lüften  
Seller Lerchen Jubelklang  
Ueber grünen Triften;

Blütenkranz und Leben bricht  
Aus des Winters Banden,  
Neuem Hohen, neuem Licht  
Ist die Welt erstanden.

Gottes Odem allerwärts  
Mahnt mit sanftem Wehen:  
Du auch, zages Menschenherz,  
Sollst zum Licht erstehen!

**Aus der Zeit der Gründung der Mariannahiller  
Missionsstation Mariazell.**

Erinnerungen von Br. Servulus Dütsch, R. M. M.  
(Schluß.)

Am Sonntag nach dem Mittagessen lud mich Br. Nivard ein, mit ihm voranzureiten, um die neue Farm, die er überaus lobte, anzusehen. Obwohl ich nicht gerade in der besten Stimmung war, denn wir hatten in den letzten Tagen infolge der schlechten Wege viel Zuggeschirr zerrissen, ritt ich doch mit. Das Gelände, das sich uns zunächst darbot, sah sehr schlecht aus, sodaß ich von unserer neuen Farm nichts Gutes erwartete. Aber als wir einen Bach, der die Grenze unserer Farm bildet, überschritten hatten, da wurden die Bodenverhältnisse auf einmal ganz anders. Schwarzer, fetter Lehmboden lag da vor uns. Mariazell ist inzwischen auch, was die Ackerwirtschaft betrifft, eine unserer schönsten und fruchtbarsten Farmen geworden.

Befriedigt über unseren Auszug lehrten wir zur Lagerstelle zurück. Am nächsten Morgen brachen wir mit unseren Ochsenfuhrwerken wieder auf. Nachdem wir den Knechschluß überschritten hatten, bekamen wir endlich wieder festen Boden unter die Füße, sodaß es wieder schneller vorwärts gehen konnte. Das nahe Ziel beflügelte natürlich auch gleichsam unsere Schritte. Schon am Dienstag erreichten wir den Ort, wo Mariazell entstehen sollte. Kurz vorher waren wir in dem zähen Lehmboden noch einmal stecken geblieben. Wir luden die Waren ab und brachten sie auf Schlitzen an ihren Bestimmungsort; die leeren Wagen aber mußten wir mit je 36 Ochsen aus dem zähen Lehmboden herausziehen.

Endlich waren wir also am Ziele. Von ganzem Herzen dankten wir Gott für den großen Schutz, den er uns auf der weiten Reise angedeihen ließ. Hier sollte die neue Missionsstation gegründet werden. Der lieben Himmelkönigin zu Ehren, unter deren Schutz sie stehen sollte, erhielt sie den Namen Mariazell. Vielen Tausenden von Heiden ist sie bis jetzt eine Quelle des Segens und des Friedens geworden.

Unsere neue Wohnstätte, die wir hier vorfanden, bestand aus zwei runden Hütten von je 6 Meter im Durchmesser, aber ohne Fenster und Türen. Die Wände, aus Rasen gebaut, waren ungefähr 3½ Meter hoch. Das Dach war aus Stroh. So armjelig auch alles ausah, so waren wir doch überaus glücklich, denn wir waren nun wenigstens „im eigenen Heim“. Am Abende nach unserer Ankunft hatten wir offene Tafel. Wir stellten unseren Tisch, den wir mitgebracht hatten, ins Freie und unser Br. Koch servierte. Da es aber sehr kalt war und auch der Wind so stark wehte, zogen wir die Kapuze über den Kopf. So sahen uns zwei Buren, unsere neuen Nachbarn. Sie kamen etwa auf

100 Meter an uns herangeritten, machten ein wenig Halt, ritten im Kreis um uns herum und gallopierten dann wieder fort. Am anderen Tag kam der Storekeeper (Kaufmann) Mr. Bohl mit diesen zwei Buren zu uns. Sie waren nämlich zu ihm geritten und hatten ihre schweren Bedenken und Befürchtungen über uns ausgesprochen. Sie jagten zu ihm, die neuen Nachbarn hätten spitze Hüte auf (sie meinten die Kapuze) und redeten nicht; es müßten die „Leibhaftigen“ sein; auch hätten sie Kutten an und man wüßte nicht, was darunter stecken könne. Mr. Bohl überzeugte sich nun, daß wir wirklich Menschen seien, daß wir reden könnten und daß wir auch keine Pferdefüße hätten, worüber sie sich auch ganz genau versichern konnten, da wir barfuß in Sandalen vor ihnen standen. Daß wir „Bocksfüße“ hätten, das hatten sie nämlich ganz bestimmt angenommen. Man sieht daraus übrigens, was die Hege und die Lüge nicht alles vermag. Erst der Augenschein konnte diese beiden Männer von ihrer festen Ueberzeugung abbringen.

Da die Ochsen, die wir von Mariannahill mitgebracht hatten, aus dem Küstengebiet stammten und an warmes Klima gewohnt waren, hier aber schon eine ziemliche Kälte eingesezt hatte, so wären diese Tiere hier unsehlbar zugrunde gegangen. Sie mußten also sobald wie nur irgend möglich nach Mariannahill zurückgeschickt werden. Wir luden deshalb unsere 4 Wagen mit Weizen aus Basutoland voll und schickten sie dann mit unseren Schwarzen heimwärts. Wir singen unterdessen an, uns häuslich einzurichten. Die erste Nacht schliefen wir auf Wellblech. Doch diese Art von „Büße“ behagte uns doch nicht recht. Am nächsten Tage schnitt P. Arrienius Gras, stopfte damit Strohsäcke und machte so jedem ein Lager zurecht. Ich ging unterdessen auf die Jagd nach Feuerholz, denn Kufmilt, der hierzulande das gewöhnliche Feuerungsmittel ist, hatten wir noch nicht genügend. Der Koch kam bald in eine gelinde Verzweiflung. Das Mehl verdarb uns nämlich größtenteils, Milch hatten wir keine und sonst war auch nicht viel zum Leben vorhanden. Doch da half uns die Vorsehung aus der Not. Eines Tages kam von den Drakensbergen her eine Karavane von Basutos, die auf ihren Ochsen Schläuche von etwa 3 Meter Länge liegen hatten, die mit Weizen, Amabele usw. gefüllt waren. Jeder Ochse trug ungefähr 100 Pfund. Sie brachten diese Sachen irgend wohin auf den Markt. Von ihnen kauften wir nun Weizen, Mais und Amabele (Kaffernkorn). Eine Mühle, die an einem Pfoften angehängt war, hatten wir bei uns. Br. Nivard und ich mußten in der Frühe immer Mehl mahlen für den täglichen Bedarf. Unsere Kost — Brot hatten wir keines — bestand in der Frühe aus einem Mus aus Weizenmehl, Mittags aus Maismehl, Abends aus Amabele. Sonntags gab es zur Feier des Tages noch ein Gericht

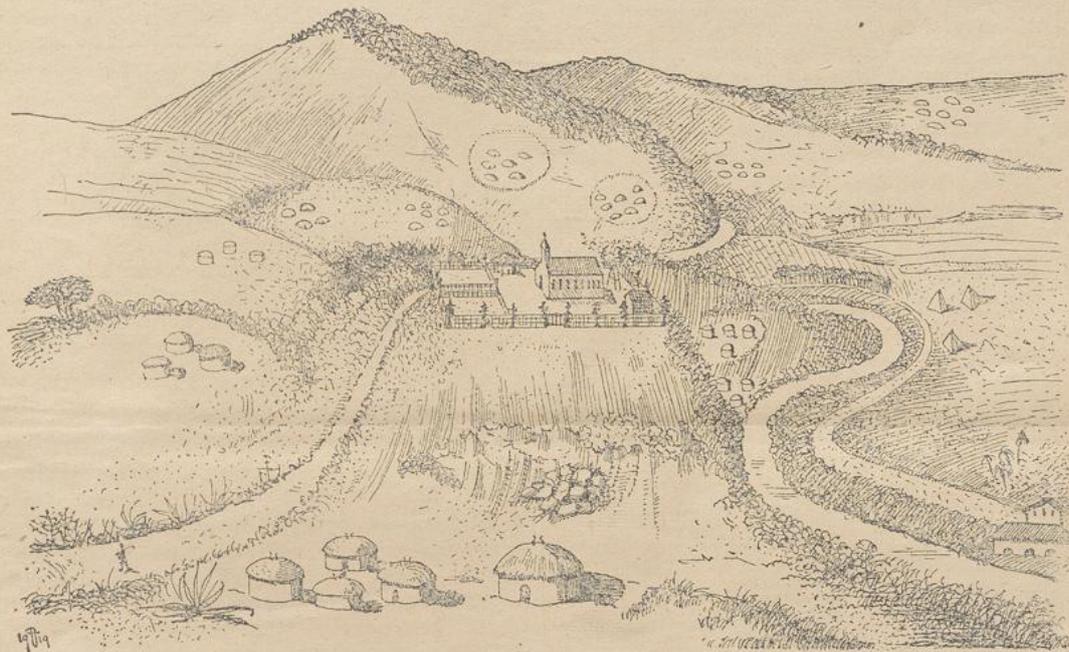
aus Bohnen. Bald widerstand uns dieses ewige Einerlei und so schickten wir öfter nach Matatiele (9 Stunden weit), um Brot zu holen.

Auch die Missionsarbeit wurde sogleich in Angriff genommen. Es waren bei unserer Ankunft in der ganzen Gegend weithin zerstreut ungefähr 12 Katholiken. Kings um unsere Farm wirkten ungefähr 13 verschiedene protestantische Missionsgesellschaften. Für die erste Zeit kam zu uns ein Vater von den Oblaten aus dem Basutoland herüber. Sobald dann aber die Sesutosprache von unseren eigenen Leuten gelernt war, begann ein rühriges Leben in der Mission. Heute ist Mariazell eine schöne, hoffnungsreiche Missionsstation geworden.

Br. Rivard und ich mußten nun auch allmählich an unsere Rückkehr nach Mariannahill denken. Am Don-

die über einen Berg hin verjähwand. Wir gingen nach und kamen auch endlich zu einem Farmer mit Namen Gildard. Da es regnete, sagte die Frau — der Mann war nicht zu Hause — wir sollten hier übernachten. Wir bekamen gehacktes Fleisch und Kartoffeln als Abendessen. Ich hatte nun seit 5 Jahren kein Fleisch mehr gegessen und so bekam ich auf diese ungewohnte Kost hin Nachts plötzlich heftiges Nesselfieber, so zwar, daß das ganze Bett zitterte. Ich wußte gar nicht, was das sei und dachte erst, es seien Läuse im Bett. Br. Rivard mahnte mich wiederholt, ruhig zu sein, und die Leute nicht im Schlafe zu stören. Endlich stand er auf mein wiederholtes Rufen auf und sagte mir, daß meine Krankheit ungefährliches Nesselfieber sei. Am Morgen war auch glücklich alles wieder vorüber.

In aller Frühe waren wir schon wieder reise-



M. Loreto auf dem Berge.

nerstag vor Pfingsten wollten wir abreisen. Eine Woche vorher kam Br. Koch zu mir und sagte jammernd, wenn wir auch fort seien, dann ginge es mit dem Kochen ganz schlecht. Namentlich der Mangel an Brot machte ihm sehr zu schaffen. Wir hatten nun zwar ein Rezept über Brotbacken bei uns, aber die Versuche mißglückten uns gänzlich. Ich fragte nun unseren Koch, ob er Sauerteig machen könne, was er bejahte. So machte ich denn wieder einen Versuch mit dem Brotbacken. Und wirklich, am Tage vor unserer Abreise gelang es mir, ein wenigstens einigermaßen genießbares Brot herzustellen. Br. Romuald fiel mir um den Hals und dankte mir für meine „Erfindung“. Am Donnerstag vor Pfingsten reisten Br. Rivard und ich auch wirklich ab. Wir ritten zunächst nach der Enghis Location, wohin wir Geschäfte halber mußten. Da kamen wir in das Haus eines Weißen, der mit einer schwarzen Frau aus dem Griqua-Stamme verheiratet war. Viel Schönes war da im Hause nicht zu sehen. Spinnweben in allen Ecken und Enden. So ritten wir denn am Abend noch weiter, um eine Farm zum Übernachten zu suchen. Allein weit und breit konnten wir keine finden. Schließlich sah ich eine Kinderherde

fertig und die Frau zeigte uns den Weg zum Indawanasfluß zu einem Farmer mit Namen Walker, den wir besuchen wollten. Kaum waren wir aus dem Hofe weggeritten, so schlugen wir auf eigene Faust eine andere Richtung ein, in der Hoffnung, so schneller zum Ziele zu kommen. Die Strafe war, daß wir in die Stacheldrahtzäune hineingerieten, womit die einzelnen Farmen abgegrenzt sind, und schließlich keinen Ausweg mehr finden konnten. Doch wir wußten uns bald zu helfen. Wir suchten eine sumpfige Stelle auf, hoben die Pfähle mit dem Drahtzaun aus den sumpfigen Löchern empor — ein wenig Kraft braucht man dazu allerdings — ließen unten die Pferde hindurchschlüpfen, schlüpfen selbst hindurch und setzten dann die Pfähle wieder zurecht. Nun waren wir wieder frei. Wir ritten wieder den ganzen Tag, kamen aber wieder nicht ans Ziel. Als es schon anfang, dunkel zu werden, sahen wir zwei Kaffern mit zwei Kühen daherkommen. Ich frug, woher sie kamen und sie antworteten, vom Umhlongahlonga. Das war der Name eines weißen Farmers, aber wir konnten uns nicht entsinnen, wie der Familienname dieses Farmers lautete. Die Schwarzen pflegen nämlich die Weißen nicht nach dem Famili-

hiennamen zu nennen, sondern nach einer ganz besonders an denselben hervortretenden Eigenschaft. Nach einigem Nachdenken fiel es Br. Rivard ein, daß dieser umhlangalonga niemand anders als der von uns so sehnlichst gesuchte Mr. Walker sei. Von den beiden Schwarzen erfuhren wir auch, daß sie schon seit dem Frühstück, also seit 10 Uhr vormittags auf dem Wege seien. Im scharfem Trab ritten wir weiter. Als es schon ziemlich finster war, kamen wir an einen Zaun, der an einem steilen Berg hinaufführte. Hier war die Besitzung Mr. Walkers, die Br. Rivard, der früher einmal hier gewesen war, sogleich wieder erkannte. Er mußte auch, daß in dem Drahtzaune irgendwo ein Pförtchen zum Durchschlüpfen angebracht sei. Um dieses zu finden, ritt er den Berg hinab und ich den Berg hinauf dem Zaune entlang. Bald hatte ich es hoch oben auf der Bergeshöhe entdeckt. In einer halben Stunde waren wir dann bei Mr. Walker. Obgleich er ein reicher Mann ist, konnte er uns an jenem Abende nichts vorsetzen als einen großen gesotteten Kürbis. Am anderen Tage aber schlachtete er uns zu Ehren eine Angoraziege. Wir kauften hier noch für unsere Missionsstation Mariazell 25 Kühe, die wir aus einer Herde von 500 Stück herausuchen konnten; das Stück kostete 80 Mark. Die Kühe wurden von dem Farmer selbst nach Mariazell gebracht. Noch am Vormittag ritten wir von hier weg nach unserer Missionsstation Reichenaun, die wir nachmittags glücklich erreichten. Das hl. Pfingstfest feierten wir dort. Nach den Feiertagen ging es weiter nach Mariannhill. Die Reise nach Mariazell hatte über einen Monat gedauert, ebenso die Rückreise mit den Ochsenfuhrwerken.

Als wir in Mariannhill angekommen waren, suchten wir alsbald die Fuhrleute auf, welche die 4 Ochsenfuhrwerke nach Mariannhill zurückgeführt hatten; wir wollten nämlich gar zu gerne deren Reiseerlebnisse wissen. Ich hatte ihnen 10 Mark mitgegeben, damit sie sich dafür Brennholz kaufen könnten; die Gegend, durch die sie fahren mußten, war sehr holzarm. Für dieses Geld hatten sie, wie sie erzählten, in Matatiele nur einen Arm voll Holz bekommen. Da sie von Mariazell aus nicht viel Mehl für die Reise mitnehmen konnten, so hatte ich ihnen ein Schreiben an einen Müller in Kofstadt mitgegeben, daß er sie mit genügend Mehl versorgen sollte. Als sie nach Kofstadt kamen, war ihr Mehl zu Ende, aber sie hatten nicht den Mut, in die Mühle zu gehen. So fuhren sie also von Kofstadt bis Lourdes ohne Lebensmittel. Ich tadelte sie natürlich über diesen Unverstand und sagte, da hätten sie die Ochsen wohl tüchtig laufen lassen, um schnell heimzukommen. „O nein,“ erklärten sie, „wir haben sie immer tüchtig fressen lassen. Während die Ochsen fraßen, legten wir uns auf den Bauch, um den Hunger nicht so zu fühlen.“ Der Kaffer leistet Gewaltiges im Essen, aber auch, wenn es sein muß, im Hungern.

So endigte diese „Ochsenreise“, wie sie in damaliger Zeit noch sehr häufig waren. Heutzutage kommen sie auf so weite Entfernungen nur mehr wenig vor; denn überall hin geht bereits schon die Bahn. Die Beschwerden einer Ochsenreise sind heutzutage auch nicht mehr so groß, denn es gibt schon viele gute Straßen; namentlich durch den oben erwähnten Umtwanjasumpf führt heute eine schöne Straße.

**Wer die Mission unterstützen will, sammle Briefmarken!**

## Maria Loreto.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

(Fortsetzung).

Wenn um 3 Uhr nachmittags die Tageschule geschlossen wurde und die Schüler und Schülerinnen in ihre heimatlichen Kräle zurückkehrten, dann blieben gewöhnlich noch einige Knaben und Mädchen bei mir und halfen mir hacken, Unkraut und Strauchwerk ausrodern, Steine ausgraben und Wege anlegen. Wir ebneten auch einen großen freien Platz vor dem Kirchlein und der Kralhütte. Da die Steine, die wir weg-schaffen mußten, oft tief im Boden steckten, so war das für die Kinder oft eine recht schwere Arbeit. Aber freudig halfen sie doch immer wieder mit. Auf diese Weise verdienten sie sich auch ihre Fleckleiden und Höschen gar wohl.

Mit Sehnsucht sah ich unterdessen der Vollendung des Kirchleins entgegen; ich mußte mich ordentlich mit Geduld wappnen, um sie erwarten zu können. Bis jetzt hatte ich erst wenige Schulkinder. Meine erste Sorge war es nun natürlich, die Zahl der Schulbesucher zu vermehren. Durch Ausfragen meiner wenigen Schüler suchte ich nun in Erfahrung zu bringen, ob nicht in den verschiedenen heidnischen Krälen der Umgebung Kinder seien, die in schwerer Krankheit die Notraufe erhalten haben, aber dann doch nicht gestorben sind. Zu meiner größten Freude gewahrte ich, daß es deren viele in der Nähe der neueröffneten Schule gab; bereits die meisten von diesen hatten ein Alter von 7—8 Jahren erreicht. Das war ja eine herrliche Aussicht! Rasch machte ich mir Notizen über Namen, heiläufiges Alter, über Eltern und Heimatkräle der Kinder. Außerdem ließ ich mir von jedem Schulkind alle seine Geschwister, Verwandten und Bekannten angeben. Ah, da kam eine ganz nette Zahl heraus! O, wie das mich freute!

Bevor noch das Kirchlein vollendet war, machte ich mich schon auf die Suche nach Schäflein. Unser Hochwürdiger Pater Superior gab mir dazu auch noch das alte und das neue große, dicke Taufbuch. Da schrieb ich mir denn alle Kinder auf, die einmal in der Krankheit getauft worden waren und wider Erwarten wieder genesen waren. In kurzer Zeit war in der runden Kralhütte, — die vorläufige Schule — nicht mehr Raum genug für all die neuen Ankömmlinge. Jetzt war ich erst ganz in meinem Element. Kinder und Blumen waren ja stets meine Lieblinge. Letztere gab es noch nicht; aber Kinder, diese holden Gottesblümchen, waren da und versprachen immer noch mehr zu werden.

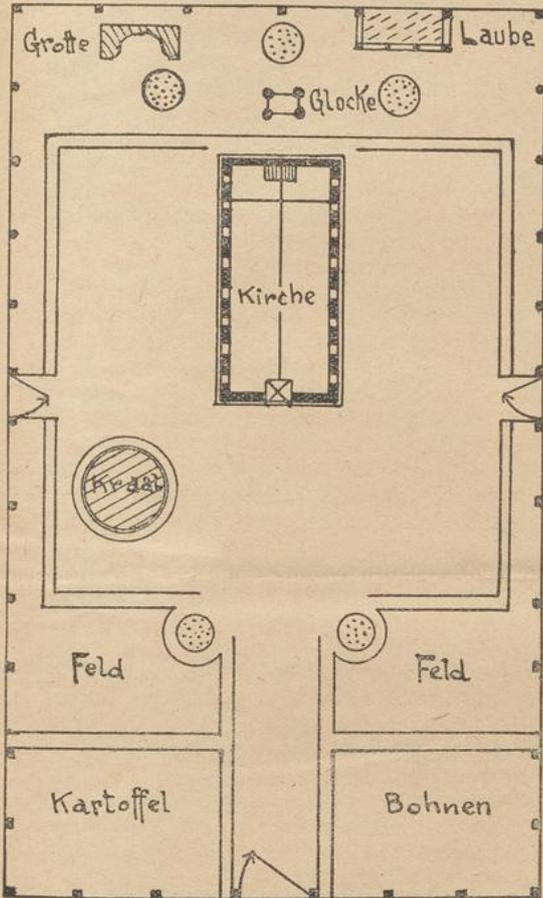
„Wo Kinder sind, da ist ein goldenes Zeitalter.“

„Ein Kindesaug, ein Maientag,  
Das sind zwei Himmelsgaben,  
An denen sich ein Menschenherz  
In Ewigkeit kann laben.“

Obwohl das Kirchlein immer noch nicht fertig war und obwohl das Bauen, Anstreichen etc. immer eine gewisse Unordnung mit sich brachte und obwohl wir Frauen — das ist ja allen Klosterfrauen eigen, ob sie nun in der Welt oder im Kloster leben — immer alles gern rein und schön sehen und schnell fertig haben wollen, so war ich doch jetzt glücklich und zufrieden; jeden Freitag lehrte ich zur Missionsstation Centocow zurück, um dort den Sonntag zu feiern und am Montag stieg ich wieder voll der schönsten Hoffnungen auf den Monte Loreto hinauf. Ich war jetzt wirklich inner-

lich recht zufrieden. Es ging mir nicht wie so vielen, die ihr Glück suchen so wie ein Gut, den sie auf dem Kopfe tragen. Im Vorgefühl, daß ich den Gut bald haben werde, war ich schon glücklich. Das Glück liegt in uns selber, nicht in den äußeren Dingen.

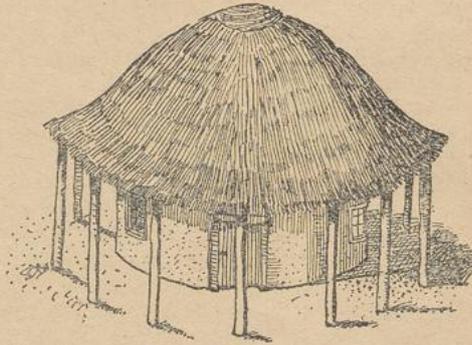
„Nie wirds Freude in dem Lebensstreit,  
In der Wogen stürmlichem Gebrause;  
Freude wohnet und Glückseligkeit  
In des Herzens friedlicher Kartause.“



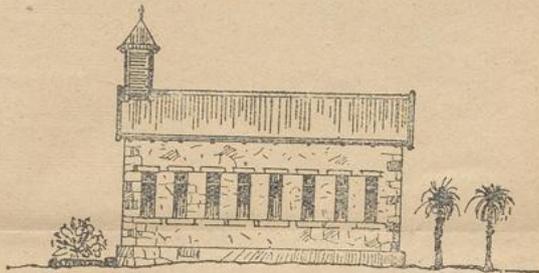
Plan von M. Loreto.

Manchmal wollte es mir ja beschwerlich vorkommen, in der kahlen Kraalhütte mit ihrem feuchten Lehm-boden, der wöchentlich ein paar mal — so ist es hier Sitte — mit frischem, gerade nicht nach kölnischem Wasser duftenden Kuhmist beschmiert wurde, zu wohnen, zu schlafen, zu unterrichten, zu kochen und zu essen. Doch ich tröstete mich rasch wieder, indem ich mir die Zukunft vor Augen stellte: Das kleine Zimmerchen, das in der Kapelle durch eine Bretterwand abgeteilt werden sollte, das hübsche Gärtchen und die kleinen Anlagen, die ich herrichten, die schönen Bäume und die duftenden Blumen, die ich mit den Kindern pflanzen wollte. Bereits hatte ich mir einen hübschen Plan für Garten und Anlagen, die das Kirchlein umgeben sollten, zurechtgelegt, hatte denselben auch gezeichnet und unserm Hochwürdigen Vater Superior P. Emmanuel Hanisch zur Genehmigung unterbreitet. Er gab auch seine volle Zusicherung, aber lächelnd erwähnte er: „Wann wird wohl die Zeit kommen, da alles so schön und so geordnet aussieht? Glauben Sie wohl, daß auf dieser stillen Bergeshöhe, in diesem he-

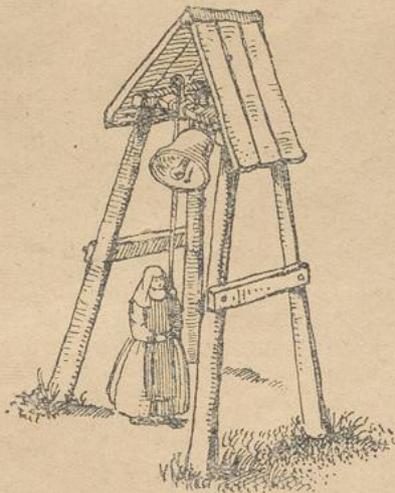
tigen Winde, auf dem steinigen Boden die Blumen, die Orangenbäume, die Weintrauben, die Paradiesäpfel etc. gedeihen? Glauben Sie, daß das geplante Gemüsegärtchen die viele Arbeit und Mühe lohnen wird?“ Das war freilich eine andere Frage! Aber wollten wir denn nicht alles zu Gottes Ehre, zur Verherrlichung unserer lieben Frau von Loreto tun? Da konnte und



Runde Kraalhütte.



Maria Loreto 1916.



Glockenturm.

durfte es nicht fehlen. Im Geiste sah ich schon die herrlichsten Rosenbäumchen in einer langen Reihe eingepflanzt, die Riondelle mit schönen weißen Lilien, eingefaßt mit süßduftenden Veilchen, längs des Zaunes eine blühende Schlehdornhecke und parallel dazu eine Reihe dunkelgrüner Nadelbäume. Um das zu sehen, mußte ich allerdings die Augen träumend schließen, denn es war nichts, aber auch gar nichts von all dem vorhanden. Ein wilder Stachelstrauch war bis jetzt die einzige Pflanze. Aber schon begann der Boden immer ebener zu werden und Stück für Stück erweiterte

sich der freie Platz. Und sieh, dort auf der Wiese vor dem Kirchlein stand ein einsames schönes Blümchen.

„Und das blaue Glockenblümchen  
Dort auf grüner Au,  
Läutet dreimal täglich Ave  
Unserer Lieben Frau.“

„Mit Geduld und Zeit wird das Maulbeerblatt zum Seidenkleide“, diesen Satz hatten wir einst in der höheren Töchterschule zu Wien von unserer geliebten Lehrerin als Schönschreibübung aufbekommen. Damals wollten wir kluge Rateweis diesen Satz absolut nicht verstehen und das Fräulein mußte uns denselben lang und breit erklären. „Seidenkleid“, ja, das verstanden wir eitle Wienerinnen wohl, aber das Maulbeerblatt und gar die Seidenraupe, dieser eklige Wurm, passen doch so gar nicht zur weichen, glatten, glänzenden Seide! Wenn ich jetzt hier so einsam — nur ein erwachsenes schwarzes Mädchen wohnt noch bei mir — zwischen den Steinen und im wilden Graze herumwandelte und meinen Plänen nachging, da verstand ich diese Sprache gar wohl.

Ja, mit Geduld und Zeit kam es auch hier so weit, daß die Kirche endlich fertig wurde. Innen und außen wurde sie gestrichen. Der Fußboden wurde mit Steinen ausgepflastert. Die Steine waren allerdings etwas holperig, so daß die Knie beim Knien ordentlich schmerzten; allein auf diese Weise konnte man mit dem Gebete zugleich auch eine gehörige Bußübung nützlich verbinden. Endlich war alles so weit, daß die Kirche eingeweiht werden konnte. Unser Hochwürdiger Vater Superior hatte den 5. September als Tag der Einweihung bestimmt. Sowohl auf der Station Centocow, wie auch in Loreto wurden dafür die nötigen Vorkehrungen getroffen.

Unsere liebe, ehrwürdige Oberin, Schw. Noja, kam schon 2 Tage zuvor mit der guten Schw. Walburga, der Sakristanin von Centocow, zu mir herauf, um mir zu helfen, das Kirchlein zu zieren. Wir bekränzten und besagten es so schön für das kommende Fest, als es uns eben möglich war. Nachdem wir so in so schweusterlicher Zusammenarbeit alles vorbereitet hatten, kehrten Schw. Oberin und die sie begleitenden Mädchen nach Centocow zurück. Noch am selben Abend aber kam Schw. Ludovika mit mehreren großen Mädchen des Marienhauses nach Loreto herauf. Sie brachten die kirchlichen Paramente und alle zum Hochamt gehörigen Sachen, aber auch Geschirre, Kochtöpfe usw.; denn es sollte eine richtige Kirchweih geben, es sollte zugleich auch ein Volksfest gefeiert werden, um die Heiden ringsum anzuziehen. Die in der Nähe wohnenden Christen sollten auch beisteuern und auch die „zahmen“ Heiden sollten für dieses Fest Geschenke an Fleisch, Eßwaren und Bier herbeischaffen. Unser Hochwürdiger Vater Superior hatte vorher viel gepredigt und das Volk zur Teilnahme an der Feierlichkeit aufgefordert. Namentlich hatte er auch die amadoda (die Männer) des Stammes versammelt und zur Teilnahme an der Festlichkeit ermuntert. Und siehe, seine Worte waren nicht auf steinigem Boden gefallen, sondern hatten Wurzeln gefaßt und auch reiche Früchte getragen. Wer die Schwierigkeiten kannte, die unser Hochwürdiger P. Superior damals durchzumachen hatte, um von dem Rönige der hier wohnenden Schwarzen überhaupt nur die Erlaubnis zu bekommen, auf diesem Berge eine Kapelle bauen zu dürfen, wer mußte, wieviele Bitten, Gesuche und Audienzen es überhaupt kostete, es endlich so weit zu bringen, daß die runde Kraalhütte, die

den Anfang der Tageschule bildete, gebaut werden durfte, der mußte umso mehr staunen, daß dieses vorher so hartnäckige Volk seinem Wunsche so bereitwillig nachkam. Daß die in der Nähe wohnenden Christen gern und freudig ihr Scherlein beitrugen, war nicht zu verwundern, denn diese freuten sich ja gar sehr auf die Kirche; aber als auch die noch wilden Heiden, selbst einige Häuptlinge, reiche Geschenke, Ziegen, Schafe, ein fettes Schwein, für das allgemeine Festessen opferten, das war wirklich eine Freude zu sehen und man konnte da die größte Hoffnung für die Zukunft hegen. Geflügel, Bier, Mais, Bohnen, Gemüse, Kürbisse wurden von den Frauen und Kindern herbeigebracht. Stefan Mjefeku, unser umjumaheli (Katechist) und der älteste Lehrer, Nikolaus Magoso, standen mit hochaufgestülpten Ärmeln bereit und wezten schon die Messer, um die Tiere zu schlachten. Daneben brannten mehrere lustige Feuer. Große Kessel, schwarze, dreifüßige, eiserne Kochtöpfe standen schon in Reih und Glied und voll brodelnden Inhaltes. Frauen schlepten immer wieder schwere Bündel Holz herbei. Junge, heidnische Mädchen, mit Glasperlen festlich geschmückt, kamen singend eines hinter dem andern den Berg herauf; auf dem Kopfe trugen sie große kambas, das sind irdene Viertöpfe, voll des für sie so wohlschmeckenden, selbst erzeugten Gebräues. Sa, wie da dem Völkchen die Augen leuchteten! Stolz entledigten sich die Mädchen ihrer süßen Last und stellten die Töpfe der Reihe nach auf den Boden hin. Ein itehla (alter Mann) nahm nun als Wache seinen Platz in unmittelbarer Nähe der Töpfe ein. Er kauerte sich auf den Boden nieder und war nicht wenig stolz auf diesen seinen Vertrauensposten. Zuweilen stärkte er sich für sein „schweres“ Amt durch einen kräftigen Trunk aus einem der Bierkübel. Auf dem Schlachtplatz brannte ebenfalls ein Feuerchen; ein eigentümlicher Bratengeruch ging von dort aus. Die beiden schwarzen Herren kauerten jetzt eben mit den noch blutigen Händen und Armen um das Feuer und verzehrten ihren Anteil, den Lohn für die Arbeit des Schlachtens — nämlich die Eingeweide, die Gedärme, die für diesen Zweck nur ganz oberflächlich gereinigt werden. Das ist eben das Beste und Saftigste und den Herrn der Schöpfung gebührt dieses Recht. Kleine Knaben beschäftigten sich damit, das geronnene Blut jäuberlich aufzulesen, die Klauenfüße und sonstige Abfälle zu sammeln und mit all dem sich selbst einen kleinen Festichmaus zusammenzurichten. Die Mädchen waren beständig mit Aufräumen und Wassertragen beschäftigt. Ja, das war ein Leben und Treiben auf der sonst so stillen Höhe! Es wimmelte von Menschen, Groß und Klein, Christen und Heiden. Der Berg alich wahrhaftig einem großen Ameisenhaufen.

Gegen 9 Uhr vormittag kamen auch unsere ehrwürdigen Brüder von Centocow an und unsere lieben Mitgeschwestern, teils zu Fuß, teils zu Pferd; die älteren und schwächeren fuhren auf einem Leiterwagen. Bald kam auch unser ehrwürdiger Vater Abt, Vater Gerard Wolpert, der zur feierlichen Einweihung von Marienhill nach Centocow gekommen war, unser Hochwürdiger P. Superior, der Hochwürdige Vater Thomas Neuschwanger und verschiedene andere Missionare von den nächsten Nachbarstationen teils zu Wagen, teils zu Pferd an. Um 10 Uhr begann die eigentliche Feier der Kirchweih unter Glockenklänge, Gesang und Musik. Die bei der Kirchweih üblichen Ceremonien wurden in der denkbar schönsten und würdigsten Weise gefeiert. Der ergreifenden Festpredigt, die der Hochwürdige Herr

Vater Gereon Stach von Nevelaer hielt, lauchte in gespannter Aufmerksamkeit eine ungeheure Volksmenge. Natürlich mußte wegen des großen Andranges die Predigt im Freien gehalten werden; denn das Kirchlein war schon voll genug von den anwesenden Hochwürdigen Herren, den vielen Ministranten, den kleinen Chorknaben, dem Sängerkhor von Centocow, den ehrwürdigen Brüdern und Schwestern und den Schulkindern der neuen Tageschule. Außerdem waren noch die 200 Schulkinder von Centocow, die dortigen Marienhausmädchen und die Anjassen des dortigen Frauenasyls anwesend. Die meisten Christen von Centocow, alt und jung, kamen zum Feste; zuletzt erschienen auch noch die in der Nähe herumwohnenden Christen und die rund um den Berg um das Ingwangwanetal wohnenden Heiden. Ein erhebender Anblick war es, diese große Volksmenge hoch auf des Berges Höhe vor dem aus Quadersteinen erbauten Kirchlein in so feierlichem Ernste versammelt zu sehen. Ehrfurchtsvollst lauschten alle den begeisterten Worten des Predigers. Ich sah, wie das Auge des Hochw. Herrn Abtes von Mariannahill lange und sinnend auf den von ihm in unmittelbarer Nähe auf dem Boden sitzenden Kindern ruhte und wie es dann über die große Menge der Christen hinblitzte, gewiß nicht ohne einen väterlichen Segenswunsch auf seinen Lippen. Im Jahre 1889 war es gewesen, in welchem Hochder selbe als junger, eifriger Missionar nach Centocow kam oder vielmehr an den Ort, wo das jetzige Centocow steht, das er unter unsäglichen Schwierigkeiten gründete. Nicht ein einziger Christ war damals in dieser Gegend, alles noch heidnisch, alles noch halb unzivilisiert. Und heute? War es nicht sein Volk hier, diese vielen Christen von Centocow, von denen viele sogar schon sehr gebildet sind? Immer weiter hatte sich mit Gottes Segen die Mission von Centocow ausgebreitet; eine Station nach der anderen wurde eröffnet; nun hatte hier auf dem Berge wieder eine neue Kirche und Schule durch die Bemühungen unseres Hochw. Vater Superiors ihren Anfang genommen. Mir wurde es beim Betrachten der vielen lieben schwarzen Christenkinder, und der vielen kleinen Heidenkinder, die auch da waren und mit neugierigen Augen und so gutmütigen Gesichtern umherblickten und gleich den Christen auch die Händchen recht fromm zu falten versuchten, ganz warm ums Herz; ich mußte weinen, weinen vor lauter Freude. So war es nicht bloß mir allein ergaanen, sondern auch die ehrwürdigen Missionsbrüder und Missionschwestern fühlten diese Rührung. Eine eigentümlich frohe und freudige Stimmung war über alle gekommen; das Ledeum wurde mit heiliger Begeisterung gesungen.

Bergigmeinnichtblau war der Himmel, das goldene Sonnenlicht flutete hernieder, kein Lüftchen regte sich alles war so festlich, so freudig, so friedvoll — selbst die Natur. Das Kirchlein stand so still, so lieblich inmitten der betenden und singenden Menschenmenge, gleich jenem Heiligtum, das aus Palästina stammt und nach dem es auch den Namen trägt.

„O heilig Haus von Nazareth,  
Von Paradiesesluft umweht,  
Dich trug ein singend Engelheer  
Herüber übers weite Meer.“

Die kirchliche Feierlichkeit war zu Ende. Spät war es geworden. Nun machten sich auch gewisse Rechte geltend, die uns arme Erdenpilger nur zu deutlich daran erinnerten, daß wir trotz dieses lieblichen Gesanges, dieser heiligen Stimmung, des weihenollen Glockenklanges und des Weihrauchdustes, der uns noch umgab, nicht im Paradiese waren, sondern hier auf dieser Erde. Alle waren hungrig geworden und setzten sich nun erwartungsvoll zu Tisch, der in Gottes freier Natur auf dem grünen Rasen gedeckt war. Die Hochwürdigen Herrn nahmen in dem kleinen Zimmerchen, das durch eine weißgestrichene Bretterwand in der Kirche abgeteilt war, und soeben noch als Sakristei gedient hatte, einen



Der Herr ist auferstanden. Genälde von Enders.

kleinen Imbiß, um sich dann wieder auf den Rücken zu begeben. Die ehrwürdigen Brüder nahmen in der Kirche eine kleine Stärkung zu sich. Da die Kirche zugleich als Schule dient, war das Allerheiligste daselbst nicht aufbewahrt. Die Missionschwestern saßen in der runden Kraalhütte, die auch jetzt als Küche dient. Andere Ehrwürdige Schwester Oberin hatte am wenigsten Zeit zum Essen; sie arbeitete da und dort und teilte mit vollen Händen an das schwarze Volk aus, besonders Früchte.

Nun hatte sich ein wahrhaft fröhliches Leben und Treiben entfaltet. Vergnügt saßen die Männer und Frauen, die Kinder, die Burschen, die Mädchen, die Häuptlinge mit ihren Beamten in Gruppen beieinander. Es wurde gegessen und getrunken und alles wurde gemeinschaftlich verzehrt, was die einzelnen Festteilnehmer an Fleisch, Gemüse, Früchten etc. zusammengetragen hatten. Es gina just so zu wie zu den Zeiten

der ersten Christen, die ja auch alles miteinander teilten. Nach dem Feste lösten sich die einzelnen Gruppen allmählich auf und die Leute traten den Heimweg an, voll Dank und voll Lob über die so schön verlaufene Kirchweih. Auch die Missionsbrüder und Missions-schwester machten sich mit den Schulkindern von Centocow wieder auf den Heimweg. Nun war ich wieder allein mit meiner schwarzen Hilfslehrerin Roswitha; doch unsere Mutter Oberin erlaubte, daß die liebe Schwester Domitilla, die Lehrerin der Tageschule am Glabenberge beim Kirchlein „Königin der Engel“, wovon ich schon öfters erzählte, für einige Tage bei mir bleiben durfte. Nachdem alle fort waren, sahen wir noch lange den fahrenden, reitenden und zu Fuß gehenden Wanderern nach. Manche von ihnen sahen noch öfters zurück und winkten mit dem Taschentuche nochmals zum Kirchlein herauf.

„Ein Kirchlein blüht von Bergeshöh'n  
Hinaß ins stille Tal,  
Gar wunderlieblich anzusehn,  
Im Morgenjonnenstrahl.  
Des Friedens und der Ruhe Bild,  
Winkt es so traut Dir zu,  
Und ladet ein Dich freundlich mild,  
Herz, warum zauderst Du?“

(Fortsetzung folgt.)

### Zulu-Logik.

Von P. Emmanuel Hainisch.

Klopft mir unlängst eine alte, schwarze Dame aus dem Weibertrost an die Zimmertür. Auf die Frage nach ihrem Begehren, teilte sie mir mit, daß irgend eine Base von ihr morgen Hochzeit feiert und sie unbedingt dabei sein muß. Ich schlug die Erlaubnis rundweg ab mit der Begründung: „Altes Weibse, du kennst deine Schwäche! Maßhalten im Biertrinken geht über deine moralische Kraft.“

Die Bitten werden zudringlicher, — ich verstocker. Versprechen und Gelöbniße werden gemacht, — ich bleibe unzugänglich.

Das alte Weiblein zieht sich zurück, Hilfsstruppen werden herangezogen. In Begleitung zweier alter Freundinnen erscheint sie wieder auf der Bildfläche. Die erste Szene spielt sich mit crescendo nochmals ab. Die Hilfsstruppen behaupten und beschwören, daß ihre Freundin eigentlich das viele Biertrinken schon lange Zeit aufgegeben habe und sie seien bereit, jede Verantwortung zu übernehmen.

Erschöpft durch die Uebermacht der Beweisründe erkläre ich mich als besiegt und erlaube den Gang zum Hochzeitschmause. —

Gegen Sonnenuntergang des folgenden Tages kommt das alte Weiblein ziemlich schwankend, sehr gesprächig vom Hochzeitschmause heim. Nachdem sie mit ihren zwei Schlafnachbarinnen noch einen kleinen Privatkampf ausgefochten hat, sinkt sie müde und ermattet in Morpheus' Arme. Des andern Tages wird die Bacchantin vorgeladen. Mit einer ernstern, vorwurfsvollen Miene wird sie empfangen. Kurze, wuchtige, abgeriffene Sätze werden ihr entgegen geschleudert. Sind das die guten Vorsätze! . . . Sind das die Gelöbniße und Versprechen! . . . Spott und Schande! . . .

Zu meiner größten Verwunderung sehe ich aber, daß meine schweren Geschosse nicht die mindeste Wirkung

haben, sondern machtlos an meiner Zielscheibe abprallen. Teils entrüstet, teils verwundert, stellte ich endlich die Frage, ob sie jedes Schamgefühl im Viertopf gelassen habe? . . . Ruhig und gelassen antwortete mir das alte Weiblein? „Baba, ilala, lafo, — Vater, es ist deine Schuld! du hast mich und meine Schwäche gekannt, du hättest mir, trotz meiner und meiner Freundinnen Bitten, nicht erlauben sollen, zum Hochzeitschmause zu gehen.“ Sprachlos ob solcher Beweisführung mache ich die Türe zu und lasse das alte Weiblein stehen. —

### Gott bei den Zulusprechenden Völkern.

(Fortsetzung.)

Für solche, die den tendenziösen Charakter seines Buches nicht kennen oder nicht beachten, und ihn nicht an Ort und Stelle im lebendigen mündlichen Verkehr mit den Eingeborenen nachkontrollieren können, muß sein Buch verhängnisvoll werden. Dazu ist Callaway für die gelehrte Welt bis heute die einzige Quelle, merkwürdigerweise scheint niemand etwas von Colenso zu wissen. Daher ist es gar nicht zu verwundern, daß, um von anderen zu schweigen, zwei hervorragende Vertreter der katholischen Wissenschaft von ihm in die Irre geführt wurden, nämlich Mar. Le Roy, General der Väter vom hl. Geist, in seinem berühmten Werk „Die Religion der Naturvölker“ und P. W. Schmidt S. B. D. in seinem Werk „Der Ursprung der Gottesidee“.

Schon 1855, also in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Afrika, entdeckte der anglikanische Bischof Colenso unabhängig von andern den Namen uNkulunkulu als den Namen des wahren Gottes und verteidigte ihn in seiner ersten afrikanischen Publikation „Zehn Wochen in Natal“. Später schrieb er in seinem zulu-englischen Lexikon (in meiner Uebersetzung): „Nkulunkulu (U) der Groß-Große, Höchstes Wesen, überlieferungsgemäß Schöpfer aller Dinge, auch umBelingangi genannt . . .“ Gelehrt und scharfsinnig, wie er war, konnte auch er die wahre Entstehung und Zusammenziehung des Wortes uNkulunkulu doch nicht finden. Aber in wohlthuendem Unterschied von Döhne und Callaway erkannte er, unbekümmert um die Tageswissenschaft und persönliche Anfeindung, die Wucht der Ueberlieferung, wie er sie unter den nach Döhne wilden und grobmaterialistischen Zulu vorfand, an, was um so bewundernswerter ist, als der nämliche Colenso sich in seinem „Pentateuch und das Buch Josuah“ als in religiöser Hinsicht extrem radikal erwies, und der Führer des äußersten linken Flügels „christlicher“ Wissenschaft war.

Glücklicherweise schlossen sich die Missionäre dem Vorgange Colensos an und benützten von Anfang an uNkulunkulu für Gott.

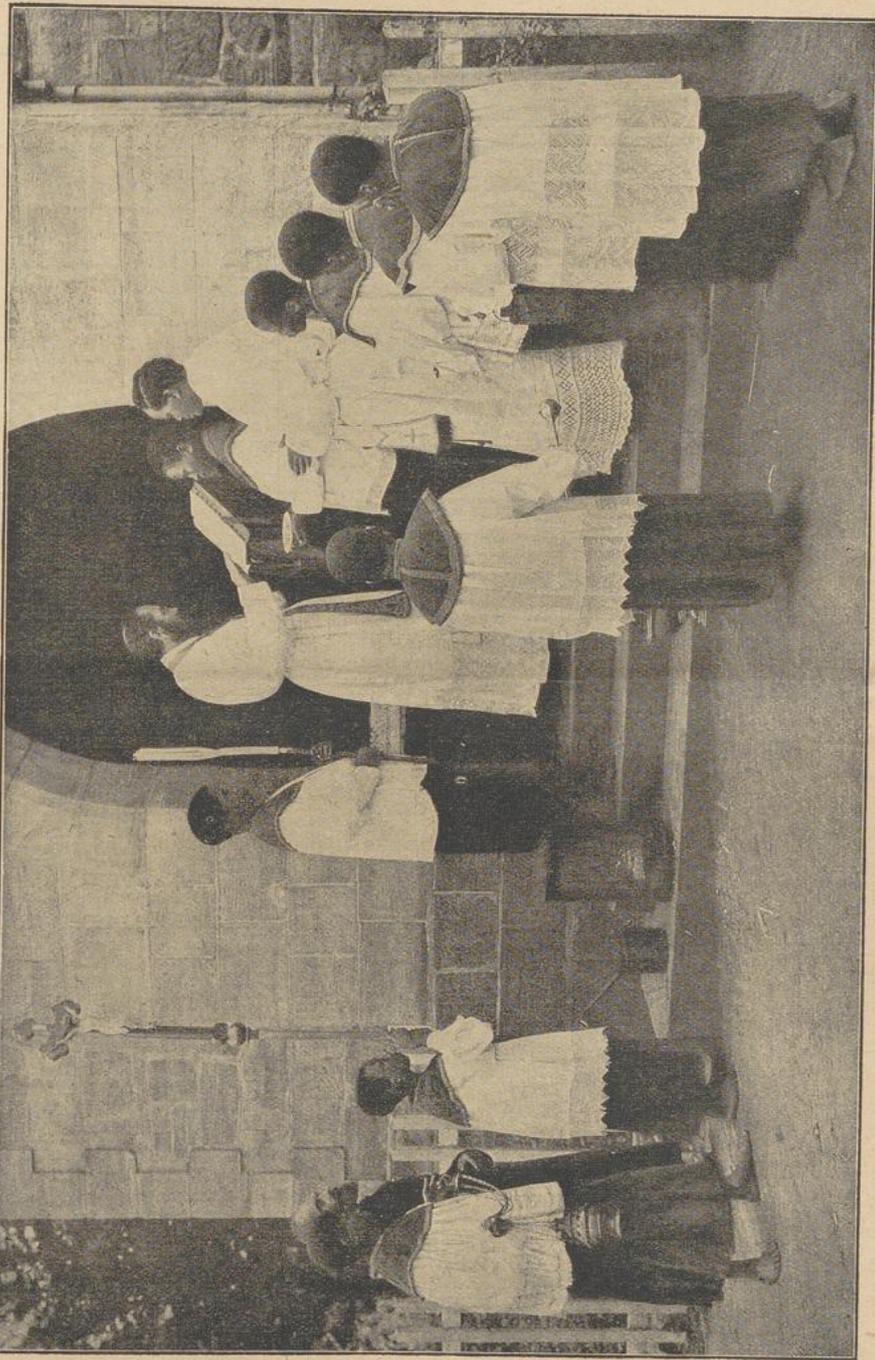
Weniger glücklich griff der katholische Missionar A. L. Bryant in seinem zulu-englischen Lexikon (1915) auf Döhne und Callaway zurück. Er schreibt dort (in meiner Uebersetzung): „uNkulunkulu der Ururahne oder Ahnengeist (der Menschheit), der erste Mensch, von dem angenommen wird, er habe die meisten von den uns umgebenden Dingen geschaffen; daher von den Missionären adoptiert, um „Gott, Schöpfer zu bezeichnen.“ Kein Eingeborener schreibt einem Ahnengeist Schöpferkraft zu. Und auf dieser falschen Annahme fußend, sollen die Missionäre das fragliche Wort adoptiert haben für den Namen des wahren Gottes!

Meine geneigten Leser sehen, daß der alte Döhne auch heute noch recht hat — über den Namen uNkulunkulu herrscht große Verwirrung. Wie nun aus dieser

Verwirrung den wahren Kern herauschälen? Glücklicherweise hat sich im Lauf der Jahre auch wahre Wissenschaft mit der Lösung der uKulunkulu-Frage beschäftigt. Und wohin führt uns diese wissenschaftliche Lösung? Zu einem Volk — wer hätte das je geträumt?

hang unserer afrikanischen Bantu, und damit auch der Zulu, mit den Sumerern wenn nicht bewiesen, so doch höchst wahrscheinlich gemacht zu haben.

Er war meines Wissens der erste, der den Bantusprachen, also auch der Zulusprache ihre Stelle in der



Charismastagszeremonien in St. Michael.

— dessen Sprache schon rund 3000 v. Chr. aufhörte, eine lebende Sprache zu sein, nämlich zu den Sumerern oder Kengi, wie sie sich selbst hießen, um deren Erforschung sich Friedrich Delitzsch so verdient gemacht hat. Es ist das Verdienst eines südafrikanischen Professors namens J. K. van Dorst, den Zusammen-

ural-altaischen Sprachenfamilie zugewiesen hat. Während nach ihm Sumerisch, Samojedisch, Finnisch, Lappländisch, Estisch, Permisch und Botisch die nördliche uralische Gruppe bilden, sind die Bantusprachen, mit ihnen Zulu, die südliche. Dieser uralischen Gruppe entspricht die altaische mit Türkisch, Uigurisch, Kirgisch, Osma-

nisch, Mongolisch, Kalmukisch, Buretisch, Tungusisch, Mandtschurisch und Japanisch.

Um nun auf die Sumerer zurückzukommen, so waren sie Nachkommen Chams, die in Mesopotamien bis hinunter an den persischen Golf hausten. Dann kamen Semiten über sie, nämlich die Babylonier und Assyrer, unterwarfen sie, und machten den Besiegten ein großes Kompliment, indem sie von ihrer Kultur unter anderem ihr Schriftwesen, die sog. Keilschrift, übernahmen, sowie ihre Sprache als Kultsprache. So wie das Latein für uns Kirchensprache ist, so war Sumerisch die „Kirchensprache“ der Babylonier und Assyrer. So wie unsere Jugend Latein studiert, so mußten die jungen Babylonier und Assyrer Sumerisch studieren. Und heutzutage, nach Jahrtausenden, werden die sumerischen Wörterbücher der assyrischen Priester und die Aufgabensätze der assyrischen Schüler in Form von Tafeln ausgegraben und von Gelehrten, wie Delitzsch, Prince usw. entziffert.

Van Dor dt nun tut in seinem „Ursprung der Vantu“ (Kapstadt, 1907) dar, daß unsere afrikanischen Vantu, also auch die Zulu, mit den Sumerern in einem mehr oder minder engen Zusammenhang stehen. Und es war dem Schreiber dieses möglich, in seiner „Konversations-Grammatik der Zulusprache“ (1917) an der Hand der Sumerischen Grammatik von Delitzsch (1914) in einer Reihe von Belegen zu zeigen, daß der Zusammenhang von Sumerisch und Zulu kein leerer gelehrter Traum, sondern Wirklichkeit ist.

Was hat all das mit uNkulunkulu zu tun?, wird der allgemach ungeduldige Leser fragen. Van Dor dt schreibt (p. 61, in meiner Uebersetzung): „Zwei Wörter gibt es im südlichen Teil des Vantufeldes, welche ohne den geringsten Zweifel sumerischen oder assyrischen Ursprungs sind. Das erste ist unkulunkulu, ein Name, den die Zulu und die Kaffern (die Bewohner von Kaffraria) einem Wesen geben, das offenbar eine hohe Gottheit war, von dem aber die Vantu keinen klaren Begriff mehr haben. Bischof Callaway suchte vergebens der Sache auf den Grund zu kommen, es gelang ihm nicht weiter vorzudringen, als bis zur Idee des „Großen-Großen“ oder „Alten-Alten“, welche die Vantu selbst heutigen Tages von diesem geheimnisvollen Wesen haben, und von dem sie sogar glauben, es sei einmal ein Mensch gewesen. Autoritäten wie Callaway und Max Müller sind daher zu dem Schluß gelangt, wir hätten es hier mit einem Manenkult zu tun. Könnte sich aber der Zulu an seine alte Heimat erinnern, so würde er Unkulunkulu ohne Schwierigkeit mit dem altsumerischen An-gal-gal, dem großen Gott des Himmels, in Verbindung bringen, mit dem es buchstäblich identisch ist. Gal bedeutet im Sumerischen „groß“, und ist genau dasselbe Wort wie kulu im Zulu. . . Die Wiederholung dient nur dazu, dem Objektiv Nachdruck zu verleihen. An bedeutet im Sumerischen den „Gott im Himmel“ und mußte im Zulu zu Un werden, nachdem im südlichen Teil des Vantufeldes u sozusagen der führende Vokal ist und oft an die Stelle eines ursprünglichen a tritt. Mittels eines solchen sehr einfachen Verfahrens vergleichender Sprachwissenschaft sind wir im Stande, eine Frage zu lösen, die sowohl Missionaren als Vantuforschern, einschließlich des großen Dr. Bleek selbst keine geringen Schwierigkeiten verursacht hat.“

Prince (Sumerisches Lexikon, Leipzig, 1908) und Delitzsch konstatieren gleichmäßig, daß das ursprüngliche Zeichen für an ein Stern war. Prince schreibt: „An . . . erscheint als gleichbedeutend mit

Anu, einem Gottesnamen, und jamu „Himmel.“ Delitzsch sagt: „Das Bild des Sternes \* (an) bezeichnet „Himmel, Himmels-gott“, und dann „Gott“ überhaupt.“

Also entpuppt sich uNkulunkulu als eine Zusammenziehung des Stammes uN „Himmels-gott“ mit verdoppeltem kulu „groß“, eine Verdoppelung, die dem Sumerer und dem Zulu gleich geläufig ist und einen absoluten Superlativ ausdrückt. Folglich ist uNkulunkulu der allergrößte uN, d. h. „der allergrößte Himmels-gott“.

Diese rein wissenschaftliche Lösung findet eine überraschende Bestätigung in dem weiter unten zu behandelnden Gottesnamen inKos-epezulu „der Herr im Himmel“, „der Herr im Himmel“. Dieser auch heute noch ganz gebräuchliche Gottesname stellt sich als eine Uebersetzung des alten Zuluwortes uN in ein verhältnismäßig neueres Zulu dar.

Nun kommen wir zu dem großen Einwurf, den Callaway als Trumpfkarte gegen Colenso ausspielte, daß nämlich unkulunkulu auch den Urahn eines Volkes oder des ganzen Menschengeschlechtes bedeute.

Die Gleichheit von uNkulunkulu „der allergrößte Himmels-gott“ und unkulunkulu „Urahn“ besteht nur fürs Auge als Folge mangelhafter Schreibung, in welcher weder der Wortakzent noch die Tonhöhe in die Erscheinung treten. Für das Ohr, und somit auch im Mund des Eingeborenen sind sie sehr verschieden. Erstens ist, wie ich schon in meiner Zulu-Grammatik niederlegte, die Akzentuierung nicht gleich: uNkulunkulu, dagegen unkulunkulu. Zweitens wird die erste Silbe von uNkulunkulu mit Hochton gesprochen, während sich in unkulunkulu überhaupt kein Hochton findet.

Ein nicht minder schlagernder Beweis für die Verschiedenheit beider Wörter liegt in ihrer Entstehung. uNkulunkulu ist, wie wir bereits gesehen, aus dem Stamm uN „Himmels-gott“ und der Verdoppelung von kulu „groß“ zusammengesetzt. Das Wort unkulunkulu dagegen, das nur eine Nebenform von u-kulu-kulu ist, entstanden durch die im Zulu häufige Einschlebung eines n, hat nicht un zum Stamm, sondern nur die Verdoppelung von kulu „groß“. Dieses kulu nun, das „groß“ in irgendeinem Sinn bedeutet, hat bei den Verwandtschaftsbeziehungen des Zulu den Sinn von „alt“. Demnach heißt ukulunkulu sowie auch seine Nebenform un-kulu-kulu wörtlich der oder die „Allerälteste“, also der erste Urahn, männlich oder weiblich.

Hiermit fällt Callaways Einwurf in sich zusammen. Was aber ungleich wertvoller ist, ist das, daß die Unterscheidung dieser zwei Wörter uns den Schlüssel zur Scheidung derjenigen überlieferten Aussprüche, die sich auf Gott beziehen, von denen, die die Urahnen, d. i. die ersten Menschen, zum Gegenstand haben. Diese Scheidung, oder in anderen Worten, die authentische Erklärung der von den Eingeborenen seit Jahrtausenden überlieferten und festgehaltenen Namen und „Texte“ von ihnen selbst zu erwarten, ist eine vergebliche Hoffnung. Dies könnten sie nur, wenn sie nie den Faden der Urtradition, die Cham von seinem Vater Noe mit fortgenommen, verloren hätten. Hätten sie diesen aber nicht verloren, so wären sie nicht, was sie sind, nämlich Heiden.

Der Zeitpunkt, wo sie anfangen, Heiden zu werden, wird wohl ein Geheimnis bleiben, dessen Schleier niemand in dieser Welt lüften wird. Wann immer aber es war, so war es zu der Zeit, wo sie anfangen, uNkulunkulu, den allergrößten Himmels-gott, mit unkulunkulu, dem Urahn, zu verwechseln — damals wird wohl auch den Bessergesinnten uNkulunkulu mit inKos-epezulu

überseht worden sein — und dem unkulunkulu wenigstens einen Teil dessen zuzuschreiben, was ursprünglich dem uMkulunkulu allein eignete. Und das war denn auch die Zeit, wo allmählich an die Stelle des unkulun-

tige Religion des heidnischen Zulu oder zulusprechenden Eingeborenen vorauszuschicken.

Es wäre ein großer Irrtum, hinter dem Zuluheiden einen Polytheisten zu suchen, also einen, der viele Götter



Die Geheimräte des Häuptlings.

lulu-Dienstes der amadhlozi-Dienst trat, die Uebertragung göttlicher Verehrung auf die Geister ihrer verstorbenen Blutsverwandten.

Ob wir nun die überlieferten „Texte“ geben, die sich auf uMkulunkulu und unkulunkulu beziehen, dürfte es angezeigt sein, einen gedrängten Ueberblick über die heu-

verehrt. Der amadhlozi-Dienst hat nie den einen allergrößten Himmelsgott oder uMkulunkulu verdrängt. Wohl aber ist aus dem Monotheismus der Zulu, allgemein gesprochen, ein bloßer Deismus geworden. In anderen Worten, die Kenntnis des einen wahren Gottes ist geblieben, aber diese Kenntnis hat aufgehört.

das Denken, Wollen und Handeln des heidnischen Zulu zu beeinflussen oder gar zu beherrschen. Wohl mag da und dort der reine Gottesglaube in feierlichen Augenblicken, in Augenblicken höchster Not bei dem einen oder andern zum Durchbruch kommen. So erzählte mir vor nicht langem eine nunmehrige Christin, wie ihre Mutter in der Nacht vor ihrem Tod, und noch einmal am Morgen mit dem Aufgebot der letzten Kraft, mit lauter Stimme den Nkulunkulu anrief und zu ihm um Schutz für ihre zwei Kinder flehte, ohne der amadhlozi mit einem Worte zu gedenken. Das war vor mehr denn 30 Jahren in einem rein heidnischen Kraal in Zululand, der in keiner Weise vom Europäerium oder gar von Missionen beeinflusst war. (Fortsetzung folgt.)

## Südafrikanische Briefe.

### I.

Wenn Sie mir schreiben, ich soll Ihnen Neues von Südafrika berichten, so haben Sie ganz recht; denn in Südafrika gibt es fast immer etwas Neues.

Hier werden zurzeit alle alten Werte umgewertet. Statt einen Lendenschurz zu tragen, muß der Kaffer Hosen anziehen, statt „Jebo“ (ja) muß er „Yes, sir“ (ja, mein Herr) sagen.

Das Alte krächzt unter den neuen Winden; Rassen reiben sich; Reibung erzeugt Wärme, Hitze und Hitze schmilzt das Neue.

Vor Jahren kam ein junger Schwede nach Durban und hatte den Inhalt seines Koffers den Zollbeamten vorzuzeigen. In dem Koffer befand sich auch ein Spaten. Neugierig frugten die Beamten den Schweden, was er mit dem Spaten in Afrika anzufangen gedächte.

„Gold graben“, war die Antwort.

Gold graben wollen alle. Wer kommt, hofft reich zu werden. Südafrika ist 20 Mal schwächer bevölkert als Deutschland. Südafrika bietet Ausichten und all das Drücken und Drängen der Rassen ist nur ein Wettlaufen nach Reichtum.

Das Herz von Südafrika ist Johannesburg. Nach Johannesburg geht man und von Johannesburg kommt man zurück. In den Goldbergwerken von Johannesburg werden die höchsten Löhne bezahlt und diese Normierungen wirken radienförmig durch ganz Südafrika.

Der Kreislauf des südafrikanischen Wirtschaftslebens ist so: Das Gold steckt in der Erde. Der Kaffer muß es herausheben und erhält dafür auch etwas Gold; dann kommt der Krämer, bietet Waren zum Verkaufe an und sucht das Geld vom Kaffer wieder zurückzugewinnen.

Heute gerät der Kaffer immer mehr unter die Herrschaft des Geldes, und das Geld zwinnt ihm die Handarbeit in immer größerem Umfange auf.

Doch die Arbeit bildet seinen Charakter um, und daß diese Umbildung gut ausfallen kann, dafür läßt ihn auch die göttliche Vorkehrung mit dem Christentume bekannt werden. Sie läßt ihm zeigen, wie es nicht allein eine Diesseits-Kultur gibt, sondern wie noch größere Jenseits-Hoffnungen vorhanden sind.

Vor ungefähr 25 Jahren sprach sich einmal mir gegenüber ein junger Kaffer vertraulich aus. Er sagte, es gäbe auch Kaffern, die europäische Kleider anziehen, ohne das Christentum anzunehmen, aber ein solches Gebahren wäre doch nicht viel wert, weil keine innere Umwandlung damit verbunden ist.

Den braunen Volksstämmen von Südafrika werden neue Ideale gesteckt. Man sieht einerseits, wie man durch Nühren der Hände sich die Güter und Kräfte der Erde dienstbar machen kann, andererseits

dämmert auch bei Vielen der Gedanke auf, ein Leben ohne Sünde zu führen.

Man lernt eine ganz neue Seite des menschlichen Lebens kennen, man fühlt, welche weite Dimensionen dem Menschengeste gesteckt sind. Die Schönheit eines heiligen Lebens übt auch hier seinen Zauber aus. Zwischen dem kaffrischen Unkraut wächst auch Weizen.

Heute wenden sich gerade die intelligenten, strebsamen Charaktere unter den Kaffern dem Christentume zu und man bekennt dasselbe ohne Scheu.

Eine Probe, ob das Christentum wächst oder nicht, bietet die jährliche Fronleichnamsprozession. Nun ist aber die heurige (1919) Mariannhiller Fronleichnamsprozession glänzender verlaufen denn je. Die Teilnehmer, Klostergemeinde und Kaffern, dürften sich bis zu 1800 beziffert haben.

Soviel Personen verteilen sich in einem Lande, welches wie schon angeführt, das 20fache schwächer besiedelt ist als unsere Heimat, auf einen größern Bezirk. Der Bezirk in Flächeninhalt ausgedrückt ist keineswegs ein Maß; denn die Katholiken bilden noch keine stetigen Massen. Bei einem großen Bezirk können aber naturgemäß, auch wenn guter Wille vorhanden ist, nicht alle kommen und so repräsentiert die voria angeführte Zahl eine merklich höhere Zahl von katholischen Familien und Einzelkatholiken.

Vor allem fiel mir auf, wie endlich die Kleiderfrage für den Bezirk Mariannhill aufgehört zu haben scheint, eine Frage zu sein. Die Bevölkerung von Mariannhill versteht es heute, selbständig auf dem Gebiete der Kleidung sich zu bewegen und die vernünftige Mitte zu halten — nicht zu viel und nicht zu wenig.

Von allen Kaffernfragen ist die Kleiderfrage die leichteste. Das Klima ist warm und billige Stoffe reichen schon aus. Man scheint die ästhetisch unschöne Uebergangsperiode überwunden zu haben.

Wenn ein Zulu mit seinem Papierchild und drei Stöcken in den Händen, bloß mit Lendenschurz angetan, in dem Grase stand, so war das eine perfekte Erscheinung in sich und es ist leicht zu verstehen, wie man keine Bedürfnisse fühlte, weitere Erfindungen zu machen und wie man zufrieden auf dieser Stufe stehen blieb. Der Südafrikaner hatte nicht, wie der Europäer, eine Eiszeit zu überwinden. Als das Christentum hier seine Forderungen stellte, war ein unsicheres Straucheln die natürliche Folge.

Die Kleiderfrage war die allerleichteste Frage und um diese leichte Frage annähernd zu lösen, bedurfte es, genau gesehen, gerade ein Menschenalter. Wenn nun die leichteste Frage ein Menschenalter zu ihrer Lösung bedarf, wie viel Zeit werden die weniger leichten und wirklich schweren Fragen erfordern. Br. Otto.

## Missionsstudenten.

Jungen und Jünglinge, die Liebe zum Missionsberuf haben, finden Aufnahme im Aloysianum zu Lohr a. M. Solche, die in die erste Klasse eintreten wollen, sollen wenigstens 11 Jahre alt sein und das 13 Lebensjahr nicht überschritten haben. Solche, die schon an einem Gymnasium sind und gerne Missionare werden wollen, können ohne Nachteil im Studium hier eintreten. Das Schuljahr beginnt Mitte September. Anmeldungen wolle man recht bald richten an:

Hochw. Hrn. P. Direktor, Lohr am Main,  
Aloysianum, Bayern, Ufr.



### Eine Josephtgeschichte.

Von Nikolaus Goeke.

Einnend saß Frau von Eschenbach auf ihrem Fensteritz. Vor ihr lag ein geöffneter Brief. Noch einmal nahm sie das Schreiben in ihre Hand und las wieder, wie, um sich genauer von dem Inhalte desselben zu überzeugen: „Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich in der Anlage die noch unbeglichene Rechnung über die zwei Ihrem Herrn Gemahl gelieferten Reitpferde einzusenden. Den Betrag von 14 000 Mark bitte ich bis zum nächsten Ultimo an meine Firma gefälligst einzusenden. Mit vorzüglicher Hochachtung

Isidor Sabelkowsky, Pferdehändler.

Für Frau v. Eschenbach wäre es jetzt ein großes Opfer gewesen, plötzlich 14 000 Mk. zu zahlen. Ihr Gatte war vor nahezu einem Jahre an einem Unglücksfall gestorben, und hatte ihr außer einer kleinen Villa nicht allzuviel Vermögen hinterlassen. Seufzend faltete sie den Brief wieder zusammen. Sie wußte ganz genau, daß ihr verstorbener Mann von dieser Sache immer als bezahlt gesprochen hatte. Wo aber war die Quittung? Nun mußte sie das ganze Haus durchstöbern. Es stieg nämlich in ihr der Verdacht auf, daß der als habüchlich bekannte jüdische Pferdehändler, den Tod ihres Gatten benützend, ihr einfach noch einmal die Rechnung zugejandt hatte, in der Meinung, sie wüßte von der ganzen Angelegenheit nichts und würde ohne weiteres das Geld auszahlen. Vergebens durchsuchte Frau von Eschenbach mit ihrem Dienstmädchen alle Zimmer im Hause auf das peinlichste nach der vermißten Quittung. Hoffnungslos und ermüdet zog sie sich in ihr Zimmer zurück, um dort in ihrer Betecke zum hl. Joseph zu beten, der immer ihr Helfer in solchen Nöten gewesen war. Innig flehte sie zum Nährvater Jesu um Rat und Hilfe in dieser für sie so wichtigen Sache. Am nächsten Tage kam ihr Sohn Joseph zum Ferienaufenthalte aus einem bekannten Jesuitenkolleg zurück. Sie hoffte, daß er sich noch an den Fall erinnern und wüßte, wo das wichtige Papier hingeraten sei. Auch er entsann sich durchaus nicht, wo das gewünschte Schriftstück sich befinden könne. Der junge Joseph war stets ein großer Verehrer seines hl. Namenspatrons gewesen. Aus diesem Grunde hatte er in seinem Studierstüblein einen kleinen Josephtaltar mit einer Holzstatue des Heiligen errichtet. Zu seiner Verwunderung fand er seinen Josephtaltar nicht mehr in seinem Zimmer. Da sein Zimmer eine zeitlang anders benützt wurde, mußte der kleine Altar entfernt werden. Seine Mutter entsann sich augenblicklich nicht mehr, wo sie die Statue hingetan hatte. Joseph machte sich sogleich eifrig auf die Suche, denn, sagte er, solange nicht mein hl. Namenspatron auf meinem Zimmer steht, fühle ich mich dort nicht wohl. Als er sie in seinem Zimmer nicht fand,

stieg er auf den Dachboden, wohin einige der früheren Möbel gebracht worden waren.

Da er die Fächer eines alten Schreibsekretärs aufzog, fand er die Statue wohlverwahrt in einer Lade. Wie er nun die Lade herauszog, um die Statue zu nehmen, fiel sie, da sie an der Oberfläche der Lade auf anderen Gegenständen lag, heraus in einen Spalt unterhalb der Lade. Joseph zog nun die Lade vollends heraus und nahm die Statue aus dem Spalt, dabei berührte seine Hand einen kleinen Eisenknopf, und zu seinem größten Erstaunen sprang aus der Wand des Sekretärs eine kleine Türe auf, die ein Geheimfach verbarg. Weder Joseph, noch seine herbeigeeilte Mutter hatten etwas von diesem Geheimfach gewußt. Dort entdeckten sie unter anderen wichtigen Papieren, die so eifrig gesuchte Quittung, woraus hervorging, daß der verstorbene Major von Eschenbach längst die 14 000 M an den Pferdehändler bezahlt hatte. Frau von Eschenbach war überfro, denn nun konnte sie dem jüdischen Schwindler einfach seine eigene Bestätigung vorhalten. So hatte der hl. Joseph das Gebet der bedrängten Frau erhört. —

### Reiseabenteuer und Missionsarbeiten eines Glaubenshelden in alter Zeit.

(Fortsetzung).

Das Königreich Zubo, das beinahe unter der Linie liegt, hat einen etwas größeren Umfang als die oben erwähnten Reiche; es wird vor einem eigenen Fürsten beherrscht, der aber der portugiesischen Krone untertan ist. Man treibt nach diesem Lande einen bedeutenden Handel und holt daselbst Goldstaub, Elefantenzähne, maldivische Kokosnüsse, Ambra und Sklaven. Alle diese Waren findet man im Ueberflusse; besonders gibt es an der Küste eine so große Menge von Elefanten, daß man mit den Zähnen, obwohl nur die der männlichen Tiere genommen werden, mehrere Schiffe befrachtet. Der Ambra ist grau, braun oder schwarz und der letztere der gewöhnlichste und billigste. Die maldivischen Kokosnüsse werden mit Silber aufgewogen. Der Ambra und die Kokosnüsse, welche man am Strande sucht, gehören dem Könige, bringen ihm aber nur geringen Gewinn, da die Einsammler ihren Fund verbergen und selbst an die fremden Handelsleute verkaufen. Auch die aus dieser Gegend kommenden Sklaven stehen im hohen Preise; am meisten werden die dem Volksstamme der Maracaten angehörenden geschätzt. Die Maracaten wohnen zwei Tagesreisen von Zubo aus weiter nach dem Innern und besitzen eine große Strecke Landes. Sie sind sehr gewandt und weniger schwarz als die anderen Volksstämme dieser Gegend. Es gilt bei ihnen in jeder Familie als eine sehr große Schande, wenn eine Tochter sich ein Ver-

gehen gegen die Sittlichkeit zu Schulden kommen läßt. Die Sorgfalt, mit der sie über die Keuschheit des weiblichen Geschlechtes, eine anderwärts so seltene Tugend, wachen, kann man nicht genug rühmen, obgleich sie sonst als betrügerische, hinterlistige und böshafte Leute gelten. Die öde Gegend zwischen ihnen und der Küste dient unzähligen Affen, Elephanten, Löwen, Tigern, Hirschen, Gazellen und Schlangen als Tummelplatz.

Ich blieb einige Zeit zu Lubo, um mich zu erkundigen, ob es möglich sei, auf diesem Wege nach Abessinien vorzudringen; ich konnte aber nichts weiter erfahren, als daß man drei Meilen von diesem Orte auf ein Lager von zweitausend Gallas stoße, welche diese Stelle zu ihrem Aufenthalte gewählt hätten, weil die Gegend ihnen gefalle und hinreichend Schlachtvieh zu ihrer Nahrung liefere.

Diese Gallas verheeren gewöhnlich die Gegenden, durch welche sie ziehen, gänzlich, und morden die Bewohner ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters, wodurch sie sich furchtbar gemacht haben, obgleich ihre Zahl nicht sehr bedeutend ist. Von acht zu acht Jahren wählen sie einen König, welcher den Titel Lubo führt. Sie nehmen ihre Frauen auf allen ihren Wanderungen und Streifzügen mit sich, sind aber keineswegs eifersüchtig. Ebenso wenig fragen sie aber auch nach ihren Kindern, die sie gewöhnlich im Walde aussetzen; in diesem Falle darf es keiner wagen, sich derselben anzunehmen. In dieser Weise leben sie jedoch nur, solange sie im Kriege sind. Tragen sie die Waffen nicht mehr und haben sie sich beschneiden lassen, was nach dem Austritte aus dem Kriegerstande geschieht, so erkennen sie die Kinder ihrer Frauen an und sorgen für sie. Ihre Nahrung besteht fast ausschließlich aus Kuhfleisch; schlachten sie eine Kuh, so fangen sie das Blut auf und beschmieren sich damit den größten Teil des Körpers, die Gedärme aber legen sie als Krause um den Hals und geben sie, nachdem sie mit denselben lange geprunckt haben, ihren Weibern zu gleichem Gebrauch.

Eines Tages besuchten mich mehrere dieser Gallas und da sie allem Vermuten nach noch nie einen weißen Menschen gesehen hatten, so betrachteten sie mich mit nicht geringem Erstaunen, ja ihre Neugierde brachte sie sogar dahin, mir die Schuhe auszugiehen, um sich zu überzeugen, ob ich unter meinen Kleidern ebenso weiß sei, wie in meinem Gesichte. Nachdem sie mich längere Zeit aufmerksam beschaut hatten, gaben sie unverhohlen ihren Abscheu gegen meine weiße Hautfarbe zu erkennen, als ich aber mein Taschentuch hervorholte, baten sie mich sehr dringend um dasselbe. Ich riß dasselbe, um alle befriedigen zu können, in Streifen, die sie sogleich um die Köpfe wanden, wobei sie aber äußerten, daß ihnen dieselben noch weit lieber sein würden, wenn sie rot wären. Da jedoch diese Leute fortfuhren, uns durch ihre Bettelei zu belästigen und uns nicht mehr von der Seite gingen, so legte unser Portugiese auf einen derselben an, als wenn er ihn töten wollte. Vor Schrecken außer sich, lief dieser sogleich davon, dem Lager zu und nach kurzer Zeit sahen wir uns von Gallas umringt. Wir hielten es für rathsam, uns in unsere Wohnung zurückzuziehen und uns in derselben einzuschließen, um der ersten Wut dieser Wilden auszuweichen. Unser Rückzug steigerte aber ihre Frechheit; sie verdoppelten ihr Geschrei, besetzten eine unsere Wohnung beherrschende Anhöhe und bedrohten uns von da mit ihren Speeren und Wurfspeeren. Glücklicherweise waren wir nur einen Steinwurf vom Strande und von

unserer dort liegenden Barke entfernt, sodaß wir uns im Nothfalle in dieselbe werfen und nach dem hohen Meere hätten entfliehen können. Da wir aber vorzogen, uns ihnen gegenüber mutig zu zeigen, feuerten wir aus den vier uns zu Gebote stehenden Gewehren eine doppelte Ladung gegen sie ab, jedoch so, daß die Kugeln etwa zwei Fuß hoch über ihre Köpfe hinpfliffen. Das Feuer und der Knall jagte ihnen eine solche Furcht ein, daß sie sich alle zugleich auf den Boden warfen und lange nicht wagten, sich wieder emporzurichten. Da jedoch kein weiterer Schutz erfolgte, ermannten sie sich allmählich, näherten sich uns sanfter als Lämmer und baten uns um Verzeihung mit dem Versprechen, uns ferner nicht beunruhigen zu wollen. Sie hielten Wort und wir waren von nun an die besten Freunde.

Bei den Besuchen, die wir uns jetzt wechselseitig abstatteten, fing ich auch an, hie und da ein Wort über meine Reise und mein Vorhaben, einen Weg nach Abessinien aufzufinden, fallen zu lassen; sie gaben mir aber sogleich zu verstehen, daß ich mich in dieser Angelegenheit an ihren Lubo, der sich mit seinen Frauen und Herden in dem erwähnten Lager aufhielt, zu wenden habe. Auf unser Ansuchen erhielten wir sogleich die Erlaubnis, vor ihm zu erscheinen; er empfing uns in seiner Strohütte, welche nur durch ihren etwas größeren Umfang von den Hütten seiner Untertanen zu unterscheiden war. Die bei den Gallas übliche Art und Weise, die Fremden zu empfangen, ist sehr sonderbar und ermutigt keineswegs zur Wiederholung des Besuches. Nachdem der König sich in der Mitte der Hütte auf den Boden niedergelegt hat, nehmen die Hofbeamten ringsum an den Wänden die ihrem Range gebührenden Stellen ein, jeder mit seinem kolbenförmigen Stocke in der Hand, der je nach dem Ansehen des Besuches länger oder kürzer ist. Sobald der Fremde, dem die Ehre der Vorstellung zu Teil wird, in die Hütte tritt, fallen die Beamten über ihn her, und schlagen rüchrig auf ihn los, bis er die Türe wieder erreicht hat, an welcher er sich dann festhalten muß. Darauf geht jeder an seinen Platz zurück, als ob nichts vorgefallen wäre und nun erst folgen die wirklichen Höflichkeitsbezeugungen. Obwohl ich mit den Gallas im freundlichsten Verkehr stand, mußte ich mich doch ebenfalls dieser keineswegs angenehmen Förmlichkeit unterziehen, und als ich sie um die Ursache derselben fragte, erwiderten sie mir, dies geschehe, um den sie besuchenden Fremden beargwöhnlich zu machen, daß kein anderes Volk sie an Tapferkeit übertreffe und daß man sich deshalb vor ihnen demütigen müsse. Man kann ihnen diesen Uebermut nicht verargen, da sie fast keine anderen Völker kennen, als die elenden Schwarzen, welche aus den Wäldern und Gebirgen in ihr Lager kommen, um Tauschhandel mit ihnen zu treiben; sie haben übrigens große Achtung vor den Portugiesen, welche sie Meergötter nennen.

Als ich in ihrer Mitte stand, konnte ich mich einen Augenblick des Gedankens nicht erwehren, daß es vielleicht besser gewesen wäre, mich nicht der Willkür eines so rohen und rücksichtslosen Volkes preiszugeben; sobald ich mir aber ins Gedächtnis rief, daß ich diese Reise zur Ehre Gottes unternahm, so setzte ich alle meine Zuversicht auf den Herrn, welcher mich schon aus vielen Gefahren gerettet und schon einmal vor einem gewissen Tode bewahrt hatte. Durch diese Ueberzeugung auf alles gefaßt, dachte ich an nichts anderes als an mein Vorhaben, einen Weg nach Abessinien aufzu-

finden; da ich aber auch kein in menschlichen Kräften stehendes Mittel zur Erhaltung meines Lebens vernachlässigen wollte und ich wußte, daß die Gallas jedes Versprechen, das sie bei einem mit bestimmten Feierlichkeiten verbundenen Eide leisten, nie brechen, so suchte ich sie vor allem mir gegenüber zu einem solchen zu bewegen, was mir auch bei meinem freundlichen Verhältnisse zu ihnen gelang. Sie brachten sogleich ein Schaf, stellten es in die Mitte der Versammlung und salbten es mit Butter; darauf legten die Familienväter, welche zugleich die Häuptlinge dieses Volkes sind, ihre Hände auf den Kopf des Tieres und schwuren, alles, was sie mir versprechen würden, unverbrüchlich zu halten. Das Schaf wird nach der Erklärung, die sie mir später auf meine Erkundigung hin gaben, als die Mutter eines jeden der Schwörenden und die Butter als das Zeichen der Liebe zwischen der Mutter und den Kindern betrachtet; der Formlichkeit liegt ihre Ansicht zu Grunde, daß ein auf das Haupt der Mutter geleiteter Eid nie und unter keinen Verhältnissen gebrochen werden darf.

Nachdem ich auf diese Weise für meine Sicherheit gesorgt hatte, entdeckte ich ihnen, daß ich die Absicht habe, mich zu Lande nach dem Hofe des Regus zu begeben und bei diesem Unternehmen auf ihren Beistand rechne. Sie bemerkten mir aber gleich unumwunden, daß ich etwas Unmögliches von ihnen verlange. Sie wußten wohl, sagten sie, wo das abessinische Reich liege, auch seien ihnen alle Länder zwischen diesem und ihrem jetzigen Aufenthalte und die durch dieselben führenden Wege auf ihren Wanderungen in diesen Gegenden bekannt geworden, für mein Leben und meine Freiheit könnten sie nur solange bürgen, als ich mich in ihrem Gebiete und in der Mitte ihres Stammes befinde, da weiterhin mehrere verschiedene, mit ihnen in keinerlei Verbindung stehende Völker wohnen, welche fortwährend miteinander in Unfrieden lebten und von denen keine in seinem eigenen Lande sicher sei. Auf meine nähere Erkundigung erfuhr ich nun, daß zwischen den Gallas, bei welchen ich mich aufhielt, und Abessinien neun teils heidnische, teils mohammedanische Völkerstämme wohnten, durch deren Land ich mir hätte einen Weg bahnen müssen. Der erste Volksstamm, auf den man stößt, sind die Mauren, welche längs der Küste wohnen und durch ihren Handel mit gesitteten Völkern und besonders mit den Portugiesen, schon einige Bildung angenommen haben. Nach diesen folgen die bereits erwähnten Maracaten, welche den Mauren an Bildung weit nachstehen, und hinter diesen die Machida, ein mächtiges mohammedanisches Volk, dessen Könige von den alten Karfern Abessinien abstammen und mit ihrem Mutterlande beständig Krieg führen; weiterhin hausen sechs verschiedene Volksstämme, die nur von ihren Herden leben und arge Räuber sind. Nach diesen beginnen die abessinischen Stämme, welche je nach ihrer größeren oder geringeren Entfernung von dem Mittelpunkt des Staates mehr oder weniger gesittet sind. Unter diesen Verhältnissen wäre es ein Frevel gegen die göttliche Vorsehung gewesen, wenn ich eigenmächtig bei meinem Vorhaben hätte beharren wollen und ich entließ mich deshalb, nach der Insel Plate zurückzukehren.

Fortsetzung folgt.

**Heilige Messen können vorderhand nicht angenommen werden.**



N. H. 42 M. — Luxemburg 50 M. — Höjen 10 M als Dank der Schülerinnen für gut bestandenes Examen. — Köln 50 M für erlangte Hilfe. — Kirchbierlingen 182 M. — Almosen werden nur dann im Bergheimeinricht veröffentlicht, wenn der Einsender unbekannt ist oder wenn er dies ausdrücklich wünscht. — R. S. Ihre Sendung vom 16. 1. 1920 erhalten; wird besorgt. — M. R. 14 Almosen erhalten. — Wernarz 10 M als Dank. — Neustadt a. S. Gabe als Dank an den hl. Josef und Antonius für mehrfache Hilfe. — Karlsruhe, Sendung vom 21. 1. 20. erh. — Ungenannt 20 M zu Ehren des hl. Josef als Dank. — P. V. 50 M als Dank. — J. Ungenannt 10 Fr. Verg. u. M. — Alm. — Betten 20 Fr. — R. B. 20 Fr. M. — Alm. — Schuttern Alm. erh. Lothringen 400 M nach Angabe verw. — Juchenhofen 10 M. Für alle Gaben ein recht herzl. Bergel's Gott.

Antoniusbrot und Heidenkinder sind in verschiedenen Anliegen teils als Dank, teils als Bitte eingegangen von: B. C. 100 M (Mehb., Clara, Luzia). — Ungenannt 20 Fr. (Verg. u. A. Brot). — U. V. 30 Fr. (Margaretha). — S. G. 30 Fr. (Verg., Maria Margaretha). — M. Z. 76 Fr. (Josef, Jakob, Maria). — U. D., Josef. — Burmannsquid 1 S. u. Alm. 31 M. — Friedlingen Josef und Anton. — S. P. 10 M Ant. Brot. — Utheim 75 M f. 3 S. — Hettstadt 1 S. — Tphofen 1 S. u. A. Brot. — Thalfrickdorf, Anna Pflüting, A. Brot. — R. N. Weiden 41 M f. Alm. u. 1 S. Josef. — Nr. 100, 25 M Josef Antonius Johannes. — F. M. B. Lontzwiller, Wendelinus Maria, Katharina Maria Antonia, Josef Paul.

### Dankfagungen.

„Ende Juli sind drei Kistchen mit Rosenkränzen von Maria-Einsiedeln per Post nach Mariannhill gelangt worden. In normalen Zeiten kam in 6 Wochen ein Paket von der Schweiz hier an. Ende Oktober kam mir die Sache schon bedenklich vor. Anfangs November fragte ich auf dem Zollamte an, leider ohne Erfolg. Nun begannen wir mit unseren kleinen schwarzen Kindern eine Novene zu Ehren des hl. Josef. Wirklich, gleich nach der Novene kamen die Rosenkränze in Durban an. „Heiliger Josef, ich vertraue auf Dich!“ Dieses kleine Schlupfgebete habe ich jeden Tag mit vollem Vertrauen gebetet und wir haben uns nicht getäuscht. Lob, Preis, Ehre und Verherrlichung dem lieben Vater Josef!“ „Tausend Dank dem allgütigen Gott, daß er auf die Fürbitte seiner Heiligen unserem schwer an Grippe darniederliegendem Sohne die Gesundheit wieder geschenkt hat.“ „Durch die Anrufung des heiligsten Namens Jesu, durch die Fürbitte der Muttergottes, des hl. Josef, des hl. Baschalis u. and. Heiligen bin ich von einem schweren Halsübel befreit worden.“ „Dank dem hl. Josef und Antonius für glücklichen Ankauf eines passenden Geschäftes.“ „Nachdem ich drei Monate hindurch Novenen zum hl. Josef verrichtet hatte, wurde ich von einem vierjährigen, schweren Unterleibsleiden, bei dem aber auch alles nichts mehr half, wunderbar geheilt.“ „Dank der hl. Familie für die Hilfe in einem schweren Zukleiden.“ „Unser Bruder, der schon lange an einem schweren Magenleiden litt, bekam einen schweren Rückfall; sein Zustand war schmerzlich und qualvoll. In dieser Not wandten wir uns vertrauensvoll an den hl. Josef, hielten eine Novene und versprachen ein Heidenkind. Gott und dem lieben hl. Josef sei herzlich Dank gesagt für die auffallende schnelle Hilfe.“ „Dank dem hl. Vater für die Wiederherstellung des Friedens und der Einigkeit in einer Familie, in der der Vater auf schlimmste Wege gekommen war.“ „Dank dem hl. Josef und Antonius für Erlangung eines Stipendiums und guten Fortschrittes in der Schule.“ „Der liebe Gott hat wunderbar geholfen bei einer Blutvergiftung, bei der nach fünfmaliger Operation der Arzt die Hoffnung bereits aufgegeben hatte.“ „Seit 6 Jahren war ich von den schwersten Schicksalsschlägen heimgesucht: Ruin der Existenz, Verlust des guten Namens, zehn Monate Freiheitsberaubung infolge von Verleumdung. Meine Lage war über alle Maßen trostlos. Verschiedene Opfer, Gebete, Novenen schienen erfolglos verlaufen zu sein. Nun, nach 4 Jahren, nachdem ich dem hl. Josef ein kleines Opfer ge-

bracht und ihn beharrlich um seine Fürbitte angerufen habe, hat sich meine Lage — wenn auch noch nicht ganz — so doch bedeutend gebessert.“ „Dank dem hl. Herzen Jesu, der schmerzhaften Muttergottes, dem hl. Josef, Judas Thaddäus, Joachim und Anna für Erhörung in einer wichtigen Familienangelegenheit.“

„Durch die Fürbitte der lieben Muttergottes, des hl. Josef, des hl. Antonius und des hl. Judas Thaddäus, auf welche wir sehr großes Vertrauen haben, ist uns in verschiedenen schweren Krankheiten und Sorgen geholfen worden.“ „In schwerer Krankheit wurde mir Trost und Hilfe nach Anrufung des hl. Josef und hl. Antonius zuteil.“ „Ich hatte im Walde meine silberne Uhr mit Armband beim Beerensuchen verloren. Ich versprach dem hl. Josef, ein kleines Almosen zu geben und ging dann nochmals an alle die alten Plätze. Ich fand auch die Uhr samt Armband unter den Beerensträuchern wieder, obwohl es im Walde schon dunkelte. Dem hl. Antonius Dank für die Hilfe.“ „Mein Kind litt schon drei Jahre an Tuberkulose. Am Fuße waren vier große Löcher. Alle ärztliche Hilfe war umsonst. Ich versprach nun zwei Heidenkinder loszutauschen und hielt eine neuntägige Andacht zum hl. Josef. Täglich ging es besser. Jetzt ist der Knabe ferngesund, kann springen wie jeder andere, dient bei der hl. Messe und alle Leute wundern sich, daß dieses Kind, das vorher an Krüden gehen mußte, so schnell geheilt wurde.“ „Dank für Hilfe in einem gefährlichen Ohrenleiden, das ohne Operation wieder geheilt werden konnte.“ „Meine Frau litt an einem unheilbaren Unterleibsleiden. Der Arzt und ich hatten alle Hoffnung aufgegeben, da nahm ich vertrauensvoll meine Zuflucht zur Mutter von der immerwährenden Hilfe und betete jeden Tag zu ihr. Und siehe, nach Empfang der hl. Delung besserte sich der Zustand und jetzt ist sie wieder gesund und munter.“ „Ich wurde von einem schweren Magenleiden befallen, das ohne Operation sicher zum Tode geführt hätte. Da hielt ich in meiner Bedrängnis eine Novene zu Ehren des hl. Josef, auch empfahl ich mich in den Schutz des hl. Antonius. Ich entschloß mich zur Operation. Diese gelang glücklich. Dank den beiden Heiligen, die mir durch ihr mächtiges Fürbittgebet beim Herrn diese Gnade erlehrt hatten.“ „Herzinnigen Dank dem großen Helfer, dem hl. Antonius, für wunderbare Hilfe bei schwerem Unglück im Stall.“ „Ein kleines Mädchen von 4 Jahren war vom 2. Stockwerk herabgestürzt: Die arme Mutter wandte sich in ihrer Bestürzung sogleich an unsere Liebe Frau von der immerwährenden Hilfe und versprach ein Heidentind zu kaufen, falls die Kleine ohne Schaden davontäme. Als der Arzt kam, konnte er nicht einmal eine blaue Stelle finden. Die Kleine lief noch am nämlichen Tage die Treppen auf und ab, als wenn nichts vorgekommen wäre. Der Lieben Frau von der immerwährenden Hilfe unseren innigsten Dank.“ „Dank dem hl. Josef und der Schwester Theresie vom Kinde Jesu für Hilfe in schwerer Krankheit eines Sohnes unserer Tochter, in einer Entbindung und in einer Prosehlache.“ „Dank der Mutter von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Josef und Antonius und den armen Seelen für die Besserung eines in religiöser Hinsicht gleichgültig gewordenen Sohnes.“

### Dank und Bitte.

Neuhaus, Schlucht bei Wiselz, Worms, Steinau, Gasseldorf, Untermünstertal, Eichelsee, Haffurt, Mingoheim, Hegen, Staufeu, Jaspendorf, Lühweiler, Lothr., Burglengensfeld, Gemhofen, Krensheim, Ellwangen, Weizern, Hopferau, Schapbach, Ladendorf, Beuron, Gauaschach, Basel, München, Saulgau, Mönchshernsdorf, Egg, Ebermannstadt, Windmais, Steinfeld, Wenigumstadt, Schwarzach, Weingarten, Ottersweier, Ed. Trochtelstingen, Grabenstätt, Vöhrbach, Mörlach, Obertsrot, Stroeckbach, Hettstadt, Harthausen, Juchenhofen, Heiligenstein, Hörden, Frankfurt, Bermatingen, Chingen, Steinbach, Krailling, Stierberg, Badenweiler, Geiselhöring, Igelsdorf, Waldzell, Bergbieten, Ell., Lautenbach, Rodheim, Zimmerhof, Otting, Buer, Hammelsburg, Niederum, Dekoven, Sondsbad, Altstetten, Kaltbrunn, Gebhardswil, Baden, Zürich, Wolleran, Wäfels, St. Gallen, Gossau, Freiburg, Ellerbach, Hafeistein, Werder, Dels, Neuforg, Oberhaunstorf, Schörfeld, Müllers, Kleinfeld, Grafing, Bartleben, Landsbut, Heusweiler, Weisweiler, Revelaer, Wiesengied, Allersheim, St. Peter, Kirnach, Würzburg, Börlas, Gosenweiler, W. Juliuspital, Hipsfeld, Oberwittighausen, Ludwigshafen, Horgenzell, Bowieden, Egg, Tannesberg, Oberpleichfeld,

Glashofen, Drosendorf, Heimbach, Bochum, Borken, Münster, Ochtrup, Calcar, Kommerstücken, Holtorf, Hasselsweier, Almern, Hüchelhofen, Essen, Holthausen, Coblenz, Daun, Ahlth, Benrath, Dinklage, Büsdorf, Batum, Schüren, Bochum, Ortfeisen, Niederau, Drove, Elsenborn, Essen, Lorchhausen, Eisen-Rüttenscheid, Südeswagen, Wenholthausen, Paderborn, Wersten, Ochtrup, Magen, Nachen, Neuf, Coblenz, Ehrang, Lorch, Duisburg-Meiderich, Cransberg, Linnich, Ketsphen, Herbern, Werl, Gueer-Altenessen, Herhagen, Höfen, Mülheim Rh., Heusweiler, Dinklage, Lettingen, Folscheid.

### Gebetsempfehlungen.

Erlangung einer neuen Wohnung, Heilung von der Trunksucht. Mehrere Knaben, die Priester werden wollen. Befreiung einer Sünderin, die von Selbstmordgedanken gequält wird. Erhaltung des Friedens in der Familie.



Marg. Kasp. Pläker in Freilingen; Frau Elisabeth Moers-Bergmeister in Cöln, Frau Maria Feder in Lipp-springe, Anna Schüller in Fröhdorf, L. Krämer in Daun, Ludwig Sudmann, Frau Hoevels in Cresfeld, Franz Körner in Köhlinghausen, Frau Hartmann in Bonn, Cornelius Hellebrand in Walheim, Anna Steffens in Essen, Margareta Steils in Brünn, Frau Ww. Joh. Schmetten, Frau Käpper in Birresborn, Josef Albiez, Eschbach b. Waldshut, Elise Bunn, Eppstein, Eva Meißner, Buch, Anna Bollmer, Konstanz, Sofia Madlinger, Sasbach, Johanna Schuhmann, Motten, Fanny Laderbauer, Biedtack, Maria Kupferschmied, Spaichingen, Maria Hahlemer, Spielberg, Vittoria Demmel, Aug. Maria Bürle, Bessenburgheim, Franz Neef, Walderbach, Kath. Hof, Dreieberg, Johann Simmel, Erharting, Andreas Auer, Elisabeth Dengen, Dedheim, Rosa Drechsel, Rempten, Johann Brunnbauer, Hundham, Josef Martin, Oberleichtersbach, B. O. Hoffmann, Beuthen, Pauline Mohlo, Kallenberg, Hermann Baruel, Hindenburg, Fr. Gröhinger, Weiperding, Fr. Roe, Erfeld, Georg Deppisch, Wollshausen, Elisabeth Gassenhmitt, Freiburg i. Br., Josef Pfeifer, Berthold Günther, Bohlsbach, Kathi Amann, Regensburg, Maria Enhuber, Oderberg, Anna Landschamer, Altmichlhausen, Jakob Mittermaier, Neumühlhausen, Amalie Tauschhuber, Höhenkinder, Suitbert Kaufmann, Unterhaubenbach, Kathi Schmid, Schmidmühlen, Anton Horlacher, Hestenthal, Anna Bollmer, Konstanz, Hochw. geistl. Rat Georg Wanger, Allersberg, Leopold Hohmann, Eva Pappert, Umbach, Adalbert Wiegand, Rasdorf, Hauptlehrerin Franz Stumberger, Nittenau, Maria Pialner, Ottobereun, Philomena Wörle, Reatschhofen, Pfarrer Laub, Altshausen, Adolf Settele, Germsbach, Josef Probst, Stadtpfarrer u. geistl. Rat, Friedberg, Frau Hagen, Sauerlach, Frz. Leonhard Gutting, Ottersheim, Herr Mader, Mörschwil, Johann Bayard, Varen, Jost Treich, Schattdorf, Herr Jäger, Zürich, Othmar Strähle, Arnegg, Johann Braun, Wil, Rudolf Bernhard, Therwil, Maria Homann, Waldbreitbach, Johann Ehl, in St. Wendel, Frau Nikola Neuburg in Linz, Frau August Albers, Essen, Elise Gonner, Luxemburg Stadt, Johann Loof, Borghoes, Elisabeth Brede, Hüsten, Konrad Jtermann, Niedersfeld, Werner Lamprecht, Damme, Maria Vinken, Bottrop, Elisabeth Twente, Borghorst, Frau Ww. Jakob Kamps, Winnekendorf, Kath. Jansen, Beeze, Heinrich Wemmers, Beeze, Frau Wilhelm Linder, Wiehl, Hochw. Fr. Br. a. D. Anton Josef Eutenbach, Frau Joh. Albers, Söllinghausen, Jakob Rothel, Nachen, Florentine Coenen, Widdeshoven, Marg. Burg, Kath. Burg, Euren.

Auf dem Felde der Ehre gefallen: Robert Hopfmeister, Wilhelm Bartmann, Alfred Lüdemann, Hubert Gerold, Johann Hichert, Johann Trilling, Giershagen; Friedrich und Eugen Streble, Peter Schneider, Johann Valentin Müller, Wilhelm Müller, Nikolaus Andreas Bender, Johann Weiner, Elz; Peter Jost, Ebersheim; Hermann Nennhues, Epe; Bernh. Rebling, Hlendorf; Bernh. und Franz Heidkamp, Hlendorf, Friedrich Schnerder, Birresborn; Herr Käpper, Birresborn.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kopp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschafts-Druckerei G. m. b. H., Würzburg.

# Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.  
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und  
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission  
in Würzburg, Pleicherring 3.

38. Jahrgang.  
Nr. 5.

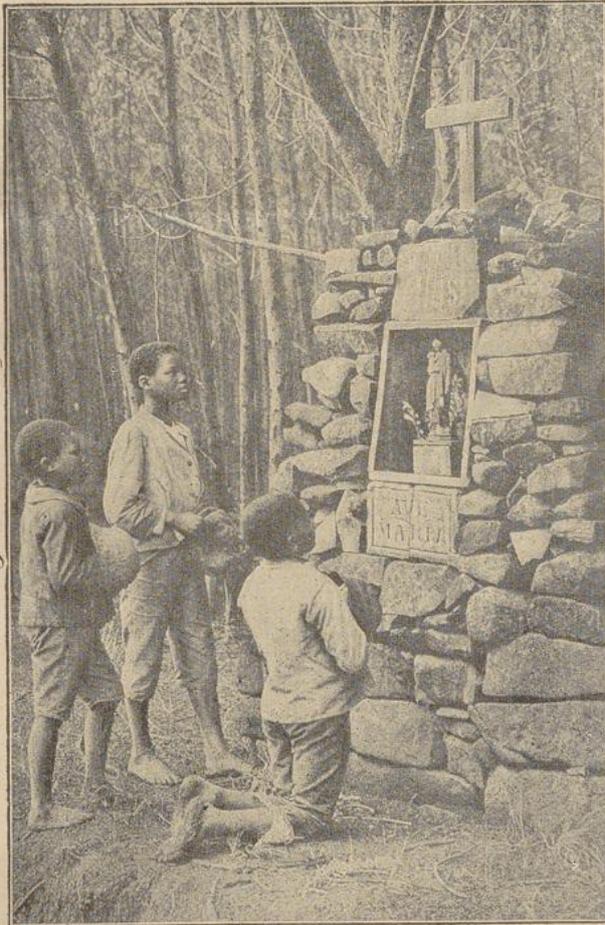
Erscheint monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mk. 5.—  
direkt franco zu-  
geschickt oder von  
unsern Beförderern  
bezogen.

Überzahlungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.  
Probenummern  
gratis.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk zu  
Gunszen der armen  
Heiden in Afrika.

Bestellungen  
auf das  
Vergißmeinnicht  
gehen am ein-  
schlichsten auf dem  
Abschnitt der  
Zahlkarte oder  
Postanweisung.

Postcheck-Konto  
Nürnberg Nr. 194.



Würzburg  
Mai 1920.

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der Hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtenmalen allen  
Wohltätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

für die Abonnenten  
des Vergißmeinnicht  
als Wohltäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Klosterkirche  
zu Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messen  
gelesen.

In stiller Andacht.

Eine freundige Kunde brachte der Telegraph aus Mariannahill. Von dem zur Zeit dort tagenden Generalkapitel wurde zum neuen Generalsuperior erwählt

der hochwürdigste Herr

## P. Adalbero Fleischer.

Derselbe ist geboren am 24. Januar 1874 zu Dettelbach als ältester Sohn (Michael) der Konditorschleute Fleischer daselbst. Dieselben feiern heuer am 26. April ihr goldenes Hochzeitsjubiläum. Neun Kinder entsprossen der Ehe. Von denselben starben drei schon in der Kindheit. Die vier Söhne wurden alle Priester.

Der jüngste Sohn, Josef Fleischer, geb. 1888, wurde 1911 zum Priester geweiht und wirkt seit 1917 als Lokalkaplan in Püffenheim. Franz Fleischer, 1885 geboren und 1909 zum Priester geweiht, wirkt seit 1913 als Pfarrverweser und Pfarrer in Greußenheim. Er ist dort der Nachfolger seines Bruders Johann Baptist. Derselbe lernte erst die Konditorei, um das Geschäft seines Vaters zu übernehmen, folgte aber dann dem Beispiel seines ältesten Bruders Michael und wurde 1900 zum Priester geweiht. Seit 1900 war er Pfarrer in Greußenheim, trat dann 1913 in den Franziskanerorden ein, wirkte seit 1915 im Franziskanerkloster zu Nürnberg als ein Muster des Seeleneifers und priesterlicher Frömmigkeit und starb dortselbst tief betrauert im Jahre 1919.

P. Adalbero Fleischer war Bögling des Chilianenms in Würzburg, absolvierte im Jahre 1895 das neue Gymnasium daselbst und trat am 26. Oktober in das hiesig-fürliche Klerikalseminar in Würzburg ein. Am 30. Juli 1899 wurde er dort zum Priester geweiht. Seine erste Anstellung erhielt er in Rimpar, wo er zwei Jahre wirkte. Die Leute daselbst haben ihn noch in so gutem Andenken, daß sie ihm vor dem Kriege eine Glocke für seine Missionsstation St. Triashill stifteten. In den Jahren 1901—08 war P. Fleischer Kaplan im Juliuspsital in Würzburg. Mit großem Seeleneifer und großer Liebe widmete er sich da den Kranken, den Kindern und den Pfriindnern des Spitals. Während seiner Ferien machte er in dieser Zeit große Reisen und Wallfahrten, so nach Bourdes, Palästina, Aegypten, Griechenland, Italien, England und dem Norden.

Am 21. Oktober 1908 verließ P. Adalbero seine Heimat, um einen längst gehegten Herzenswunsch zu erfüllen, nämlich sein Leben dem erhabenen Missionsberufe zu weihen. Zu diesem Zwecke trat er in das Missionskloster Mariannahill in Südafrika ein. Am 20. November 1908 langte er dort an. Nach Ablauf des Novizatsjahres weihte er sich durch Ablegung der heiligen Ordensgelübde ganz dem heiligen Missionswerke im Jahre 1909. Im März des folgenden Jahres wurde er dann ausgesandt auf das große Erntefeld Gottes. Er übernahm die zwei Jahre vorher gegründete Missionsstation St. Triashill in Rhodesia. In den wenigen Jahren seines dortigen Wirkens brachte er dieselbe zu hoher Blüte. Die Christenzahl stieg bis zum Jahre 1913 von 46 auf 1000, bis 1914 auf 1300. Auch eine große, geräumige Kirche wurde gebaut.

Mitten im schönsten Wirken kam plötzlich eine schwere Heimsuchung Gottes. Im Jahre 1917 erfolgte die Internierung aller Patres, Brüder und Schwestern unserer Missionsstationen in Rhodesia. Nach mehrmonatlichem Aufenthalte im Gefangenenlager zu Maritzburg wurde P. Adalbero nach Mariannahill entlassen. Erst lange nach Abschluß des Weltkrieges durfte er im Jahre 1919 nach langen Verhandlungen mit der Regierung wieder auf sein geliebtes Arbeitsfeld zurückkehren.

Nun, da ihn das Vertrauen seiner Mitbrüder an die Spitze der ganzen Genossenschaft gerufen hat, muß er abermals sein Arbeitsfeld verlassen, um dafür ein viel sorgenvolleres und schwereres einzutauschen. Möge das heiligste Herz Jesu, dem unsere Mission in besonderer Weise geweiht ist, ihn mit wahrer Heilandsliebe erfüllen und möge der heilige Geist ihm Kraft und Beistand verleihen, damit er in seinem neuen Amte recht viel zur Ehre Gottes, zum Wohle der Kongregation und zum Heile der Heidenwelt wirken kann. Alle Mitglieber der Kongregation in Afrika, Europa und in Amerika, die in dem neuen Generalsuperior nunmehr ihren Führer und Vater sehen, begleiten seine Amtsübernahme mit den herzlichsten Glück- und Segenswünschen und mit dem innigen Gebete um Gottes Hilfe und Gnade.

Gott sei mit ihm und seinem Wirken für und für!

## Gegrüßet seist Du, Maria!

Sei gegrüßt, Du Gottgeweihte,  
Milder Stern in Graus und Nacht!  
Sei gegrüßt, Gebenedeite,  
Die das Heil uns hat gebracht!

Sei gegrüßt zu jeder Stunde,  
Sei gegrüßt mit Herz und Munde,  
Sei gegrüßt, gebenedeit,  
Mutter der Barmherzigkeit!

Sei gegrüßt in Glück und Freuden,  
Sei gegrüßt in Kreuz und Leiden,  
Sei gegrüßt zu aller Zeit,  
Sei gegrüßt in Ewigkeit!

Br. A.

### Maria Loreto.

Von Schwester Engelberta, C. P. S.  
(Fortsetzung.)

Tiefblauer Himmel und goldener Sonnenschein lachten uns am nächsten Tage entgegen. Frisch und wohlgenut war ich aufgestanden, es war ja nun endlich so weit, wie ich es längst gewünscht hatte. Die Kirche war geweiht, das helle und freundliche Zimmerchen nebenan war für mich zum Wohnen und zum Schlafen eingerichtet. Das Kirchlein ist aus blauen Quadersteinen zusammengefügt und nicht sehr hoch, was wegen des heftigen Sturmwindes hier auf der Bergeshöhe sehr gut ist. Das Dach ist von Wellblech und sehr stark befestigt. Der ehrwürdige Bruder Jakob hatte es ganz besonders fest angeschraubt, denn er wußte ja aus Erfahrung, wie auf manchen Stationen der Sturmwind das ganze Dach mitgenommen hat. Das Türmchen, ein niedlicher Dachreiter, steht recht hübsch aus und glänzt im Sonnenschein wie Silber. Das massiv eiserne Kreuz ist schwarz, weiß, rot gestrichen. Das Portal des Kirchleins ist etwas gewölbt; die hellgestrichenen Doppeltüren machen schon von weitem einen recht guten Eindruck. Vierzehn Fensterchen mit hellgrün gestrichenen Rahmen (je 7 auf einer Seite) lassen Licht und Wärme in die Kirche fluten. Das Nebenzimmerchen hat 2 Fenster und 2 Türen.

Nun wollen wir einmal das Innere des Kirchleins, das zugleich als Schule dienen muß, etwas näher besichtigen. Einfach und einfach ist alles, oder besser gesagt, das Wenige, das darin ist. Der romanische Altar, aus Holz geschnitten, hellbraun poliert, wurde in früheren Jahren von einem Missionsbruder, der Kunstschüler war, gemacht. Ich habe diesen Altar auch deshalb so gern, weil er viele Jahre in der ersten, alten Centocower Kirche stand und die allerersten heiligen Tausen, heiligen Kommunionen unserer ältesten Christen davor stattfanden. Es ist ein altherwürdiger Altar, vor dem ich selbst seit dem Jahre 1890 so oft gekniet, so viele Gnaden, so große und mancherlei Freuden und Trost als Missionschwester erlebt habe. Als ich nach 26 Jahren von Centocow auf ein anderes Arbeitsfeld, in ein anderes Erdreich versetzt wurde, hat mich dieser Altar gleichsam begleitet und ist mit auf die Höhe von Monte Loreto, wie ich unsern Berg scherzweise zu nennen pflege, hinaufgefolgt. Wie mich das freut, kann ich kaum sagen.

Was ist außerdem noch im Kirchlein? Ein sehr schönes Kreuz, an dessen Fuß sich eine Schlange mit dem Paradiesesapfel windet. Dieses Kreuz hat auch schon 30 Jahre auf diesem Altar gestanden. Rechts und links vom Altar hängen zwei große, schöne Herz- und Herz-Maria-Bilder. Die beiden heiligsten Personen schauen so milde hernieder, daß es sich, obwohl ich noch nicht das Glück habe, mit dem lieben Heiland

unter einem Dache zu wohnen, doch recht gut und innig im Kirchlein beten läßt. Die weißgetünchten Wände sind sonst noch ganz leer. Zwei mittelgroße Statuen, eine hl. Mutter Anna und ein hl. Schutzengel, sollten noch nach dem Wunsche der edlen Stifterin beim Altar angebracht werden; leider ist dieselbe während der vergangenen Kriegsjahre gestorben. Eine andere, uns sehr gewogene Wohltäterin, wurde ebenfalls durch diese schreckliche Zeit abgehalten, meine Wünsche zu erfüllen. Daß sie es gerne getan hätte, weiß ich bestimmt. Was ist in dem Kirchlein noch zu sehen? Ein großer Teppich, den seinerzeit edle Frauen und Fräuleins in Münster Mayfeld anfertigten und für den ich heute noch recht dankbar bin; denn derselbe ziert nicht nur die Stufen des Altars, sondern dient zugleich als Schutzmittel gegen die Kälte, die im Winter auf dem kalten Steinboden recht sehr zu spüren ist. Ja, der Fußboden, der läßt eben viel zu wünschen übrig; das jagten alle Besucher und unser hochwürdiger Vater Superior wollte schon einen leichten Zementüberguß über die rauhen Steine machen lassen, aber von dem Gelde der Stifterin (2000 Kronen) blieb ohnehin nichts übrig, ja, es reichte kaum aus. Es mußte noch dazu gegeben werden, weil eben in diesen schweren Zeiten alles so furchtbar teuer geworden ist. Wenn die Stoffe einmal wieder etwas billiger werden, dann wollen wir uns einen großen, langen, dunkelroten Vorhang anschaffen und denselben in der Mitte des Kirchleins anbringen; dann haben wir ein „Presbyterium“ als Betraum und den hinteren Teil, in dem die Bänke stehen, als Schulsaal. Das sind aber erst Pläne; denn — von nichts läßt sich nichts machen.

Allein trotz aller Einfachheit und Leere ist das Kirchlein doch sehr traut und lieblich. In Ermangelung frischer Blumen ist der Altar allerdings nur mit gemachten Blumen geziert. Die liebe Schwester Domitilla hatte für Loreto schon Lilien- und Rosensträußchen gemacht und von einer edlen Wohltäterin bekam ich für das Kirchlein hübsche Tulpen, sowie einen goldenen Blumenkranz, der jetzt den Tabernakel ziert. Diese Blumen sind nicht nur eine Zierde für den Altar, sondern sie sind auch ein lebendiges „Vergißmeinnicht“, dessen Anblick die Beter allezeit anspornt, für die Wohltäter zu beten. Nicht selten kommt so ein kleines, schokoladenbraunes Kaffernkind zum Altar herangetrippelt und betrachtet staunenden Auges das Kreuz, die Bilder, die Blumen und fragt dann: „Wo kommt das her? Wer hat das gemacht? Wer hat das geschickt? Werden diese Blumen niemals welken?“ „Nein, meine Kinder, diese Blumen werden niemals welken, so wenig wie die guten, schönen Taten edler Menschenkinder, die der Herr im Buche des Lebens aufgeschrieben hat.“ Mit der Zeit werden wir, so Gott will, das Kirchlein auch mit wirklichen, duftenden Blumen zieren können.

Außerdem sind ja viele, fromme Menschenblümlein tagtäglich um den Altar versammelt, die da beten und singen; ich glaube sicher, daß diese Blümchen dem göttlichen Meister am allerliebsten sind.

„Drei Dinge“, pflegte ein frommer Dichter zu sagen, „hat uns der liebe Gott noch aus dem Paradiese gelassen: die Blumen, die Sterne und das Auge des Kindes“. Der Dichter hat Recht. Es ist etwas herrliches, in das reine, frische Kindesauge zu blicken, aus dem die Unschuld mild wie Sonnenschein uns entgegenleuchtet; so glänzt kein wolkenloser Frühlingshimmel, so funkelt nicht der silberne Taurotropsen im goldenen Sonnenstrahl, so klar ist kein Bächlein, so tief ist nicht

zu erziehen. Ein Paradiesesgärtlein sollte ich anlegen rings um das kleine Kirchlein Maria Loreto und zwar nicht nur Blümchen der Natur, als da sind: Lilien, Rosen, Veilchen, Vergißmeinnicht usw., sondern Menschenblüten, die da wachsen und gedeihen sollen zur Ehre Gottes, die ihn, den gütigen Vater und Schöpfer, kennen und lieben lernen sollen. Menschenblumen soll ich da pflegen, deren Seele recht bald leuchten soll wie ein glänzendes Sternlein am Himmelszelt. Doch der hellglänzende Stern ist nichts im Vergleich zur Schönheit der Seele eines getauften Kindes. Erkauft durch das Blut eines Königsjohanes — sind diese kleinen schwarzen Kinder durch die heilige Taufnade alle Königsjöhne



Christl. Kaffernfrau mit ihren Kindern.

der blaue See, in dem die schimmernden Sternlein sich beschauen, so könnten nur die Englein blicken, wenn sie Gestalt annehmen würden.

„Was eine Kindesseele aus jedem Blick verspricht,  
So reich ist doch an Hoffnung ein ganzer Frühling nicht,  
Wie uns den Frühling kündigt ein Veilchen schon im März,  
So wirds im Kinde Frühling für dich, o Mutterherz,  
Es wird zur Rose werden in Zucht und Sittsamkeit  
Und dir erneuern auf Erden die eigene ihlingszeit.“  
(Hoffmann.)

Ist es nicht eine Freude, zu beobachten, wie die Knospe schwillt und sich allmählich zur vollen Blüte entfaltet? Die Blumen sind wie unvermischte Spuren einer früheren, paradiesischen Welt, wenig getroffen vom Fluch der Sünde. Sie sind zum Sinnbild der übernatürlichen Vorzüge erwählt, der Gnaden und Tugenden, die eine Seele schmücken und in diesem Sinne singt die Kirche von den Heiligen: „Wie die Lilien werden sie vor dir blühen und wie der Wohlgeruch des Veilchens vor dir sein“. In Erwägung alles dessen habe ich gleich dem Dichter die drei Dinge so lieb: Kinder, Blumen, Sterne. Von jetzt an soll mein Hauptgeschäft darin bestehen, recht viele kleine schwarze Schäflein um mich zu sammeln, sie zu unterrichten und

und -töchter geworden, und ich darf ihnen Mutter sein, Lehrerin, Erzieherin und Leiterin; welch ein Glück, welch ein süßer Trost erfüllt mich, wenn ich dieses alles bedenke! Bei diesem Gedanken fühlen die guten Missionare, die treuen Missionsschwestern keine Entsaugung, keine Einsamkeit, keine Opfer, keine Mühen und Strapazen mehr, — sie sehen nur noch die leuchtenden Sterne, die unsterblichen Seelen, in ihrer Schönheit vor sich und um diese zu retten, wollen sie ihr Leben zum Opfer bringen.

Die freundlichen Leser und Leserinnen werden mir schon verzeihen, daß ich zuweilen vom wirklichen Thema abweiche, aber ich kann nicht anders, ich möchte so gern alle meine Eindrücke, alle meine Stimmungen, meine Hoffnungen, meine Leiden und Freuden anderen mitteilen; ich weiß ja, daß ich manche Gleichgesinnte, manche tiefühlende und edelgesinnte Menschen treffe, die mir diese Mitteilbarkeit nicht übel nehmen werden. O, ich weiß es, es gibt so viele liebe Menschen unter der Sonne, da und dort, hüben und drüben und diese Geistesverwandtschaft findet sich überall zusammen und versteht sich gut zu einander. Man ist reich, wenn man ein mitteilbares Herz hat. Was wir draußen gesehen

und erfahren haben, das sollen wir nicht verschließen. wie viele es tun, sondern es ausgeben. Freundlich muß man sein, Interesse muß man haben, dann ist man reich.

Ein Freundeswort, ein Hauch, der Saiten rührt,  
Sein Wehen hast du kaum verspürt,  
So fühlst du der ganzen Seele Schwingen  
In zarten Lauten dankbar widerklingen."

So jagt ein edler Dichter und großer Menschenkenner. Hat er nicht recht? Ganz gewiß. Doch nun wieder zurück, hinauf auf die stille Bergeshalde, zur glücklichen Einsiedlerin inmitten der schwarzen Kinder.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tauftag ist im Heidenlande ein größeres, mehr Eindruck machendes, religiöses Erlebnis, als in einem altchristlichen Lande. Er ist ein Markstein, ein Wendepunkt im Leben.

Tritt während der Vorbereitungszeit für einen Katechumenen eine bedenkliche Krankheit ein, so ist gewöhnlich seine Umgebung unterrichtet genug, um ihm die Nottaufe zu spenden.

So taufte die Frau eines Katecheten den obigen Agnes; sie taufte ihn auf den Weibernamen Agnes, weil sie selbst Agnes hieß, unbekümmert um europäischen Gebrauch und Geschmack.



Turnstunde in Mariathal.

### Der Agnes.

Von Br. Otto, R. M. M.

Drüben in Emopela lebt ein Christ, ein Kaffer, der kurzweg „der Agnes“ heißt.

Wir Europäer unterscheiden Männernamen wie: Heinrich, Albert von Frauennamen: Berta, Emma und es besteht für den Europäer kein Grund, in Afrika diese seine gewohnte Anschauung und Sitte aufzugeben.

Nun wird heute das Kaffernland von Grund auf umgebrochen; alte Leute erhalten plötzlich neue Namen. Heute heißt einer „Molosi“, morgen hört er auf den Namen „Anton“. Das kommt daher, weil bei der Taufe der Rufname geändert wird.

Die Kaffern stehen augenblicklich vor der Kirchentür. Bevor ein Kaffer Christ werden kann, muß er unterrichtet sein, dann erst kann er getauft werden. Nicht immer sind es Kinder oder alte Leute, die zur Taufe kommen, sondern auch junge Männer in den besten zwanziger Jahren nehmen die Taufe an.

Es ist rührend zu hören, wenn man zufällig auf einen etwa fünf- und zwanzigjährigen Kaffer trifft und erfährt, daß morgen sein Tauftag sei.

### Die Winterschule der schwarzen Lehrer in Mariannhill.

Von P. Paulus Quiotet, R. M. M.

Um die schwarze Bevölkerung in Natal, Süd-Afrika, zu heben, geben sich die Schulinspektoren alle Mühe; nicht allein, daß die Forderungen für die einzelnen Jahrgänge der Eingeborenen-Schulen immer höher gestellt werden, veranstaltet man in den langen Winterferien auch einen Lehrkurs von ungefähr zehn Tagen für die schwarzen Lehrer, die sogenannte Winterschule. Dieselbe hat den Zweck, durch fortlaufende Vorträge theoretischer und praktischer Natur in verschiedenen Lehr-Gegenständen den Lehrern größere Kenntnisse beizubringen und ihnen einen besseren Einblick in verschiedene Handwerke zu verschaffen. Die Regierung will nicht nur, daß sie theoretisch-wissenschaftlich in ihrem Fache auf der Höhe sind, sondern sie will vor allem auch fleißige, praktische Arbeiter aus ihnen machen, die Land und Leuten Nutzen bringen.

Die Winterschule wurde zum erstenmale im Jahre 1918 in der Adams-Mission bei Amanzimtoti abgehalten; diese Missionsstation wurde nach seinem ersten

protestantischen Missionar Adam benannt, welcher im Jahre 1848 von Amerika hierher kam und daselbst seine Missionstätigkeit eröffnete. An diesem Kurs der ersten Winterschule beteiligten sich 75 schwarze Lehrer und Lehrerinnen, obschon sich gegen 100 gemeldet hatten. Die Behörden der Adams-Mission hatten den Oberinspektor Dr. Loram auch für das kommende Jahr 1919 zur Abhaltung der Winterschule freundlichst eingeladen, aber dem Oberinspektor lag für das Jahr 1919 ein anderer, noch besserer Plan am Herzen, nämlich dort die Winterschule zu halten, wo die verschiedenen Handwerke praktisch geübt werden und wo eine Industrieschule für die eingeborenen Lehrer errichtet werden könnte. Und dieses konnte er nur in Mariannhill finden; denn in ganz Südafrika ist die katholische Mission Mariannhill das größte Zentrum der eingeborenen industriellen Tätigkeit, wo nicht bloß theoretisch unterrichtet wird, sondern hauptsächlich praktisch die verschiedensten Handwerke, Gewerbe und Künste geübt werden. Der Oberinspektor Dr. Loram teilte daher seine Idee dem Hochw. P. Bernard Guß, Direktor des Mariannhiller Lehrerseminars mit, und P. Bernard legte diesen Plan dem hochwürdigsten Vater Abt vor, welcher ein großer Förderer von Wissenschaft und Kunst ist. Bald darauf erging die freundliche Einladung an die Lehrer. So wurde denn im Jahre 1919 die Winterschule zum zweitenmale gehalten und zwar in Mariannhill in der Zeit vom 7. bis zum 18. Juli. Die Leitung derselben übernahm der Oberinspektor Dr. Loram. Es hatten sich für diesen Kurs 350 Lehrer und Lehrerinnen angemeldet. Es konnten aber nur 207 Aufnahme finden, weil die Missionsgebäude der St. Franziskus- und St. Anna-Schule nur für so viele Personen Raum boten. Am Samstag, den 5. Juli, kamen fünf Schulinspektoren aus dem Natal-Bezirk und die meisten Lehrer; ihr Gepäck wurde mit zwei großen Missions-Wägen von der Bahnstation Pinetown abgeholt. Abends 7 Uhr fanden sich alle Kurs-Teilnehmer zum Abendessen ein. Um 1/29 Uhr versammelten sich alle zum ersten Mal in der geräumigen Franziskus-Schulhalle. Mr. Dr. Loram hielt eine Ansprache an dieselben, worin er ihnen Zweck und Ziel der Winterschule kurz auseinandersetzte. Am folgenden Tage, Sonntag, begaben sich um 10 Uhr nicht bloß die katholischen Lehrer, sondern auch viele protestantische Lehrer und Lehrerinnen zum Gottesdienst in die herrliche, katholische St. Josephskirche, während die übrigen Protestanten in der Schule ihren Gottesdienst hielten. Am Nachmittag wurden alle gezählt, ihre Namen aufnotiert und die nötigen Instruktionen für die kommenden 10 Tage gegeben. Hierauf wurden sie in zwei Abteilungen A und B abgeteilt; dies geschah aus dem Grunde, weil früh von 7—1/29 Uhr die Abteilung A theoretischen Unterricht in der Franziskus-Schule erhielt und zur selben Zeit die Abteilung B praktisch mit Handarbeiten in den verschiedenen Werkstätten beschäftigt war, während am Nachmittag von 2—1/4 Uhr die Abteilung A mit der Abteilung B die Beschäftigung wechselte. Die Tagesordnung war so festgesetzt: Um 1/27 Uhr wurde aufgestanden, von 7—1/29 Uhr hatten die beiden Gruppen A und B ihre entsprechende Arbeit, von 1/29 bis 1/210 Uhr war Frühstück und freie Zeit; von 1/210 bis 10 Uhr wurde nach Gebet und Liedern eine kurze Ansprache von verschiedenen Persönlichkeiten gehalten. Von 10—11 Uhr wurde in verschiedenen Lehrfächern Unterricht erteilt. Um 1 Uhr fand das Mittagessen statt. Von 2—1/4 Uhr waren die beiden Gruppen A und B

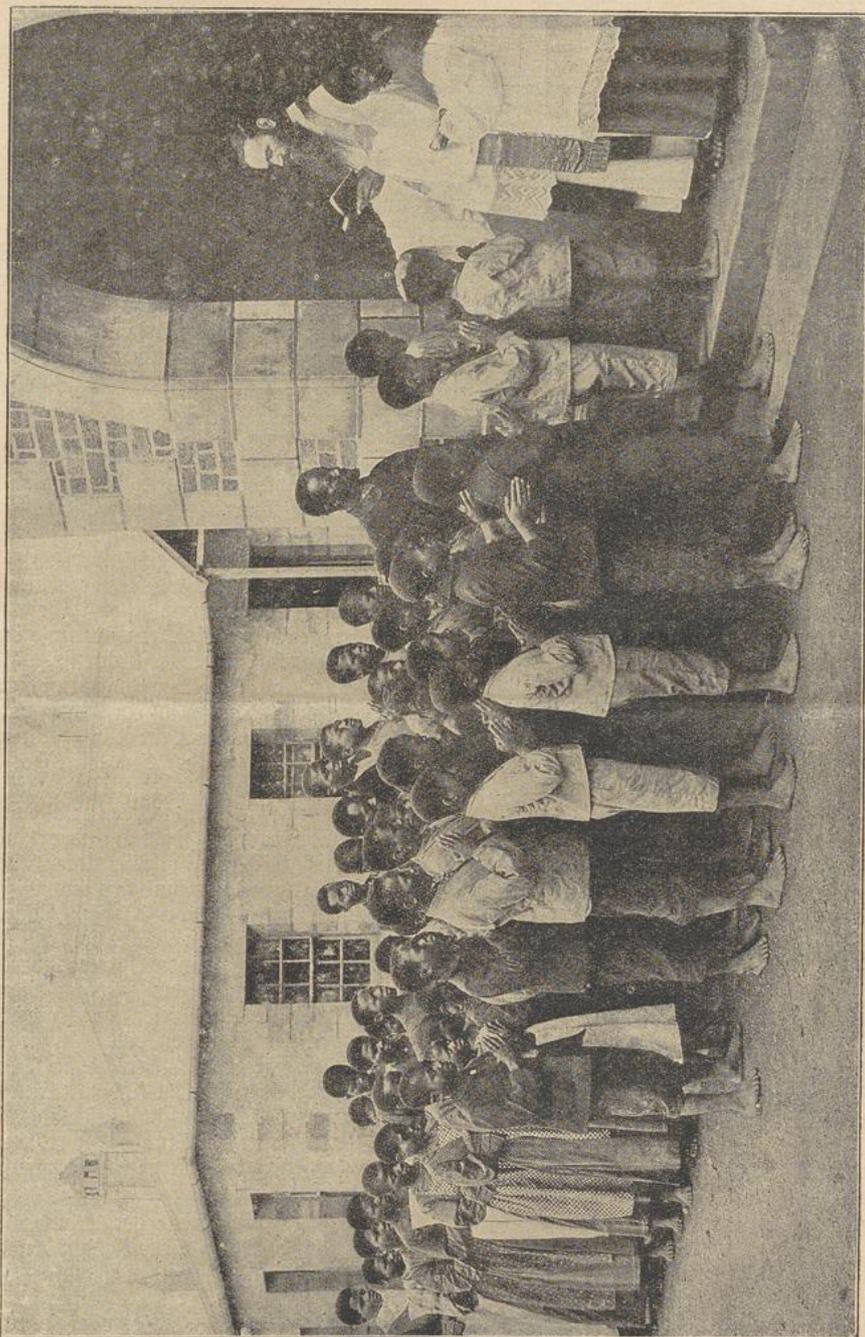
entsprechend mit Arbeiten beschäftigt. Die Zeit von 4—6 Uhr wurde im Freien, meistens auf dem großen Spielplatz mit Fußball-Spiel etc. zugebracht. Nach dem Abendessen fanden bis 9 Uhr in der Schule die Debatten und Besprechungen über verschiedene Gegenstände (Schule und Lehrer betreffend) statt. Hierauf begaben sich alle zur wohlverdienten Ruhe.

Die Ansprachen fanden um 1/210 Uhr vormittags nach Gebet und einem gesungenen Hymnus statt. Am 7. Juli hielt der hochwürdigste Vater Abt Gerard Wolpert die Eröffnungsrede; er begrüßte die Inspektoren und Lehrer und ermahnte die schwarzen Lehrer, sie möchten mit voller Aufmerksamkeit während dieser 10 Tage an ihre anstrengenden Arbeiten gehen; denn sie seien nicht zum Vergnügen hierher gekommen; sie möchten ihre Pflicht treu erfüllen, mit ihren Lehrern zusammen arbeiten, um so großen Nutzen aus der Winterschule zu ziehen. Am 8. Juli sprach Herr Charles Wheelwright, erster Beamter für die Eingeborenen-Angelegenheiten, über die Arbeit, welche die Regierung für die Lehrer getan hat. Am 9. Juli sprachen die Schulinspektoren Mr. Malcolm und Mr. Foswitt über die Beziehungen der Lehrer zu ihren Schulinspektoren und über die Verantwortlichkeit der Lehrer. Am 10. Juli erklärte Inspektor Mr. Gebers die Parabel vom Sämann in Anwendung auf die schwarzen Lehrer. Am 11. Juli sprachen Mr. Payne, Stadtverordneter von Durban und Mr. Blayfair über verschiedene Tugenden und Fehler bei Weißen und Schwarzen. Am 12. Juli sprach unser Hochw. P. Cyprian über die notwendigen Dinge in Glaubenssachen bei den schwarzen Christen und über den praktischen Glauben. Am 14. Juli, Montag, erklärte Inspektor Mr. Malcolm die Parabel von den Talenten. Am 15. Juli legte Mr. Bondell, erstes Parlaments-Mitglied und Arbeiterführer in Durban, in kurzer Rede dar, daß der beste Platz für die industrielle Tätigkeit unter den Eingeborenen selbst wäre. Am 16. Juli hielt der katholische Bischof Delalle die Ansprache; er anerkannte das große Werk, das für die Erziehung der Schwarzen geleistet wird und stellte den Lehrern die wichtige Aufgabe vor Augen, daß sie mit den Missionären Hand in Hand mitarbeiten müßten, daß sie Führer ihres Volkes sein sollten, auch auf dem Wege der industriellen Entwicklung etc. Am 17. Juli erzählte der anglikanische Erzdiakon Johnson (von der Mission St. Augustin im Zululand) seine Erlebnisse unter den Schwarzen während seiner 24 Jahre. Es waren eine Reihe berühmter Männer von verschiedenen Gegenden Südafrikas, Oberlehrer, Direktoren von Basutoland, von der Cape Colonie, vom Zululand, von Natal, zu der Winterschule nach Mariannhill gekommen; sie weilten als Gäste daselbst oder hielten ab und zu einen Vortrag.

Bezüglich der praktischen Arbeit fanden die Lehrer genug Gelegenheit, in den verschiedensten Werkstätten des Klosters sich zu beschäftigen. Die fünf Schul-Inspektoren gingen mit gutem Beispiel voran und arbeiteten in der Schreinerei, Steinhauerei, Schusterei etc. Gegen 43 Lehrer besuchten die Holzverarbeitungsschule unter Leitung des Br. Marcellus und lernten die verschiedenen Holzarbeiten; nachdem sie die verschiedenen Instrumente kennen gelernt hatten, fingen sie an zu hobeln, zu sägen, allerlei Hausgeräte zu verfertigen etc. Andere Lehrer versuchten ihre Kunst in der Schreinerei unter Führung des Br. Siegfried. Andere arbeiteten beim Br. Theodor in der Wagerei. Andere

mühten sich ab in der Steinhauerei, wo sie Br. Candidus anleitete, die harten Steine mit dem Meißel zu bearbeiten. In der Schusterei unterrichtete Br. Engelmar die Lernbegierigen im Herstellen von Sandalen, Schuhen, im Reparieren von Schuhwerk

Weiden, Palmen und so weiter herzustellen. Die Werkstätten: Schmiede, Klempnerei, Wagnerei, Schreinerei, Glaserei, Bäckerei, Gerberei usw. stehen nebeneinander; dies gefiel auch dem Ober-Inspektor sehr. Darum fasste er den Plan, in Mariannhill eine



Taufe in Mariis Stella. (P. Leonhard † 1919).

etc. Andere arbeiteten in der Schneiderei unter Leitung des Br. Benignus. Andere wollten die Korbflechterei lernen etc. Die Lehrerinnen wurden unter der Leitung der Schwester Ignatia und des Fräuleins Hopkinson in den verschiedensten Hausarbeiten unterrichtet. Sehr besucht war die Korbflechterei, wo man lernen konnte, allerlei Körbe, Matten, Stühle usw. aus

Industrie-Schule für Schwarze zu errichten. In seiner ersten Ansprache betonte darum der Oberinspektor, daß das Kloster Mariannhill das einzige Institut in ganz Südafrika ist, das mit seinen zahlreichen Werkstätten in so vortrefflicher Weise dasteht. Das Missionskloster hat noch dazu die Post, Telegraph, Telephon, so daß man mit aller Welt in Verbindung treten und alles

Notwendige rasch besorgen kann. Für die Errichtung der Industrie-Schule in Mariannhill sind bei der Regierung schon Schritte getan worden, und am 4. Febr. 1920 wird dieselbe eröffnet werden. Die Vorlesungen, welche von den Inspektoren während der Winterschule gehalten wurden, verteilen sich folgendermaßen: Der Oberinspektor Dr. Loram hielt seine Vorträge über die Schulverwaltung und über Erziehungsgrundsätze. Mr. Dumbrell vom Umpumulo-Seminar sprach in seinen Vorträgen über die Lehr-Methode und die neue Unterrichtsweise in den Tageschulen. Rev. Fr. Bryant trug die Geschichte des Zuluvolkes vor. Mr. Malcolm sprach über den fortschreitenden Unterricht im Kaffrischen. Mr. Reid hielt Vorträge über Physiologie und Hygiene und über allgemeine Natur-Studien. Mr. Nowitt hielt Vorträge in Arithmetik und Geographie; Mr. Harle hielt dieselben in Geschichte, Englisch und Gesang. Der Direktor des Mariannahiller Lehrerseminars, R. B. Bernard Guß, hielt Vorträge über Ackerbau, welche auf Verlangen des Oberinspektors in eigener Broschüre herausgegeben werden. Mr. Thomas vom Adams-Seminar gab Unterricht im Flechtwerk. Schwester Ignatia erteilte Unterricht in der Korbflechterei, Mattenflechterei und ähnliches. Die Lehrerinnen wurden in der Haushaltung, im Kochen, Baden, im Behandeln von Kranken und Verwundeten etc. von der Lehrerin Miß Hopkinson unterrichtet. Abends nach dem Abendessen fanden in der Schulhalle unter Leitung des Mr. Gebers die Debatten und Diskussionen statt. Bei Besprechung der Thematata, welche alle das Schul- oder Lehrfach zum Gegenstand hatten, konnten die schwarzen Lehrer „frank und frei“ ihre Meinung kundgeben, und das taten sie auch ganz ungeniert. Auf diese Weise lernten die Inspektoren auch besser die Ansichten der Lehrer kennen. So wurde z. B. eines Abends über das Thema disputiert, ob man die (kaffrischen) Schulen nach europäischem Muster einrichten solle; ein anderes Mal, daß man Regierungs-Schulen und schwarze Inspektoren haben möchte und so fort. An zwei Abenden wurden Theaterstücke „Der verlorene Sohn“ und „Die hl. Elisabeth“ von Mariannahiller Schulkindern aufgeführt, welche den größten Beifall der Weißen und Schwarzen fanden. Die Schwarzen besitzen eine natürliche Anlage für Dramatik, Theaterstücke etc. Selbst die Inspektoren waren ganz überrascht von der Leistung der Kafferkinder.

Am Freitag, 18. Juli, hatten alle Lehrer ein schriftliches Examen aus den gehörten Vorträgen zu bestehen, das den ganzen Vormittag in Anspruch nahm. Nachmittags und abends traten sie ihre Heimreise an. Alle waren voll Freude und Dank über die glänzend verlaufene Winterschule in Mariannhill.

### Schlangenabenteuer.

Von Br. Adrian Bellazino, R. M. M.

Eine Natalzeitung berichtete folgende Begebenheit mit Schlangen: „In der Nähe einer Farm waren Arbeiter mit Graben beschäftigt. Da bemerkte einer, wie eine Schlange ihren Kopf aus einem Loch hervorstreckte. Ein Schlag mit dem Spaten ging fehl und das Reptil zog sich wieder in seinen Schlupfwinkel zurück. Die Arbeiter gruben nun in dem Loch nach und sie brachten auch nach und nach eine ganze Schlangenfamilie an das Tageslicht, im ganzen 63 Schlangen, die sie alle töteten. Als nun die Arbeiter in dem Glauben, die ganze Brut vernichtet zu haben, sich entfer-

nen wollten, lugte wieder ein Schlangenkopf aus dem Loch hervor. Es war die alte Schlangemutter, ein fürchterliches Ungetüm, das, wie sich hernach herausstellte, vom Kopf bis zum Schwanzende ca. 9 Fuß maß. Merglich bewegte sie den Kopf hin und her; sie hielt anscheinend nach ihrer verschwundenen Sippschaft Ausschau. Als sie merkte, daß mit ihrer Brut etwas Schlimmes vorgegangen sei, kam sie hervor und wollte die Männer angreifen. Doch diese machten ihr mit Schaufel und Spaten schnell den Garaus. Jetzt kam auch noch der Alte der Schlangenbande, ein Ungetüm von einer Schlange, hervor und begeisterte die Männer. Auch sie wurde erschlagen. So waren binnen einer Stunde die alte Schlange, die Schlangemutter und 63 Nachkommen erlegt worden.“

Der gefürchtete „Löwe“ unter den südafrikanischen Schlangen ist die Mamba. Man hat schon von Fällen gehört, in denen sie Reiter verfolgte und in denen es diesem nicht möglich war, dem arglistigen Feinde zu entkommen, der sie auf der Flucht einholte und in die Hüften biß. Will die Mamba einem wütenden Wald- oder Grasfeuer entweichen, dann erteilt sie mit solcher Schnelligkeit, daß es von ferne aussieht, als ob sie über die Spitzen der Grashalme und niedrigen Büsche hinwegspringe. Ueber dieses schreckenerregende, giftige Tier ist in einem Spezialwerke über südafrikanische Schlangen (F. W. Fitzsimons) zu lesen: „Die Mamba (*Dendraspis angusticeps*) unterscheidet sich in zwei Arten, in die schwarze und in die grüne, jedoch ist die erstgenannte nicht im eigentlichen Sinne des Wortes schwarz, sondern mehr bräunlich. Die schwarze Mamba ist die gefürchtetste Schlange in Natal. Furcht und Schrecken bemächtigt sich der Gemüter, wenn eine Mamba sich in der Nähe bemerkbar macht. Zu gewissen Zeiten sind sie sehr gefährlich und greifen für einen jeden an, der den Mut hat, sie herauszufordern. Durch Ratten, Mäuse, junge Hühner angezogen, schleichen sie um die Wohnungen der Menschen herum und wer sie angreift, muß wohl auf der Hut und gut bewaffnet sein, will er nicht sein Leben aufs Spiel setzen. Die Mambas sind gewöhnlich 8 bis 9 Fuß lang; doch sind auch schon solche von 13 Fuß Länge getötet worden; ja man will sogar solche von 20 Fuß Länge gefunden haben. Die grünen Mambas werden in Wäldern und Büschen gefunden, die schwarze Mamba dagegen macht Streifzüge im Freien und dringt sogar in die Wohnungen der Menschen ein. Es ist etwas gewöhnliches, sie im Strohdach alter Gebäulichkeiten, sowie im Schutt und Auskehricht zu finden. Eine junge schwarze Mamba von 18 Zoll besitzt genügend Gift, um eine große Ratte in einer Stunde zu töten. Im ersten Jahre wachsen sie sehr schnell und erreichen eine Länge von 6 Fuß.“

Bevorzugte Ruheplätze der Mambas sind die Nester dichtbelaubter Bäume. Häufig winden sie sich um die überhängenden Nester auf den schmalen Waldpfaden, die die Eingeborenen stets einzeln, einer hinter dem andern passieren. Hier werden sie eine große Gefahr für den unbehutenden Wanderer. Schon mancher Schwarze fand seinen Tod durch den Biß einer giftigen Schlange im Kopf, Nacken oder in der Schulter, wenn er im Walddesdicht sich bewegte, wo ein solcher Feind verborgen lauerte. Die schwarze Mamba hat gewöhnlich einen sicheren Schlupfwinkel, wohin sie sich zurückzieht, wenn sie gestört wird. Wird sie aber im Freien überrascht, und trifft es sich dann, daß man zwischen ihr und ihrem Verstecke sich befindet, dann wird sie nicht,

wie gewöhnlich die Tiere tun, in entgegengesetzter Richtung davoneilen, sondern mit entsetzlicher Schnelligkeit auf den Feind hinschießen. Wenn die Mamba in dieser Weise handelt und man zu keiner Verteidigung gerüstet ist, dann ist es das Beste, ohne einen Augenblick zu verlieren, sich schnell im Zickzack zu bewegen. Während die Mamba in größter Schnelligkeit dahinfließt, kann sie mit vollkommener Leichtigkeit links und rechts beißen, ohne augenscheinlich ihre Eile im geringsten zu mäßigen. Wer einer Mamba in den Weg tritt, die nach ihrem Lager eilt, setzt sich übergroßer Gefahr aus, selbst dann, wenn er bewaffnet ist. In solchen Augenblicken sind die Nerven zu aufgeregt, so daß selbst ein guter Schütze das Ziel verfehlen kann. Es ist keine Zeit, ein zweites Mal zu laden und oft nicht einmal eine Sekunde Zeit zum Zielen für den zweiten Schuß, wenn man ein Doppelgewehr besitzt, bevor nicht die Schlange schon vorbei ist und im Vorbeischnellen ihr tödliches Gift eingesenkt hat.

In der Nähe des Zugeslaufes war einst ein Zulumädchen mit dem Aufrollen der Schlafmatten und dem Auskehren der Hütte beschäftigt. Plötzlich ließ sich zum nicht geringen Schrecken des Mädchens eine große Mamba vom Strohdach der Hütte auf den Boden herab. Das Mädchen schrie und trock in einen Winkel der Hütte. Die Schlange war zwischen ihr und dem kleinen Hüttingang. Gerade im kritischen Augenblick kam der Lieblingshund des Mädchens zur Türe herein. Er griff die Schlange sofort an. Die Schlange versetzte dem Hunde Biß auf Biß, während dieser die Schlange grimmig im Maule hielt. Nach ein bis zwei Minuten begann das Gift seine bekannten tödlichen Wirkungen zu äußern. Das treue Tier wankte und brach zusammen, aber mit äußerster Anstrengung hatte es die Schlange noch so gründlich zugerichtet, daß diese machtlos war, zu entkommen oder das Mädchen anzugreifen. Das Mädchen aber schlich an ihr vorbei und entkam glücklich."

### Gott bei den Zulusprechenden Völkern.

Von P. W. Wanger.  
(Fortsetzung.)

Auch scheint eine Art von feierlichem Opfer dem wahren Gott zu gelten unter dem Namen umZimu, der sich buchstäblich (mit Wechsel von z zu d) mit dem Gottesnamen moDimo, in Zuluschreibung muDimu, der Basuto, eines Nachbarvolkes der Zulu, deckt. Es ist das große Regenopfer. Allerdings hat sich auch da Aberglaube eingeschlichen; denn die Kinder, die als Opfertiere dienen, müssen ganz schwarz sein ohne ein Fleckchen von anderer Farbe, damit sie schwarze, also regenschwere

Wolken bringen. Das Gebet aber an den umZimu ist ein Gebet zum wahren Gott. Ein derartiges feierliches Regenopfer, das vor etwa hundert Jahren Tshaka, der berühmte Zulukönig, darbrachte, lebt heute noch im Volksmund fort.

Von solchen Ausnahmen abgesehen, dreht sich die wirkliche und wirksame „Religion“ des Zuluheiden um



Das Pfingstfest. Von A. v. der Weiff.  
Photographieverlag der Photographischen Union in München.

jeine verstorbenen Verwandten. Ich vermeide absichtlich den sonst allgemein gebrauchten Ausdruck „Ahnenkult“; denn ein kürzlich verstorbener Blutsverwandter ist kein Ahne, und ist, oder wird trotzdem ein idhlozi. Diese verstorbenen Verwandten oder amadhlozi werden aber nur insoweit vergöttlicht, als i h n e n, und nicht mehr dem uMkulunkulu Opfer und Gebete dargebracht werden. Trotzdem fällt es keinem Zulu, alt oder jung, ein, die amadhlozi auf gleiche Stufe mit dem uMkulunkulu zu stellen; richtet man an ihn eine diesbezügliche Frage, so wird er, ohne sich zu besinnen, sagen: uMkulunkulu ist für sich, und die amadhlozi sind auch für sich. Sie nehmen in seinem Gedankengang vergleichsweise eine ähnliche

Stellung zum Ukulunkulu ein wie unsere Heiligen Gott gegenüber; doch, wie jedes, so hinkt auch dieses Gleichnis.

Andererseits sind diese amadhlozi eine recht menschliche Gesellschaft. Sie bekommen Hunger und Durst, und dieser Hunger und Durst muß mit Opferfleisch und Opfervier gestillt werden. Sie sind wohlwollend, und noch öfter böshaft (während dem Ukulunkulu nie Bösheit zugetraut wird), umso mehr Grund, ihnen feiſzig zu opfern, um sie bei gutem Humor zu erhalten. Gelegentlich schlafen sie, weshalb der Kraalherr in Ausübung seines Priesteramtes in der Not, z. B. in der schweren Stunde einer seiner Frauen, zu dem Mittel greift, „die Hütte zu schlagen“, sei es mit den Füßen oder mit einem Stod, und zwar in ihrem ganzen Umkreis, um so die Herren und Frauen amadhlozi aus dem Schlafe aufzurütteln. Sind sie aber trotz zahlreicher Opfer nicht zu Willen, so werden sie nicht mehr gepriesen, sondern „ausgezankt“. Endlich können die „Herren“, wie die amadhlozi gewöhnlich genannt werden, gleich den Sterblichen verzaubert und beherzt, oder wie der technische Ausdruck heißt, „schwarz gemacht werden“, und es erfordert dann einen langwierigen Prozeß, bis sie wieder „weiß werden“.

Das Priesterium ist geteilt. Die Opferpriester sind die Kraalhäupter und der König, wie bereits gesagt. Die Priester und Priesterinnen hingegen, denen das Prophetenamt obliegt, die also dem „Laienvolk“ die Aussprüche und den Willen der amadhlozi verdolmetschen und verkünden, bilden eine eigene, nicht erbliche Klasse; sie werden mit dem allgemeinen Namen abangoma bezeichnet, der sich ganz mit dem biblischen Sinn von „Prophet“ deckt; nur ist eben in einem Fall Gott die inspirierende Quelle, und im andern dem heidnischen Glauben gemäß die amadhlozi.

Außer diesem amadhlozi-Überglauben huldigt der Zuluheide noch einer Anzahl von abergläubischen Einbildungen, die teils mit den amadhlozi zusammenhängen, teils nicht. Doch davon haben wir hier nicht zu handeln.

Was für uns von Wichtigkeit ist, ist die Tatsache, daß beides, die überlieferungsgemäße Kenntnis des wahren Gottes und das amadhlozi-Heidentum miteinander nebeneinander bestehen, wenn auch dieses Heidentum die wahre Gotteskenntnis in die Ecke gedrängt hat. Nach einem jahrtausende langen Fortwuchern des Heidentums ist es daher auch gar nicht zu verwundern, wenn nicht jeder einzelne zulusprechende Eingeborene die Überlieferung über den wahren Gott gleich gut kennt. Zudem scheint manches dafür zu sprechen, daß es hierin bei den Zulus ähnlich bestellt war wie bei den Masai Ostafrikas. Von diesen hat Merker („Die Masai“, Berlin, 1910) nachgewiesen, daß nur ein gewisser Stamm die Hut und Pflege der Tradition über die Gotteslehre unter sich hat, sodaß man unwillkürlich an die Leviten des alten Bundes erinnert wird. Worüber man sich aber ehrlich wundern muß, ist das, daß die zulusprechenden Völker trotz des Wustes von Überglauben noch soviel vom wahren Gott wissen, als sie wollen.

Hören wir nun einige  
Aussagen der Eingeborenen über  
Ukulunkulu.

Die Legende vom Chamäleon als göttlichen Boten ursprünglicher Unsterblichkeit des Menschen und vom Salamander als göttlichen Boten späterer Sterblichkeit beginnt in einer ihrer Fassungen mit den Worten: „Am Anfang schuf Ukulunkulu Himmel und Erde“,

also mit den ersten Worten der Bibel. Man kann natürlich behaupten, daß dieser Wortlaut sich auf christlichen Einfluß zurückführe, doch behaupten heißt nicht beweisen. Aber angenommen, es sei nicht der überlieferte Originalwortlaut, so ändert das nichts an der Tatsache, daß die angestammte Tradition übereinstimmend den Ukulunkulu als denjenigen bezeichnet, der den Himmel und die Erde schuf (dala) oder machte (enza) oder formte, bildete (humba) oder hervorbrachte (veza). Dala deckt sich vollständig mit unserem „erschaffen.“ Der Missionar, der sonst seinen Katechumenten gar vieles Neue zu jagen hat, jagt ihnen nichts Neues, wenn er dala definiert als „etwas machen, ohne daß zuvor etwas dagewesen wäre, aus dem es gemacht würde“, sie wußten es von Vater und Mutter, denen es ihre Eltern und Voreltern gesagt, lange ehe es ihnen auch der umfundi (Missionar) sagte.

Die „Älten“ jagen: „Ukulunkulu hat alles gemacht.“ „Ukulunkulu hat alles hervorgebracht, auch das Rind, alles, auch die Tiere des Feldes.“ „Ukulunkulu ließ am Anfang die Erde wachsen und dann ließ er die Berge wachsen, das Wasser, die Hirse, das Gähre, das Rind und Alles.“ Ähnliche Aussagen über die Schöpferfähigkeit des Allergößten Himmelsgottes ließen sich häufen.

(Fortsetzung folgt.)

## Südafrikanische Briefe.

Von Br. Otto, R. M. M.

II.

Um einen Einblick in unsern Missionsbetrieb zu erhalten, braucht man bloß das Studium der Kleiderfrage etwas enger und schärfer durchzuführen.

Es ist keineswegs für die christliche Lebensführung gleichgültig, ob die Gläubigen einer Gegend wohlgekleidet sind oder nicht. Hier stellt das Christentum eben bestimmtere Forderungen, als das laze Alt- oder Neuhidentum.

Den Gebrauch von Kleidern bei einem barbarischen Volke als Sitte einzubürgern, ist kaum eine Sache, die sich im Handumdrehen erledigen läßt. Der praktische Zweck des Kleides ist in einem warmen Lande nicht allzu überzeugend und wird entkräftigt durch die Einwände, daß diese Sitte eine bis jetzt unbekannt Last sei, mehr Arbeit erheische und, da nun einmal das Geld da ist, auch Geld koste.

Um hier durchzukommen, blieb nur übrig die Kaiserkinder in die Schule zu nehmen und sie natürlich auf eigene Kosten zu nähren und kleiden. Heute ist das für den Bezirk Mariannhill nicht mehr nötig. Die Mariannhiller Kinder kommen um 8 Uhr in die Tageschulen und gehen um 3 Uhr wieder heim.

Leise, wie das organische Wachsen einer Pflanze, bilden sich hier Gewohnheiten aus. Eine solche neue Gewohnheit ist der Schulgang.

Vor dem Schulgang ist manches zu besorgen; man hat sich ordentlich anzukleiden; dann muß das Gähnen mit Speise gefüllt werden; denn das Mittagessen ist von zu Hause mitzubringen.

Das Zulu-kind bekommt so recht frühzeitig ein entsprechendes Bündel von Pflichten zu tragen; es gewöhnt sich an, auch an den kommenden Tag zu denken und das kann nur heilsam wirken. Es lernt selbsttätig zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Orte sein; eine

Forderung, welche der Alt-Kaffee so schlecht zu erfüllen vermag.

Aus diesem Mangel rangiert der Alt-Kaffee hinter dem indischen Kuli. Das Kulturelement, zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Orte zu sein, besitzt der Kaffee nur in schwachen Ansätzen, aber jede Steigerung eines Elementes ist Kulturfortschritt.

England kennt keinen Schulzwang und so kann man bloß mit moralischen Gründen auf die Eltern einwirken, damit sie ihre Kinder zur Schule schicken. Der Besuch der drei Mariannahiller Tageschulen ist hinreichend gut. Auf der Farm Mariannahill wohnen rund 280 Familien und ebensoviele Kinder möchten die Tageschulen besuchen; es sendet also jede Familie jährlich wenigstens ein Kind zur Schule.

Würde einmal in einer deutschen Landgegend der Schulzwang aufgehoben werden und würden dann die Kinder gezählt, die in der Schule sind — das Resultat wäre etwas verblüffend.

Wie man sieht, stehen die christlichen Mariannahiller Kaffern jedenfalls kulturell auf einer höheren Stufe, als ihre etwa eine Stunde entfernten Stammesgenossen an der Location. Nun glaube doch niemand, diese Mariannahiller Kaffern wären aus eigener Initiative auf diese Höhe gestiegen.

Vor beiläufig 33 Jahren zog ein kleiner Trupp deutscher Handwerker, Landwirte nach London, um sich nach Südafrika einzuschiffen. Sie wollten in Mariannahill eintreten. Unter ihnen befand sich auch ein Weber aus der Taubergegend. Die Reisenden nahmen in London ihre Herberge im deutschen katholischen Gesellenhause. Der Kellner, wohl ein Deutscher, frug sie über ihr Ziel und ihre Absichten aus. Als sie sagten, sie wollten nach Südafrika, um dort an der Befehrerung der Kaffern mitzuarbeiten, so erregte diese Antwort nur Lachen. Der Lacher hatte in seiner Art Recht. Es bestand auch, realistisch gesehen, keinerlei Aussicht, wie schlichte deutsche Handwerker irgendwelche Einwirkung auf die Eingeborenen von Südafrika ausüben könnten. Doch die Zeit hat auch jenen Handwerkern Recht gegeben.

Jener Weber aus der Taubergegend hatte stark auf die Kaffernbevölkerung am Umhlatuzane eingewirkt und ihr gezeigt — handgreiflich — wie man die Hosen anzieht. In Mariannahill eingetreten, bekam er die Aufsicht über die Schüler der Kostschule und hatte so für die Kleidung zu sorgen.

Wie viele Rügen, Ermahnungen, Strafen mögen in diesen 33 Jahren erteilt worden sein und wie viel Ärger und Verdrießlichkeiten mochte der Bruder in diesen 33 Jahren hinabgeschluckt haben!

Ohne treibenden Motor, keinen Fortschritt!

An der Mariannahiller Knaben Arstschule besteht für die untern Klassen ein Nähkurs. Ein Bruder lehrt die Kaffernknaben Knöpfe annähen, Hosen und Kittel flicken, einen Schurz anfertigen, Sacktücher säumen aus dem Grunde, daß der Junge später einmal seine Kleider selbst in Stand zu halten verstehe.

Dies war ja ein besonders springender Punkt in der Bekleidungsfrage. Kaufte sich der Kaffee ein Kleid und wurde dasselbe schadhast, so war niemand da, der dasselbe flickte. Man lief in zerrissenen Kleidern herum und wartete, bis die Mittel zu einer Neuanschaffung sich fanden.

Der Bruder, der sich dieser Mühe, Kaffernknaben das Nähen anzulernen, unterzieht, wirkt civilisatorischer, als wenn er Herrenkleider machen würde.

Wenn man bestrebt war, den Knaben das Nähen beizubringen, in höherem Grade ward man das bei den Mädchen.

Wie weit das gelungen ist, dürfte sich aus der Verbreitung der Nähmaschine erschließen lassen.

Die Nähmaschine ist ein brauchbarer Gradmesser, nicht gerade für vorhandene Tugenden, sondern für den vorhandenen guten Willen, welcher dem Bestreben der Mission entgegen gebracht wird.

In der Umgebung von Mariannahill ist es beinahe zur Sitte geworden, daß sich jedes christliche Mädchen einen Koffer anschafft und wenn es sich verheiratet, noch eine Nähmaschine erwirbt.

So findet man um Mariannahill beiläufig 150 Nähmaschinen und drei Näherinnen, welche für Kundschaft arbeiten. Im nächsten Missionsdistrikt Einsiedeln zunden sich gegen 20 Nähmaschinen.

Im Missionsbezirk Ezenstochau gibt es gegen 100 Nähmaschinen und der selbständigen Näherinnen sind es etwa zwei Duzend.

Bei Lourdes gibt es 7—8 selbständige Näherinnen. Um St. Michael verstehen sich etwa 60 auf das Nähen und ungefähr die Hälfte besitzt Nähmaschinen.

In Mariathal sind 8 selbständige Näherinnen und 12—15 Nähmaschinen, in Himmelberg 2 Näherinnen und 2 Nähmaschinen, in Detting 12 Näherinnen und 12 Nähmaschinen.

Die selbständigen Näherinnen, die für Kundschaft arbeiten, treten landeinwärts stärker auf, als in Mariannahill, wahrscheinlich, weil landeinwärts die Fertigkeit zum Nähen weniger allgemein ist.

Die Nähmaschinen kommen natürlich alle von Durban, aus den dortigen Lagern ausländischer Fabriken.

Bei uns heißt der Spruch: Bete und arbeite und die Verbreitung der Nähmaschine bezeugt, daß wir die Leute nicht bloß beten lehren, sondern auch zum Arbeiten anhalten.

Man bedenke, wenn sich ein Mädchen durch Arbeiten das Geld zusammenspart, um sich eine Nähmaschine anzuschaffen, so ist doch für diese Zeit der gute Wille vorhanden, die in der Schule gehörten Lehren zu befolgen. Guter Wille ist aber immer anzuerkennen, wie geschickt oder ungeschickt die spätere Realisierung auch ausfallen mag. Die Qualität der zukünftigen hiesigen Christen hängt aber, neben anderen Bedingungen, in hohem Grade von der Erziehung ab, welche die Kinder nun zu Hause von ihren Eltern empfangen — und kommt da nicht der Hausfrau der größere Anteil zu?

#### Gedankenpöne.

O flüchtige Dauer aller Menschengunst, oft mehr begehrt, als Gottes Gnade selbst! Wer seine Hoffnung in die Lüfte baut, auf ihren Huldblick, — dessen Leben gleicht dem trunkenen Matrosen auf dem Mast: bei jeder Schwankung ist er in Gefahr, hinabzustürzen in der Tiefe Schoß.

Wer meine Börse stiehlt, raubt mir Land, doch wer den guten Namen mir entwendet, der nimmt mir etwas, was ihn nicht reicher macht, mich aber bettelarm.

Man schätzt den Staub, ein wenig übergoldet, weit mehr als Gold, ein wenig überstäubt.

Leicht tritt der Fuß ein kleinse Feuer aus, das, so man's duldet, nicht Ströme löschet. Verirrte Seelen stoß nicht weg; nur Milde gewinnt sie wieder.

Shakespeare.

# Kleine Missionsnachrichten.

**Mosonianum Vohr a. M.** Die Fastnachtstage brachten für das Mosonianum eine überaus schöne Theateraufführung, die von den Missionsjünglingen und Gymnasiasten veranstaltet wurde. Carnots berühmtes Drama: „Feurige Kohlen“ ging dreimal mit großem Erfolg über die Bretter. Auge und Herz kamen dabei voll auf ihre Rechnung. Man konnte sich nicht sattsehen an den farbenprächtigen spanischen Gewändern (das Stück spielt in Spanien) und den lebendigen, frischen Szenen. Das Herz aber lebte da gleichsam mit in dem hohen und hehren Gedanken, den das Stück zum Ausdruck bringt: Sieg der christlichen Nächstenliebe, Sieg der Feindesliebe, bis das Ganze ausklingt in das schöne Wort: Vom Himmel stieg die Liebe nieder, zum Himmel leuchtet uns die Liebe wieder. Fürwahr, ein Stück, das ganz besonders für junge Herzen, die sich dem Missionsberufe widmen wollen, geeignet ist. Liebe soll des Missionars Lebensaufgabe sein, in Liebe soll er sich hinopfern für die armen Heiden, um ihnen eine Leuchte zum Himmel zu werden. Die Spieler und Zuschauer hätten gern noch eine öftere Wiederholung des Stückes gewünscht, allein wichtiger als „die Bretter, die die Welt bedeuten“, sind für den Studenten noch die „Bücher, die die Wissenschaft“ enthalten.

**Mariannhill.** Hochw. P. Sales Esser schreibt unterm 29. 1. 20: „Habe gerade die Resultate der letzten Prüfungen des Mariannhiller-Lehrerseminars vor mir. Im offiziellen Bericht heißt es: Von 51 Kandidaten haben 27 sehr gut bestanden, 19 haben gut, vier müssen eine Notprüfung machen und einer hat das Ziel nicht erreicht. Von diesen hätten 16 ein Regierungs-Stipendium bekommen, aber nur 8 wollen weiterstudieren. Drei davon haben ein Stipendium von 160 M., vier je 200 M., einer ein Stipendium von 240 M. erhalten. Davon sind 7 Katholiken und einer Protestant. Derjenige, der das höchste Stipendium erhielt, (ein Schüler von unserer Missionsstation Centocow) war bei den Lehrprüfungen der zweitbeste von ganz Natal.“

Hochw. P. Paulus Omotek schickt unter dem 20. Nov. 1919 einen Bericht des schwarzen Lehrers Majatula über ein Konzert, das der Mariannhiller-Sängerchor in Durban gab. „Kurz vor Jahreschluss, im Juni ds. Js., teilte der Schulleiter der St. Franziskus-Schule, Hochw. P. Bernhard Fuß, den Lehrerseminaristen mit, daß sie in den Winterferien, wahrscheinlich Mitte August, in Durban ein Konzert geben sollten. Wegen eingetretener Hindernisse wurde der Termin für das Konzert dann auf November verschoben. Zur Vorbereitung auf das Konzert, zum Einüben der Lieder etc. wurde, um nichts von der Schulzeit zu versäumen, ein Teil der Spielzeit verwendet. Am 8. November fing man gleich nach dem Gottesdienst an, alle für die Vorstellung notwendigen Sachen zu packen. Um 7 Uhr wurde ein kräftiges Mahl eingenommen, dasselbe sollte für einen ganzen Tag hinreichen. Um 8 Uhr rief die Glocke vom Schulhaustürmchen alle zusammen. P. Bernhard, der Direktor des Lehrerseminars, gab den versammelten 130 Sängern und Sängerinnen die letzten Anweisungen; dann erfolgte der Abmarsch, zuerst eine Kolonne von 66 strammen Burischen und Seminaristen unter Begleitung von P. Bernhard und fünf Lehrern, etwas später folgte die 2. Kolonne von 64 Mädchen und Seminaristinnen unter Begleitung von 2 Lehrschwwestern, nämlich Schw. Ignatia und Schw. Klementina. In Pinetown stiegen die 130 Reisenden in die zwei bereit gehaltenen Wagen; alle hatten Freifahrtscheine vom Stadtkomitee in Durban. Ein Mitglied dieses Komitees holte uns in Durban, das wir um 11 Uhr erreichten, ab. Wir zogen durch die schöne Weststraße und gingen dann an das Meeresgestade (Point). Viele Schiffe lagen im Hafen. Es wurde uns erlaubt, das Hospital-Schiff „Dunluce Castle“, das auch an den Dardanellen dabei war, zu besichtigen. Die Matrosen zeigten uns alles. Mit der elektrischen Straßenbahn fuhren

wir dann in den zoologischen Garten, der 4½ Meilen von der See entfernt liegt. Um ¼4 Uhr brachte uns dann die Elektrische nach Greyville Station. Von dort aus marschierten wir in Reih und Glied nach der Location, d. h. jenem Teil, wo die meisten Eingeborenen wohnen. Das Volk bewunderte unsern strammen Aufmarsch. Am Bestimmungsorte angekommen, wurden wir in einer großen Halle reichlich mit Brot und Tee bewirtet. In diesem Saale war auch die große Bühne aufgeschlagen und prachtvoll dekoriert. Ein großer, blauer Vorhang schloß alles ab. Als das Spiel um 7¼ Uhr begann, war die große Halle bereits dicht gedrängt voll; weit über Tausend Leute, meistens Schwarze, waren anwesend. Auch 30 distinguierte weiße Gäste nahmen teil. Zuerst wurde als Einleitungs-gesang das „Ave Maria“ vorgetragen, dirigiert von Hochw. Herrn P. Rektor. Dann folgte eine große Anzahl von Liedern, unter anderem auch herrliche Solos. Dann folgten Turn- und Gexerzierübungen. Mächtigen Beifall erregte ein Spiel, welches Knaben in eigenen Kostümen mit Stäben ausführten, die größtenteils mit Glöcklein versehen waren. Der Leiter desselben war unser schwarzer Lehrer Heinrich Mutwa, der schon 24 Jahre in unserer Schule wirkt. Dann folgten zwei herrliche Solos „der junge Rekrut“ und „des Soldaten Abschied“, von Lehrer Hermann Majatula. Ein ergreifender Gesang war „Santa Lucia“ von Flora und Bernadette Vilakazi mit Harmoniumbegleitung von P. Bernhard. Einen wahrhaft stürmischen Beifall fand die Mimik „die Barbierstube“. Den Schluß bildete die Königshymne. Nach der Vorstellung dankte unser Lehrer C. Wagner dem Komitee für die Veranstaltung, während ein Mitglied des Komitees den Mariannhiller Sängern und Sängerinnen seinen herzlichsten Dank für die wundervollen Genüsse dieses Abends aussprach. Um 1 Uhr Mitternacht kamen wir glücklich wieder in Mariannhill an.“

Am 16. November 1919 erhielten durch den Hochwürdigsten apostolischen Bitar Heinrich Delalle 450 Eingeborene in Mariannhill das hl. Sakrament der Firmung.

## Das große Liebeswerk vom hl. Paulus

hat die Aufgabe, armen, aber braven Knaben die Möglichkeit zu geben, Missionspriester in der Mariannhiller Mission zu werden. Beiträge für diesen edlen Zweck nimmt jederzeit dankbarst entgegen die

Vertretung der Mariannhiller Mission.

## Missionsstudenten.

Knaben und Jünglinge, die Liebe zum Missionsberuf haben, finden Aufnahme im Mosonianum zu Vohr a. M. Solche, die in die erste Klasse eintreten wollen, sollen wenigstens 11 Jahre alt sein und das 13. Lebensjahr noch nicht überschritten haben. Solche, die schon an einem Gymnasium sind und gerne Missionare werden wollen, können ohne Nachteil im Studium hier eintreten. Das Schuljahr beginnt Mitte September. Anmeldungen wolle man recht bald richten an:

Hochw. Hrn. P. Direktor, Vohr am Main,  
Mosonianum, Bayern, Ufr.



### Die letzte Maiandacht.

Von Nikolaus Goethe.

Ein warmer Maiabend! Die Bäume im Dorfe prägen schon im herrlichsten Blüten Schmuck. Der scharfe, aber angenehme Duft der Blüten durchdringt alles!

Im offenen Kirchlein verstummt gerade Orgelklang und Gesang. Die Gläubigen lauschen den Worten des Predigers. Es ist Maiandacht. Im geöffneten Fenster des gegenüberliegenden Pfarrhofes sitzt ein Priester greis im Lehnstuhl, auf die Vorgänge in der Kirche achtgebend. Es ist der ehrwürdige, alte Pfarrer des Dorfes. Zum erstenmal seit 60 Jahren war es ihm nicht möglich geworden, die Maiandacht zu halten. Schon Anfangs des Jahres hatte ihm sein Bischof einen Hilfskaplan zugeteilt, denn er war der vollen Seelsorgsarbeit nicht mehr gewachsen. Vor einigen Tagen hatte ihn zum Schrecken seiner ihn hochverehrenden Pfarrkinder der Schlaganfall getroffen. Nun bereitete er sich, in den Lehnstuhl gebannt, still auf den Heimgang in die Ewigkeit vor. Seit dieser Zeit wohnte er nur mehr vom Fenster aus der Maiandacht bei. So auch heute Abend. Es war schon gegen Ende der Andacht, da strömte zu ihm in ungewöhnlicher Kraft, wie ihm schien, das bekannte Muttergotteslied herüber: „Maria, Maienkönigin, dich will der Mai begrüßen. O, segne seinen Anbeginn und uns zu deinen Füßen“. Es ergriff ihn so sehr, wie noch nie. Eine große Sehnsucht nach der ewigen Heimat stieg in ihm auf. Und weiter tönte das Lied aus der Kirche zum Pfarrhause, ihm entgegen. „Maria, dir befehlen wir, was grün und blüht auf Erden! O laß es eine Himmelszier in Gottes Garten werden.“ — Vergebens hatte er versucht, aufzustehen. Aber die todmüden Glieder verjagten ihm den Dienst. Nur die Stimme gehorchte ihm. Mit zitternder und schwacher Stimme, aber mit inniger Rührung klang es von seinen Lippen: „O, laß es eine Himmelszier in Gottes Garten werden.“ —

Erchöpft rang er nach Atem. Es hatte ihn doch sehr angestrengt. Mit einem glücklichen Lächeln sank sein Kopf zurück, und seine Augen schlossen sich — für immer. In der Ewigkeit erwachte er als „Himmelszier in Gottes Garten“, wie er eben in letztem Aufblühen seiner Marienliebe gesungen hatte.

### Reiseabenteuer und Missionsarbeiten eines Glaubenshelden in alter Zeit.

(Fortsetzung).

Bereits war ich wider Erwarten den Händen der Gallas, welche nicht leicht einen in ihrer Gewalt befindlichen Fremden ziehen lassen, glücklich entschlüpft und zu Nubo angekommen, als mich ein so heftiges Fieber

befiel, daß ich das Ziel meiner Pilgerschaft erreicht zu haben glaubte. Ich fühlte wohl, daß ein Ueberlaß das einzige Mittel war, welches mir helfen konnte und machte Anstalten, diese Operation, obgleich ich weder damit umzugehen wußte, noch die dazu nötigen Werkzeuge besaß, selbst an mir vorzunehmen, als man mir mitteilte, daß sich an diesem Orte ein geschickter Wundarzt befände. Da ich sehnlichst nach ihm verlangte, erschien alsbald in meinem Gemache ein alter, schielender Mohr, welcher in feierlichem Ernste seine Instrumente, einen Hammer, einen verrosteten Dolch und drei wenigstens einen halben Fuß lange, oben offene Hörner auslegte und auf meine ängstliche Frage, was er mit diesem Werkzeuge anzufangen gedenke, ruhig erwiderte, er wolle mich schröpfen und heilen. Nachdem ich ihm erlaubt zu tun, was ihm beliebe, entblöhte er mich an der Seite, setzte eines der Hörner mit großer Gewalt an und verstopfte es oben mit Papier, welches er unterdessen gefaut hatte. Als das Horn festhing, setzte er die beiden anderen auf dieselbe Weise an und wezte dann seinen Dolch, wobei er mir fortwährend versicherte, er werde mir durchaus nicht wehe tun. Darauf nahm er die Schröpfhörner hinweg und stach mit dem Dolche in die Nasen, welche sie gezogen hatten, so daß diesen drei Blutstrahlen entquollen. Er wiederholte diese Operation noch einige Male an denselben Stellen und zapfte mir soviel Blut ab, daß ich keinen Tropfen mehr in meinem ganzen Leibe zu haben glaubte. Zuletzt drückte er drei Seifenkugeln auf die Wunde und schloß diese damit. Mag nun die Angst oder der Blutverlust das Fieber behoben haben, gewiß ist, daß ich mich alsbald weit leichter und wohler fühlte und schon nach einigen Tagen an die Fortsetzung meiner Reise denken konnte. Da ich übrigens noch viel zu schwach war, um die Mühseligkeiten des Landweges zum zweitenmal ertragen zu können, so setzte ich mich in unsere Almadi, welche bei Nubo vor Anker lag, und gelangte am Palmsonntag wohlbehalten nach Ampasa. Mein Gefährte, welchen ich daselbst zu finden hoffte, hatte sich unterdessen nach Bombasa begeben, um dort ebenfalls Erfundigung über die nach Abessinien führende Straße einzuziehen; er kehrte jedoch bald zurück, nicht weniger enttäuscht, als ich, und vollkommen überzeugt, daß die Ausführung unseres Vorhabens durchaus unmöglich war. Nachdem wir nun noch in dem Kirchlein zu Ampasa während der Karwoche und des Osterfestes den Gottesdienst mit aller möglichen Feierlichkeit und zur großen Erbauung der dortigen christlichen Gemeinde verrichtet hatten, schifften wir uns wieder nach Indien ein und landeten nach einer Fahrt von 29 Tagen zu Diu, wo man uns sogleich nach unserer Ankunft mitteilte, daß Alfonso Mendes, der neue Patriarch von Abessinien, bereits zu Goa eingetroffen war.

Als dieser erfuhr, daß wir uns zu Diu befanden, schrieb er uns, wir möchten ihn an diesem Hafentorte, von wo aus gewöhnlich die Ueberfahrt nach der abessinischen Küste gemacht wurde, erwarten, um in seiner Gesellschaft die Reise nach Abessinien anzutreten. Er wußte nicht, daß die Verbindung zwischen Diu und dem Roten Meer durch die Seeräuberei der Türken fast gänzlich unterbrochen war, wir durften es deshalb als einen ganz besonders glücklichen Zufall betrachten, daß er auf seiner Reise nach Diu zu Bassaim mit dem Hauptmann Lopo Gomez von Abreu, welcher dajelbst auf seine Kosten drei Kaperschiffe ausrüfete, einen Vertrag abgeschlossen hatte, uns nach dem Hafen Baylur zu bringen, wo der Patriarch nach einem ihm zugekommenen Schreiben landen sollte, weil der dajelbst herrschende, dem Regus zinspflichtige, maurische Fürst diesem versprochen hatte, die Missionare nach Abessinien zu befördern. Lopo Gomez traf jedoch erst nach langer Zeit, als wir bereits alle Hoffnung auf sein Erscheinen ausgegeben hatten, am Karfreitage 1625, zu Diu ein und da wir längst vollständig zur Reise gerüstet waren, so nahmen wir sogleich unter vielen Tränen Abschied von unseren Freunden. Der Patriarch befahl uns allen vor Einschiffung die Vitanei zu Ehren der Mutter Gottes anzustimmen, warf sich vor dem ausgestellten hl. Sakramente nieder, um unsere Reise nach Abessinien überhaupt zu empfehlen und hielt darauf eine so feurige und rührende Ermahnungsrede an uns, daß ich nie etwas Eindringlicheres gehört zu haben glaubte. Alle, welche sich eingefunden hatten, um uns bis zu den Schiffen zu begleiten, nahmen nochmals rührenden Abschied, küßten dem Patriarchen die Hände und ließen sich seinen Segen erteilen. Er umarmte jeden und sprach zu jedem einige erbauliche Worte, worauf wir, da waterdessen der Abend herbeigekommen war, an Bord gebracht wurden und sogleich unter Segel gingen. Unsere Gesellschaft bestand, den Patriarchen mit einbegriffen, aus 10 Missionaren und mehreren Leuten zu unserer Bedienung, welche so gewählt waren, daß sie uns auch bei den gotesdienstlichen Verrichtungen erspriesslichen Beistand leisten konnten und auch wirklich leisteten: besonders brachten uns zwei treffliche Musiker großen Nutzen. Nach einer glücklichen Fahrt von einigen Tagen bekamen wir die Insel Socotra zu Gesicht, wären aber aus Unachtsamkeit beinahe auf einer vor ihr liegenden Sandbank während der Nacht gescheitert. Am folgenden Morgen segelten wir längst der Küste hin, sahen aber nur Berge und Felsen, welche in das Meer stürzen zu wollen schienen; auch bringt die Insel kein anderes Erzeugnis von Bedeutung hervor, als einige Arten von köstlichem Gummi, welches durch die Wirkung der hier fast unerträglich Sonnenhitze aus einigen zwiebelartigen Gewächsen fließt. In der Nähe der Küste fängt man eine Menge Wale und Delphine und bereitet daraus einen Tran, der mit Harz vermischt der vorzüglichste Teer ist und den europäischen Teer weit übertrifft, indem das damit verstrichene Holz weder fault noch von den Würmern angegriffen wird. Wir liefen kurz nach der Mittagszeit in einen der bequemsten Häfen der Insel ein, worüber aber die Bewohner, für welche die portugiesischen Schiffe eine sehr ungewöhnliche Erscheinung waren, in große Unruhe gerieten; einige entflohen in die Gebirge, während sich andere bewaffnet dem Strande näherten; als sie sich aber überzeugten, daß wir nicht in feindlicher Absicht kamen, brachten sie uns Schafe, Hühner und Fische und wir gaben ihnen dagegen gemalte Leinwand, womit sie äußerst zufrieden waren,

da sie dieselbe sehr hoch schätzten. Am folgenden Tage setzten wir unsere Reise fort und gelangten, nachdem wir das Cap Quardafui<sup>1)</sup> umsegelt hatten, in den Golf von Aden, wo das Meer, wie es hier gewöhnlich der Fall ist, sehr hoch ging und wo wir kein anderes Fahrzeug zu Gesicht bekamen, als eine Schelwe, welche sogleich, als sie wahrnahm, daß wir Jagd auf sie machten, das Segel aufhobte und alle Ruder in Bewegung setzte, um uns zu entgehen. Diese Schelven, eine Art kleiner Gondeln, bestehen aus dünnen Brettern von Cocospalmen, welche mit starkem Bindfaden von Palmbast zusammengeheftet sind, und haben einen Mast mit einer als Seeel dienenden Matte. Ueberhaupt liefert der Palmbaum alles zu diesen Schiffen Erforderliche, nämlich Bretter, Mast, Ruder und Laue, aber auch den nötigen Vorrat an Brot, Wein und Essig, welche Nahrungsmittel man sämtlich aus der Cocosnuß zieht, woraus man überdies noch Schalen und andere Trinkgefäße verfertigt. Wir verholaten die Schelwe, welche nach unserer Vermutung aus dem Hafen von Zeila kam, aus keiner anderen Ursache, als um zu erfahren, ob keine Schiffe am Eingange des arab. Meerbusens kreuzten. Da aber die Mauren eine unbeschreibliche Furcht vor den Franken haben, so ließen sie ihre Fahrzeuge auf den Strand laufen und ergriffen die Flucht. Wir setzten eine Schaluppe aus, welche sich der Küste näherte und ihnen durch Zeichen zu verstehen gab, daß man mit ihnen zu sprechen wünsche. Da sie aber nicht für gut fanden, herbeizukommen und Auskunft zu geben, so nahmen unsere Leute die Schelwe hinweg und brachte die aus Hirse bestehende Ladung an Bord. Am Abend des folgenden Tages sahen wir die kaum zwei Meilen lange und etwa eine halbe Meile breite, aber ziemlich hohe Insel Bab-el-Mandeb vor uns, welche die Meerenge gleichen Namens in zwei Straßen teilt; die eine Straße auf der arabischen Seite ist nur eine Viertelmeile breit, aber das gewöhnliche unsichere Fahrwasser sowohl für die Schiffe, welche in das Rote Meer einlaufen, als auch für die, welche es verlassen. Die andere auf der abessinischen Seite ist bei weitem breiter, jedoch so sehr durch Sandbänke gepeperrt, daß die Durchfahrt nicht ohne Gefahr und fast nur dicht an der Küste der Insel gemacht werden kann und nur vorgezogen wird, wenn man den fortwährend an der andern Straße lauenden türkischen Schiffen ausweichen will. Auch wir wählten sie aus demselben Grunde und steuerten, da wir sehr kundige Piloten bei uns hatten, während der Nacht durch dieselbe. Als wir uns endlich in dem seit den ältesten Zeiten berühmten und in den heiligen und profanen Schriften so oft erwähnten Meere befanden, dankten wir Gott inbrünstig durch Gebet und Gesang für die glückliche Reise und empfahlen uns seiner ferneren gnädigen Obhut.

Wir fuhren jetzt so dicht, als es nur möglich war, an der Küste hin, um den wenig besuchten Hafen Baylur, welcher auch unsern Piloten unbekannt war, nicht zu verfehlen und spähten sorgfältig nach irgend einem Fahrzeuge, welches uns den Weg nach dem Orte unserer Bestimmung hätte zeigen können; die Fischerbarken aber, auf die wir stießen, entflohen, sobald sie uns zu Gesicht bekamen, mit vollen Segeln, da sie aus der Bauart unserer Schiffe schließen konnten, daß wir einem frem-

<sup>1)</sup> Gebt acht auf euch! Das Cap, welches die östliche Spitze Africas bildet und im Altertume Vorgebirg der Gewürze (promontorium aromaticum) hieß, erhielt von den Portugiesern seinen jetzigen Namen, weil es besonders durch die in seiner Nähe eintretende Windstille den es umsegelnden Schiffen oft gefährlich wiro.

den Volke angehörten, und deshalb unsere Signale nicht beachten, welche sie vielleicht auch gar nicht verstanden. Wir setzten auf diese Weise unsere Nachforschungen zwei Tage hindurch fort, indem wir von Zeit zu Zeit die Schaluppe mit einem in unsern Diensten stehenden und des Arabischen kundigen Abessinier ans Land schickten, um Kundschaft einzuziehen; da aber die Eingeborenen sich überall verbargen oder zurückzichen, so konnten wir unseren Zweck nicht erreichen. Endlich fanden wir uns, nachdem wir am 1. März eine weit hervorragende Landspitze umsegelt hatten, in einer schönen und weiten Bai vor einem Orte, bei dem mehrere Schiffe lagen und der wohl Baylur sein konnte; auch kam der Abessinier, welchen wir ans Land geschickt hatten, alsbald mit der Nachricht zurück, daß unsere Vermutung uns nicht getäuscht hatte. Unsere Ankunft schien übrigens den Bewohnern einen nicht geringen Schrecken zu verursachen, denn wir sahen von dem Geschwader aus, wie sie am Ufer hin- und herliefen, ihre Barken eiligst ausluden und diese auf den Strand zogen.

(Fortsetzung folgt.)

### Leitsterne auf dem Wege des Heiles.

Alle Tage deines Lebens habe Gott im Herzen, und hüte dich, jemals in eine Sünde einzuwilligen oder die Gebote Gottes außer acht zu lassen!

Gib Almosen von deinem Vermögen und wende deine Augen von keinem Armen ab; dann wird auch der Herr von dir sein Angesicht nie wenden. Sei milde und barmherzig, soweit nur immer du es vermagst. Hast du viel, so gib viel, hast du wenig, so trachte auch vom Wenigen noch gerne mitzuteilen. Denn so sammlest du dir einen guten Lohn für die Zeit der Not. Das Almosen befreit von Sünde und Tod und läßt die Seele nicht in Finsternis fallen. Eine große Zuversicht gibt es vielmehr vor Gott, dem Allerhöchsten, all denen, die es geben.

Laß den Stolz nicht herrschen in deinem Sinne oder in deinen Worten, denn alles Unheil kommt von ihm.

Wer für dich etwas arbeitet, dem gib alsbald seinen Lohn. Was du nicht willst, das man dir tu, das füg' auch keinem andern zu!

Iß dein Brot mit dem Hungrigen und Durstigen, und bedecke den Armen mit deinem Kleide.

Suche allezeit bei einem Weisen um Rat.

Breite Gott zu jeder Zeit und bitte ihn, daß er alle deine Wege lenke, damit all dein Tun Bestand habe in ihm.

Lob. 4, 6—20.



Schütter. Sendung v. 1. Febr. dankend erh. — R. D. 28. 5 M nach Angabe verw. — Ladenburg, Alm. als Dank erh. — Hohenfels, 15 M. — Mitterteich, 20 M als Dank. — R. W. 101 M (um Sinnesänderung einer Person). — Spes, 28 M Alm. u. Kal. — Heppendorf 532, 50 f. Kal., Berg., Alm. u. E. Da Sie ja die Einwendung immer brieflich bestätigt bekommen, ist doch eine Bestätigung im Briefkasten nicht mehr notwendig. Diesmal soll es auf Ihren ausdrücklichen Wunsch hin geschehen. Sonst wird im Briefkasten nur etwas veröffentlicht, wenn der Einsender unbekannt ist oder wenn er keine briefliche Bestätigung will. — Wörth a. D. R. 25 M. — Kienberg. 30 M nach Angabe verwendet. — Mergentheim, Brief mit Einlage erh. — Amerang. Betrag erh.

— Lautenbach, Brief mit Einlage erhalten, wird besorgt. — Impan, Alm. erhalten. — Hollstadt, Sendung erh. — D. D. 10 M als Dank. — Surfen, 8 Fr. — M. J. Bitte, auf jeder Karte, jedem Brief und jeder Zahlkarte immer die genaue Adresse und bei Adressenänderung neben der neuen auch die alte Adresse anzugeben. — Heidentinder und Antoniusbrot sind teils als Dank, teils als Bitte eingegangen von: Forchheim (Josef, Andreas, Judas Thaddäus, Antonius u. A.-Brot) 84 M. — M. J. W. Josef. — M. M. A. Josef Anton. — A. W. B. 123 M A.-Brot. — Nehwiller. M. E. 26 fr. Maria Josefine; 25 fr. Josef. — Louzwiller, S. B. 50 M u. 15 M Miss.-Alm. u. Ant.-Fr. — S. W. 20 M A.-Brot. E. Kr. 18.50 M A.-Brot. — S. C. 63 M (Josef, Antonius, Maria). — München, 30 M f. Hdt. — Wurmansquid, 2 Hdt. — Ungenannt, 220 M A.-Brot. — S. W. 500 M für Hdt. — Wurmansquid, Hdt. Rupert, Caecilia, Eduard. — Karlsruhe M. A. „Maria“. — W. Hdt. Josef u. Maria. — Für alle Gaben ein recht herzliches Vergelt's Gott! Herzliches Vergelt's Gott auch allen jenen, die die Mission unterstützen durch Zusendung von gebrauchten Briefmarken.

### Dankfagungen.

„Dank sei gesagt dem hl. Josef in einem großen Anliegen.“ „Ein Kind lag schwer krank darnieder. In dieser großen Not versprach ich ein Heidentind. Nach einem Tage trat Besserung und dann vollständige Gesundheit ein.“ „Auf die Anrufung der lieben Mutter Gottes, des hl. Josef, des hl. Antonius und der Schwester Theresie vom Kinde Jesu wurde ich von einem starken Augenleiden geheilt.“ „Dank dem hl. Antonius für glückliche Rückkehr zweier Söhne.“ „Nach überstandener Grippe wurde ich von einem schweren Herzleiden befallen, sodaß ich schon bei der geringsten Anstrengung schwere Nervenfälle bekam. Ich wurde so schwach und elend, daß ich wieder längere Zeit das Bett hüten mußte. In meiner großen Not nahm ich meine Zuflucht zum hl. Josef, unserm besonderen Schutzpatron und versprach im Falle der Erhörung ein größeres Almosen. Mit Freuden sage ich dem hl. Josef öffentlich Dank für seine Hilfe.“ „Innigen Dank der lieben Muttergottes, dem hl. Josef und dem hl. Judas Thaddäus, nach deren Anrufung, mit dem Versprechen, ein Heidentind zu taufen, mir in schwerem Anliegen geholfen wurde.“ „Sammelt euch Freunde in den Heiligen Gottes, denn sie sind mächtige Fürbitter bei Gott in allen euren Anliegen. So verdanke ich meine gegenwärtige Stelle dem Himmel, wo der liebe Gott in väterlicher, Maria in mütterlicher und die Heiligen in brüderlicher Liebe und Fürsorge meinem Wunsche gleichsam zuvorgekommen sind.“ „Dank der lieben Frau vom hl. Herzen Jesu und dem hl. Judas Thaddäus für Heilung eines schweren Ohrenleidens ohne Operation, die schon in Aussicht gestellt war.“ „Dank der lieben Mutter Gottes für wiedererlangtes Augenlicht.“ „Durch die Fürbitte des hl. Josef in zwei Fällen wunderbar erhört.“ „Dank dem hl. Antonius und Franziskus für Erhörung in Berufsangelegen.“ „Für wunderbare Hilfe in Geldangelegenheiten sei dem hl. Josef und dem hl. Antonius, sowie den armen Seelen Lob und Dank.“ „Dem heiligsten Herzen Jesu und dem hl. Josef Dank für wunderbare Rettung bei schweren Unglücksfällen und Erhaltung des Augenlichtes.“ „In Krankheit versprach ich drei Heidentinder und ließ einige hl. Messen lesen und wurde erhört.“ „Mein Mann hatte sich im Kriege ein schweres Nervenleiden zugezogen, sodaß ich fürchtete, er werde es nie mehr verlieren. Nach einer neuntägigen Andacht zum hl. Josef und zum hl. Judas Thaddäus versprachen wir noch den Loskauf eines Heidentindes. Mein Mann wurde wieder vollständig gesund und unsere Ehe wurde nach einigen Jahren mit einem gesunden, kräftigen Knaben gesegnet. Nochmals herzlichen Dank genannten Heiligen.“ „In einem schweren Familienanliegen, das über mich vor sechs Jahren bei Beginn des Krieges hereingebrochen ist, und das mich damals finanziell vollständig zu vernichten drohte, ist mir durch Fürbitte der lieben Mutter Gottes, des hl. Antonius, des hl. Judas Thaddäus und des hl. Josef nunmehr derart geholfen worden, daß ich heute wieder in vollständig geordneten Verhältnissen mich befinde.“ „Dem lieben Gott sei innigster Dank gesagt für die Genesung meiner Tochter von sehr schwerer Krankheit.“ „Infolge Kriegsbeschädigung war es meinem Sohne unmöglich gemacht, zum Priestertume zu gelangen. Nach einer Novene zum hl. Josef, zum göttlichen Herzen Jesu, Loskauf eines Heidentindes, hat sich nun doch noch ein Weg gefunden, der ihn zum Ziele führt.“ „Habe nach vertrauensvollem Gebete für die armen Seelen Besserung

in meinem jahrelangen Magenleiden gefunden.“ „Innigen Dank dem hl. Judas Thaddäus für Erhörng in einem schweren Anliegen, bei Nerven- und Gemütsleiden.“ „Dank dem hl. Josef und dem hl. Antonius für wunderbare Erhörng“.

### Dank und Bitte.

Obererthal, Oberpleichfeld, Gramschak, Gmünd, Brien, Wiesbaden, Salach, Westernhausen, Tirschentreuth, Cannstatt, Thüngersheim, Dettelbach, München, Gmünd, Feldwies, Karlstron, Hörden, Herbrachhofen, Sasbuch, Oberstdorf, Windmais, Grombach, Barmen, Bochum, Neuentirchen, Briesheim, Alfter, Luxemburg, Emmerke, Cöln, Spurtenbach, Altenberg, Wehrden (Saar), Ehlingen, Hallschlag, Düsseldorf, Grevenbroich, M. Speldorf, Widdeshoven, Eisdorf, Brilon, Heppendorf, Sulzbach, Ziegelbrücke, Widnau, Basel, Mühlheim, Zürich, Altstetten, Gersau, Frauenfeld, Hilders, Ludwigshafen, Würzburg, Weihungszell, Eglofs, Wasenteegenbach, Thüngersheim, Hundsanger, Mehle, St. Peter, Deutmansdorf, Breslau, Hamburg, Glottau, Schirgiswalde, Bitterfeld, Aschau, Krumbach, Röh, Altaching, Brilon, Difternich, Neustadt, Schirgiswalde, Dresden, Kowag, Unterdeuffteten, Altstädten, Erding, Mühlendorf, Fulda.

### Gebetsempfehlungen.

Eine sukkeidende Frau. Um glückliche Heirat. Ein Nervenleider. Verschiedene Familienanliegen. Ein schweres Anliegen. Auf Abwege geratener Familienvater. Um Seelenfrieden. Ein schwerkrankes Mädchen. Dringende Familienangelegenheit. Seelische Bedrängnisse. Ein schwer kranker Familienvater. Um guten Ausgang einer Gerichtsache. Ein Soldat um Heilung seines Armes. Um Glück u. Segen in der Familie und Geschäft. Für einen ungeratenen Sohn und mehrere Kranken. Um Hilfe in schwerem Nervenleiden. Verhütung einer Mißhebe. Sinnesänderung eines Sohnes. Baldige gute Stellung, Gesundheit und Frieden in der Familie. Hilfe in schwerem Anliegen. Drückendes Familienkreuz. Erfüllung eines Herzenswunsches. In schweren Nervenleiden. Um gute Prüfung, Anstellung und Beicht. Um Hilfe in Krankheit. Zum hl. Josef um Gesundheit. Um Zufriedenheit im Berufe. Bekämpfung der Leidenschaft des Jornes. Eine schwerkrankte Person. Glückliche Standeswahl. Guter Geschäftsgang. Befreiung von böser Gewohnheit. Ein krankes Kind. Eine nervenkrankte Tochter. Um Besserung langjähriger Beschwerden. Um Frieden in der Ehe. Um guten Fortgang im Studium. Um Erlangung einer guten Wohnung. Um Rat und Hilfe in einem schweren Anliegen, um Sinnesänderung, um Trost und Hilfe in großem Kummer und Sorgen! Ein schwerkranker Benediktinerpater.



Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Vereins sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Karl Bischofsberger, Hof, Oberegg. Berta Just, Wil. Alois Steiner, Wollerau. Jgfr. Josepha Mähler, Balgach. Emil Mittler, Gersau. Frau Anna Gisler, Altdorf. Hochw. Rämmerer Bischofsberger, Jonischwil. Hochw. Adler, Pfarrer, Füllenbach. Hochw. P. Kilian, D. Cap., Luzern. Peter Leuppi, Zürich. Kaspar Schwegler, Solothurn. Elisabeth Rauenhoff in Verne. Josef Weber in Dudelingen. Susanna Hüfeler in Ehlenz. Gertrud Jeyen in M.-Glabach. Herrn Maes in Cöln-Ralk. Anton Königshaus. — Hermann Evers, Frau Ww. S. Evers, Aldekerk. Frau Stockmann in Lafel. Emil Cellin und Ludwig Hemmel in Münster. Ida Schmalohr in Förde. Ehrwürden Schwester Alodie Heisburg in Heisdorf. Herr und Frau von Hüft, Frau Borghorst, Felix Kochl, Legden. Frau Schwester Theresia D. S. B., Ehrw. Schwester Armella D. S. B., Osnabrück. Josefina Rütther in Eberfeld. Josef Wesseler Horn, Münster i. W. Ehrw.

Er. Bernardine D. S. B., Ehrw. Sr. Hildegard D. S. B., Ehrw. Sr. Maria D. S. B., Ehrw. Sr. Martha D. S. B., Osnabrück. Alois Albers in Essen. Johann Brisch-Krefeld. Alwin Marquering in Hausfette. Johann Heinrich Möhren in Heimersheim. Mathias und Johann und Konrad Möhren, Heimersheim. Felix Kochl in Legden. Friedrich Mayer, Franz Gruber, Marg. Mittermeier, Altötting. Amalia Taufschuber, Hohenlinden. Jakob Mittermaier, Neumühlhausen. Anna Landshammer, Altmühlhausen. Marg. Stahl, Andreas Stahl, Magdal. Roe. Karolina Zwegerl, Karlstein. Georg Brückner, Gaurettersheim. Franz Xaver Waggerhausen, Schmegehhausen. Johann Wechsler, Würzburg. Hermann Lorenz, Ebringen. Kath. Gruber, Neulirchen. Christian Witzel, Würzburg. Ros. Geier, Kath. Klebes, Hochhausen. Frau Burhard, Werbach. Theres Schlagbauer, Schaiddorf. Maria Mair, Freising. Berta Schandelmaier, Maria Better, Mahlsberg. Rosa Kalt, Rippenheim. Apollonia Haaf, Gauhüttelbrunn. Antonia Hummel, Schuttertal. Frau Donhanser, Wolfsfeld. Samuel Tagwerker und Alois Gütterer, Waldshut. Magd. Specht, Isny. Schw. Patrizia und Schw. M. Aloisia, Waldsassen. Jgfr. Maria Wandinger, Grüntegernbach. Frau Rosa Sturm, Amberg. Fr. M. Lidwina Scherer, Engl. Institut Schrobhausen. Johann Reindl, Richtigheim. Schw. M. Damasjena Saffer, Frankendorf. Emilie Pohl, Neustadt. Maria Schrimmer, Breslau. Hermann Parusel, Hindenburg. S. Pfarrer Nowald, Prillisch. Anna Soliga, Breslau. Martha Kataj, Hedwig Warzcha, Breslau.

### An unsere verehrten Leser!

Bei Beginn des laufenden Jahres glaubten wir, es würde allmählich wieder eine Besserung in den Papierverhältnissen zc. eintreten. Allein unsere Hoffnung wurde schwer getrübt. Die Preise für Papier, Druckerwärze, Cliches steigen fortwährend. Die Papierpreise haben gegenüber den Preisen vor dem Kriege eine 200 prozentige Erhöhung erfahren; die Arbeitslöhne sind ungefähr 7 mal so hoch wie früher. Unter diesen Umständen kann von einem Reingewinn, den das Bergheimnisch zum Besten der Mission abwerfen sollte, überhaupt nicht mehr die Rede sein. Im Gegenteil, der jetzige jährliche Abonnementspreis reicht kaum hin, auch nur die Hälfte der Herstellungskosten zu decken. Dazu kommt noch das Porto, das wir bisher selbst getragen haben. Gewiß werden die verehrten Leser unsere Notlage zu würdigen wissen, wenn wir unter diesen Umständen uns gezwungen sehen, den Abonnementspreis etwas zu erhöhen. Das Bergheimnisch (der ganze Jahrgang) kostet darum vom 1. Mai ab für solche, die es neu bestellen, 5 M. — Bei direktem Einzelbezug erhöht sich der Preis für Porto um 1.20 M. Durch unsere Förderer bezogen, Lieferung portofrei. — Unsere bisherigen Abonnenten aber bitten wir herzlichst, durch freiwillige Spenden der Mission helfen zu wollen. Das Missionsblatt ist ja gleichsam der Stellvertreter, durch den so viele Missionare, die draußen im Heidenlande ihre Kräfte einsetzen für Gottes Ehre und der Seelen Heil, ihre Anliegen und Wünsche, ihre Freuden und Leiden ihre mit Gottes Hilfe errungenen Erfolge mitteilen.

In Hinsicht auf die gleichen schwierigen Umstände muß der Preis für den Lesekalender auf 2.50 M. festgesetzt werden. Porto extra. Durch unsere Förderer bezogen oder bei direktem Bezug von 5 Exemplaren und darüber erfolgt Lieferung portofrei. — Der Preis ist so niedrig gehalten als es nur möglich war und hoffen wir, daß die bisherigen Freunde unseres Kalenders demselben auch unter den jetzigen schwierigen Umständen die Treue bewahren werden.

Betreffs diesjährigem Kalenderbezug machen wir besonders unsere geehrten Förderer und Förderinnen auf diese Preisänderung aufmerksam. Falls uns dieselben keine weitere Mitteilung zukommen lassen, wird ihnen dieselbe Anzahl von Exemplaren wie voriges Jahr zugeben.

In aller Hochachtung  
die dankbare

Mariannahilfer Mission.

**Wer die Mission unterstützen will, der sammle Briefmarken!**

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

verantwortlicher Redakteur Georg Kopp in Würzburg. — Druck und Verlaß der Kränklichen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

# Vergißmewicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.  
Gelesen von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und  
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission  
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

38. Jahrgang.  
Nr. 6.

Erscheint monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mk. 5.—  
direkt franko u-  
gesandt oder von  
unsern Beförderern  
bezogen.

Ueberzahlungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.  
Probenummern  
gratis.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk zu  
Gunsten der armen  
Heiden in Afrika.

Bestellungen  
auf das  
Vergißmewicht  
geschehen am ein-  
schärfsten auf dem  
Abschnitt der  
Zahlkarte oder  
Postanweisung.

Postcheck-Konto  
Köln Nr. 1652.  
Telefon B 2037.



Köln a. Rh.  
Juni 1920

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der Hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtenmalen allen  
Wohlthätern  
unserer Mission  
einen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Für die Abonnenten  
des Vergißmewicht  
als Wohlthäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Klosterkirche  
zu Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messen  
gelesen.



Bezaubernde Musik.

## Herz Jesu.

1. In dem schönen Junimonat,  
Wo die Bäume prangend stehen,  
Geht durch die linden Lüfte  
Leis ein ahnungsvolles Wehen.
2. S'ist als sei der Himmel offen!  
Engel sanft herniedersteigen  
Und, von Andacht tief durchdrungen,  
Demutsvoll das Haupt sie neigen.
3. Die Natur hat jetzt entfaltet  
Reiche Pracht und Herrlichkeit.  
Diese holden Blütentage  
Sind dem Jesu Herz geweiht.
4. Ihm zu Ehren jetzt erklinget  
Tausendfach der Vöglein Lied;  
Ihm zur Ehr' sind Millionen  
Blumen voller Pracht erblüht.
5. Süßer Rosenduft durchwürrzet  
Nun die Luft in Flur und Hag.  
Wunderbar ertönet wieder  
Lauter Nachtigallenschlag.
6. Auch mein Herz schlägt dir entgegen  
Jesu Herz voll Liebesglut.  
Wasch mich rein von meinen Sünden  
Durch dein rosenfarbnes Blut.
7. Christen, weicht Euch diesem Herzen  
Klagt Ihm Euer Leid und Not!  
Leichter macht es Eure Bürde,  
Denn es liebt Euch bis zum Tod.
8. Schmückt sein Bild mit Blumenkränzen  
Preist Herz Jesu, Groß und Klein  
Stimmt ein in meine Lieder:  
„Jesu soll verherrlicht sein!“

### Die Rückkehr der Triashiller Missionare in ihre Mission.

Von P. Adalbero Fleischer, R. M. M.

Triashill, 21. Febr. 1920. Anfangs Juni 1917 im Camp in Pietermaritzburg angelangt, glaubten wir als Mariannahiller baldigt nach unserm kaum 1/2 Tagreise entfernten Mutterkloster zurückkehren zu dürfen. Aber schon bald teilte uns unser Oberer mit, daß der Minister des Innern und der Union betreffs unser schrieb: „Denkmalen kann nicht erlaubt werden, nach Mariannahill zu gehen; denn die Regierung der Union hat verschiedene Kriegsgefangene von den Behörden des Maschonalandes zur Internierung im Gefangenelager übernommen mit dem klaren Uebereinkommen, daß unter keinen Umständen Gefangene aus diesem Gebiet in der Union in Freiheit auf Ehrenwort hin gesetzt werden dürfen.“

Trotzdem erhielten wir Oktober desselben Jahres 1917 Erlaubnis, nach Mariannahill zu gehen auf Parole. Mein Reiseschein lautete:

„Befehl für Entlassung aus dem Gefangenelager. Nr. 4421, Kriegsgefangener Maria Adalbero Fleischer aus Salisbury wird hiemit entlassen und beauftragt, sich unmittelbar nach seiner Ankunft in Pinetown, wo er im Kloster Mariannahill sich aufhalten darf, beim Magistat und dem kommandierenden Offizier zu stellen.“

Ehe wir das Camp verließen, mußten wir noch folgendes Ehrenwort geben und unterzeichnen mit Namensunterschrift:

„Ich Maria Adalbero Fleischer, deutscher Untertan, Angehöriger des Klosters Mariannahill, verspreche hiemit auf mein Ehrenwort, daß ich weder direkt noch indirekt etwas unternehmen will, was in irgend einer Weise zum Nachteil für die Sicherheit des britischen Reiches sein könnte.“

In Pinetown erhielten wir die Auflage, alle 14 Tage uns zu stellen. Es ist das die Bahnstation von Mariannahill, etwa eine Stunde Weg entfernt. Das dauerte über ein Jahr lang, dieses alle 14tägige Wandern. Nach dem Waffenstillstande vom November 1918 gingen wir nicht mehr.

Am 15. April 1919 machten wir bei der Rhodesia-Regierung folgende Eingabe, da nämlich Gerüchte laut wurden, daß die Kamps demnächst entleert und die Kriegsgefangenen in ihre Heimat befördert würden:

„Da das weitere Schicksal der Kriegsgefangenen in Südafrika sich nunmehr entscheiden soll, so nehme ich mir im Namen der deutschen, bezw. österreichischen Patres und Brüder von Triashill, Distrikt Inyanga, die Freiheit, Ew. Exzellenz die ehrerbietige Bitte vorzutragen, uns die Erlaubnis zur Rückkehr auf besagte Missionsstation zu geben.“

Ich glaube behaupten zu dürfen, daß keiner von uns in der Vergangenheit auch nur im Geringsten etwas Ungehehrliches gegen die Regierung unternommen hat. Wir weilten nur hier in Erfüllung unserer Pflichten als Missionare zur Wohlfahrt der Eingebornen und zum Nutzen des Landes und wir haben auch für die Zukunft nichts anderes im Sinn.

Wir sind sehr dankbar dafür, daß mittlerweile unserer Missionschwester die Rückkehr nach Triashill und die Wiederaufnahme ihrer Arbeit erlaubt wurde.“

Hier folgten die Namen von uns zwei Priestern und zwei Brüdern. Dieselbe Eingabe machte B. Bonaventura von Monte Cassino in Rhodesia für sich und fünf Brüder (den von St. Benedict eingeschlossen).

Darauf kam vom Sekretär des Administrators von Rhodesia folgende Antwort an B. Bonaventura, datiert 30. 4. 19: „Ich muß Ihnen mitteilen, daß die Namen all der Bittsteller auf der Liste derer stehen, deren Heimischaffung nach Deutschland seiner Exzellenz dem High Commissioner empfohlen wurde.“

Seine Exzellenz hat dem Herrn Administrator wissen lassen, daß er nicht wünscht, daß irgend eine von den erwähnten Personen in dieses Gebiet zurückkehrt.“

Das war freilich deutlich. Aber doch hofften wir Triashiller immer noch etwas. Wir glaubten, die Antwort gelte bloß für Monte Cassino, von dem bekannt war, daß dort die Leute viel schärfer gegen die Rückkehr der deutschen Missionare seien. Nun kam unter dem 30. Mai 1919 folgende Notiz im „Rhodesia Herald“: „Der Oberstaatsanwalt erklärt, daß vier aus den 116 Personen, die in anderen Teilen Südafrikas interniert waren, die Rückkehr nach Rhodesia erlaubt werde, wenn sie es wünschten, da man der Ueberzeugung sei, daß diese in keiner Weise eine Gefahr für das Land seien. Die übrigen werden in die Heimat geschafft.“

In unserer lieben Einfalt glaubten wir nun, diese vier würden wir von Triashill sein. Doch es war kein Gedanke daran, wir waren vielmehr in der obigen Antwort an Monte Cassino mit einbegriffen. Ein paar Monate später brachte die „Natal Gazette“, der High

Commissioner bestimme für Rhodestia, daß vom 4. 9. 19 an auf 3 Jahre (wenn nicht früher widerrufen) kein feindlicher Untertan dorthin zurückkehren könne ohne spezielle Erlaubnis vom dortigen Administrator. Inzwischen hatte unser P. Ignaz Krauspenhaar als Deutsch-Böhme Untertan der neuen Regierung der Tschecho-Slowakei, vom Administrator auf dringende Verwendung unseres Schw. Vater Abt und des apost. Präfekten S. J. von Rhodestia Erlaubnis erhalten, nach Triaschill zurückzukehren. Er kam am 30. August 1919 unter unbegreiflichem Jubel der dortigen Schwestern- und Schwarzenge-meinde an. Weiteren Bemühungen unseres Schw. Vaters war es gelungen, auch für einen Schweizerpater und zwei poln. Brüder in Mariannahill die Genehmigung zu erhalten, nach Triaschill resp. Monte Cassino zu gehen. Doch ein unsäglich harter Schlag sollte für die eben noch jubelnde Mission sich ereignen. P. Ignaz starb am 7. Oktober an Influenza, an eben dem Tage, da der Schweizerpater Rev. Alberich und die zwei Brüder Theophil und Basil Mariannahill verließen. Nun war die Mission wieder verwaist, die Neuankommenen verstanden ja noch nicht Sprache und Verhältnisse dort oben. Unser Schw. Vater hatte schon gleich nach P. Ignazius Abreise versucht, der oben angeführten Bestimmung des High Commissioners gemäß die vom Administrator von Rhodestia geforderte spezielle Erlaubnis zu meiner Rückf. hr zu erlangen. Die Antwort war abschlägig mit der Beifügung, für dieses Jahr keinen Versuch mehr zu machen. Doch nun nach dem so traurigen Tode unseres P. Ignaz probierte es unser Schw. Vater Abt doch wieder, die Genehmigung für meine Rückkehr zu erwirken. Und gegen alle Erwartung glückte es. Der apost. Präfekt Monsignore S. J. S. J. resp. sein Stellvertreter F. Barry von Salisbury (jetzt sein Nachfolger) erlangten durch persönliche Verwendung beim Acting Administrator (der eigentliche war abwesend), daß ich für die Zeit

hl. Sakramenten gewesen, welche das ganze Jahr noch nicht da waren. Obwohl recht erschöpft, freute er sich darob. Tags darauf am Montag sollten die Kinder alle in Ferien gehen, aber schon fühlten sich viele Kinder unwohl und das Wetter wurde plötzlich sehr kalt. Der größte Teil der Mädchen blieb hier und einige kehrten



Der gute Hirte. Von S. Bazka. Selbstverlag v. Mich. Zerike, Leipzig.

eines Jahres nach Rhodestia zurückkehren und dort verbleiben dürfe. Am 5. Nov. 1920 läuft der Termin ab, aber ich habe keinen Zweifel, daß er erneuert wird.

Neber den Tod unseres unvergeßlichen P. Ignaz meldete unter dem 8. 10. 19 Schwester Oberin von Triaschill folgende Einzelheiten: . . . „Am Sonntag war die Kirche ganz gefüllt und somit für den Priester lange Arbeit im Beichtstuhl. Er sagte nachher zu mir, es seien an den letzten Sonntagen viele Leute hier bei den

balb frank zurück. Es lagen letzte Woche ungefähr 32 Mädchen, etliche Knaben, auch Schw. Julia, Polykarpa, Alfreda; auch ich hatte 39 Grad Fieber, konnte mich aber ziemlich aufrecht halten. Montag abend — es war der 29. September 1919 — um 5½ Uhr kam Hochw. Pater Ignatius in die Sakristei und sagte nur kurz: Ich bin nach Dera gerufen und fühle mich selbst frank. Ich sagte noch, er möge doch das Pferd nehmen, indes verichwand er schon; ich ging gleich hinunter, ließ

das Pferd herbeibringen, jattelte es und schickte es nach. Tags darauf, bald nach der hl. Messe legte sich P. Ignatius; er hatte Schüttelfrost. Er nahm dreimal Chinin, mußte es aber immer brechen; auch sonst mußte er mehrere Tage alles brechen, was er zu sich nahm. Als ich am Freitag große Besorgnis äußerte, jagte er, es sei noch keine Gefahr, seine Lunge sei noch frei . . . In der Nacht vom Freitag auf Samstag, ich meine um 12½ Uhr, kam Fr. Benno mich rufen. Hochw. P. Ignaz sagte dann, Lungenentzündung sei eingetreten. Wir machten gleich alle Anwendungen, . . . doch trotz alledem, die Lungenentzündung schritt voran. Ich ging stündlich und noch öfter hinunter, um nachzusehen und zu helfen. Am Samstag war nach Kusapi geschickt worden, um einen Arzt zu rufen, und nach Monte Cassino, um Hochw. P. Gardner zu holen. Ersterer kam nicht (statt seiner ward der von Inyanga gerufen, welcher erst nach dem Tode des P. Ignatius anlangte und man eine Rechnung von 210 Mark für seine Tour vorlegte). P. Gardner konnte vor Montag abend nicht kommen. Am Sonntag früh um ¼ 4 Uhr ungefähr jagte der Kranke zu mir, er habe eine Bitte, ich möge hinaufgehen, die Kirchentüre öffnen und ihn hinaufführen, damit er sich selbst die hl. Weggehrung reiche. Er sagte, es sei nichts mehr zu vorderben, nachdem man alles getan habe und er doch sterben müsse. Wie mir dabei zu Mute war, kann ich nicht beschreiben, aber ich willfuhr seiner Bitte und führte ihn, wohl sehr mühsam für ihn, zur Kirche, wo er ein wenig in der Sakristei auf dem Stuhle ruhte. Nachdem ich ihm helfend Rochet und Stola angelegt, war auch Schw. Monika schon bereits in der Kirche und dann führten wir ihn mitammen die Altarstufen hinauf, worauf er mit stark zitternder Hand den Tabernakel öffnete und das Ciborium nahm. Dann kniete er nieder, ziemlich lang, so daß ich anfing zu zweifeln, ob er sich wieder erheben würde. Als er sich endlich hierzu anschickte, halfen wir 2 Schwestern ihm, worauf er die hl. Hostie in seiner Hand anbetete und sich selbst reichete. Etwas so Rührendes habe ich noch nie in meinem Leben gesehen. Ja, sein tiefer frommer Glaube, dies Bild großer Frömmigkeit hält uns noch aufrecht in diesen traurigen Stunden, in welchen wir uns jetzt befinden. Kopfschmerzen und der Husten quälten ihn am meisten, besonders in der Nacht vom Sonntag auf Montag. Am Montag Nachmittag kam Hochw. P. Gardner hier an, dem er bald zu beichten wünschte, um 6 Uhr abends. Im Laufe des Tages hatte der Husten ganz aufgehört, nur das Fieber blieb gleich hoch. Am 10 Uhr schlief er ein wenig ein bis um 12 Uhr; ich hatte die beste Hoffnung, merkte aber daran, daß er anfing, etwas wirr zu reden. Doch verlief die zweite Hälfte der Nacht sehr ruhig. Am andern Morgen wollte er sich ankleiden, ernste Beschäftigung zu beginnen; er jagte, er habe keine Schmerzen mehr usw. Ich traute dem nicht, war ihm aber behilflich, sich anzuziehen. Es war eine recht warme Nacht gewesen. Fertig angekleidet, mußte er sich hinlegen. Kurz vor 12 Uhr gab ich ihm eine Tasse Süßneruppe löffelweise ein; er sprach nichts mehr und kam mir plötzlich so eigentümlich schwach vor. Ich ging schnell P. Gardner rufen, welcher im Nebenzimmer beim Mittagessen war; derselbe gab ihm gleich die letzte Delung und betete darnach die Sterbegebete. Er litt viel, sehr viel noch in diesen Stunden von 12—7 Uhr, da er seine Seele aushauchte. Aber kein Wort, keine Klage kam mehr über seine Lippen. Nachdem P. Gardner seine Sterbegebete beendet, begann der Kranke

ein Gebet mit ziemlich kräftiger und deutlicher Stimme in lateinischer und hebräischer Sprache. Fr. Benno jagte, die Worte „Du wirst einziehen in die Tore Jerusalems“ seien darin vorgekommen. Die Schwestern waren alle bei seinem Tode zugegen, welcher nichts anderes als ein süßes Hinüberschlummern war. . . . Ja, mußten wir alle sagen, wenn ein Heiliger eines solchen schmerzlichen Todes stirbt, was wird dann mit uns armen Sündern werden! . . . Gleich dem göttlichen Meister entfuhr ein lauter Schrei seinen Lippen, als ein starker Stoß ihn schüttelte, der wahrscheinlich das Herz brach. Heute (gestern abend starb er) noch ist er aufgebahrt und morgen am 9. wird er bestattet werden.“

Die Schwestern haben die allerhöchste Verehrung gegen den teuren Toten. Eine schreibt: „Auch Sie Hochw. Herr Vater würden am Grabe des teuren Dahingeshiedenen fühlen, wo seine teure Seele weilt. Bei Gott, muß jedermann sagen, der dort verweilt. Dies ist der Trost, der uns geblieben und der uns jagt; er betet für uns bei Gott, und ohne daß man es will, betet man auch dort: „Heiliger Vater Ignatius, bitte für uns.“ Eine andere meldet: „Der Tod unseres guten, allerwärts verehrten Vaters Ignatius hat unserem Herzen eine zu tiefe Wunde geschlagen. Schwestern wie Kinder haben so bitterlich geweint an seiner Leiche, daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen. Er lag so schön aufgebahrt in priesterlichen Kleidern zwischen Grün, Kerzen und Rosen, daß wir uns gar nicht von ihm trennen konnten. Stundenlang konnte man bei ihm knien und ihn anschauen, man wurde nicht müde.“ Eine dritte berichtet: „Am Herz-Heu-Freitag hatten wir noch hl. Messe, nicht ahnend, daß es Hochw. P. Ignatius' letzte Messe sei. . . . Aber da — wir saßen alle am Dienstag Mittag ruhig bei Tisch, als lb. Fr. Oberin die Türe leise öffnete und sagte: „Schwestern, kommt schnell, wenn ihr P. Ignatius nochmals sehen wollt.“ Es war uns, als wenn ein Lichtstrahl uns darniedergereschmettert hätte. Den tiefen Schmerz, den wir am Sterbelager unseres Hochw. P. Ignatius fühlten, können wir nicht beschreiben, es war, als ob das Herz uns brechen wollte. Und erst die armen Schwarzen! . . . Ruhig wie er gelebt, so starb er auch — in einer hl. Ruhe, obwohl unter großen Schmerzen. Am nächsten Morgen bahrten wir die teure Leiche auf. O, wie schön lag Se. Hochwürden da. Ganz in Rosen — weiß und rot — gebettet! . . . Die schwerkranken Kinder ließen sich nicht nehmen und schleppten sich hinauf, die teure Leiche zu sehen.“

P. Ignaz Krauspenhaar war ein treuer Mariannhiller. Gerade 2 Jahre vor seinem Tode, 7. Okt. 1917, eben aus dem Camp entlassen, schrieb er mir ins Camp zurück: „Gott sei Dank, daß ich wieder hier bin in meinem lieben Mariannhill. Ich war sehr überrascht, es hat sich verändert, seit ich nicht mehr hier war, es ist viel schöner geworden an Bauwerken und Gärten. In der Klosterkirche steht jetzt ein prächtig gearbeiteter Hochaltar, der bis an die Decke reicht, ein Kunstwerk, das die Brüder in ihren Mußestunden, die ihnen der Krieg verschafft hat, ausgeführt haben. . . . In Pinetown meldete ich mich bei der Polizeistation. . . . Als ich fertig war, standen die Nuben mit ihren Wankeln schon da. Ich ging aber zu Fuß; dieser Weg war zu schön, zu reich an alten schönen Erinnerungen.“

P. Ignaz war ein Deutschböhmee und stand bei seinem Tode im 29. Lebensjahre. Nach Mariannhill kam er

1909, nach Triashill 1912. Bevor er in Mariannahill eintrat, war er verschiedene Jahre Weltpriester. Seine theologischen Studien hat er in Wien und besonders in Innsbruck bei den Jesuiten gemacht. Er war ein ausgezeichnete Denker, ruhig und klar und bestimmt im Urteil. Körperlich nicht sehr stark, gab er sich seinen beschwerlichen Missionärspflichten mit unentwegter Pflichttreue hin. Immer war er viel in Nachdenken versunken über all die großen Probleme der Menschheit, dabei aber auch erfüllt von einem reichen historischen und allgemeinen Wissen, sodaß es stets interessant und angenehm war, mit ihm Unterhaltung zu pflegen. Alles oberflächliche Gerede war ihm zuwider. Besonders im letzten Jahre, stehend unter dem Eindruck der furchtbaren Kriegsergebnisse und der darauffolgenden trostlosen Versuche, einen wahren Frieden zu erzielen, begann er an der Menschheit zu verzweifeln und neigte immer mehr der Anschauung zu, es gebe keine wahre Neubelebung der Menschheit mehr, sie sei vielmehr in ihr Greisenalter eingetreten und es dürfte wohl nach ein paar Jahrhunderten der Untergang kommen. Das veranlaßte ihn, sich eingehender mit den modernen Prophezeiungen eines Barthol. Holzhauser u. a. zu befassen, vor allem aber die Apokalypse in diesem Sinne zu studieren und zu prüfen. Dabei vertiefte er sich in die Kirchengeschichte von Leop. v. Stolberg, die er ungemein hoch anschlagt, eben zu dem Zwecke, um Material für seine oben erwähnten Studien zu holen. Er war bereits mit seiner kleinen Studie so weit fertig und wollte sie nur noch rein schreiben und mir dann übermachen, wie er wiederholt mir sagte, da mußte er nach Rhodesia gehen. Hier nun begann er die Handschrift, unter dem 9. 9. 19. Einen Monat später war er schon im stillen Grabe. Es ergriff mich nicht wenig, als ich nach seinem Tode das Manuskript zugesandt bekam, von dem er sechs Seiten reingeschrieben, das andere aber stenographiert hatte, und die markant geschriebene Heberschrift las:

„Siehe, ich komme bald“.

Die paar Einleitungsworte will ich hierher setzen.

„Ich glaube, die lieben Leser nicht erst darauf aufmerksam machen zu müssen, welcher Segen auf den herniedersteigen wird, der mit frommem Sinne an die Lesung dieses hl. Buches geht, da der hl. Geist ihn selbst selig preist, wohl aber will ich zum Verständnis des Kommenden gleich darauf hinweisen, daß hier bereits an zwei Stellen von der Nähe der Zeit und von der Nähe der Erfüllung der gemachten Weissagungen die Rede ist; will man aber den Worten des Apostels nicht Gewalt antun, dann darf man nicht die prophezeiten Ereignisse in späte Jahrtausende verlegen, wie es heute noch verschiedene Ausleger tun, sondern muß zugeben, daß der Hauptsache nach die Offenbarung bereits in Erfüllung gegangen ist, was ich im Folgenden näher ausführen werde.“

Mit P. Ignaz hat Mariannahill einen äußerst empfindlichen Verlust erlitten. Möge Gott in seiner Güte andere Berufe draußen erwecken, daß sie uns hier in dem Riesemissionsfeld mit dem immer spärlicher werdenden Missionspersonal zu Hilfe kommen. Ein wahrer Himmelstrost ist es, gerade in unserem letzten Totenzettel zu lesen:

„Ein junger tschechischer Priester hat sich beim Lesen der Todesnachricht des Rev. P. Ignatius bereit erklärt, seinen Platz einzunehmen und bittet um das Gebet, um die Schwierigkeiten überwinden zu können.“

Aber was ist Einer, wo so viele notwendig wären! Doch wir wollen mit Dank gegen Gott sagen, auch Einer ist schon ungemein viel wert!

Ueber die Mission in Rhodesia hat P. Ignaz in seinem ersten Brief von dort unter dem 5. 9. 19 Folgendes berichtet:

„Sie müssen sich schon etwas gedulden, bis ich ein wenig zum Auschnaufen komme. Ich kann heute nicht viel erzählen, da es schon zu dunkeln beginnt; die ganze Woche habe ich keinen Augenblick Zeit gefunden, nicht einmal zehn Minuten lang für die Zeitung. Aber ich freue mich, daß es so geht, ein Zeichen, daß die Mission noch nicht ganz ruiniert ist. Ueberhaupt kann ich Ihnen die tröstliche Mitteilung machen, daß ich angenehm enttäuscht war, indem ich die Mission in besserem Zustande fand, als ich anfänglich erwartet hatte. F. Gardner hat sich ehrlich bemüht, das Zeugnis muß ich ihm ausstellen; bei seiner Taubheit ist eine ziemlich umfangreiche Kenntnis der Sprache anzueignen, ist keine Kleinigkeit. Der Britto, der Alois (2 Lehrer) und noch einige waren gleich zur Stelle, als ich in Nulapi ausstieg, aber sie wußten gar nicht, was sie tun sollten; mit großen Augen starrten sie mich immer wieder an, wie einen, der von den Toten zurückgekehrt ist. In Triashill ging's schon lauter zu, natürlich mußte ich mir einen feierlichen Einzug unter Glockengeläute in die illuminierte Kirche gefallen lassen; ich dachte mir halt man darf doch keinem seine Freude verderben.“

Am Sonntag war die Kirche voll, ich war erstaunt, da man mir doch gesagt hatte, die entfernteren Christen wüßten noch nichts von meiner Ankunft. Wahrscheinlich hat schon in aller Frühe der drahtlose Kaffertelegraph selbsttätig gearbeitet. Die Predigt wurde unter lautlosem Stillschweigen angehört; man staunte mich wieder an wie den Lazarus, der aus dem Grabe wiederkam. Es ging besser als ich geglaubt hatte; bin nicht stecken geblieben, trotzdem ich nichts aufgeschrieben hatte und auch keine andere Vorbereitung erübrigen konnte, als das, was ich während der langen Nachtstunden im Geiste sammelte, während mich das Dampfroß durch die fruchtbaren Ebenen Transvaals oder durch die sandigen Flächen des Bechuana-landes trug. Mittwoch war ich in St. Barbara; da war natürlich die Freude groß und lebhaft, besonders unter den Alten, meinen früheren Freunden. Dort und weiter in den Reservaten scheint die Mission weniger gelitten zu haben als hier oben.“

Als Nachtrag bringe ich hier den Brief, den der Bürgermeister von Salisbury an unsere Schwester Oberin richtete, nachdem sie auf seine Einladung hin mit sieben anderen unserer (resp. Monte Cassinos) Schwestern 4 Wochen lang während der schrecklich wütenden Influenza die Kranken unter den größten Opfern gepflegt hatte. Der Brief trägt das herrliche Bürgermeisterwappen und lautet:

Mayor's Parlour, Salisbury, Rhodesia.

From

14. Nov. 1918.

The Mayor of Salisbury.

Chrm. Mutter Agatha!

Da nunmehr das Drillhall Krankenhaus geschlossen ist, so möchte ich Ihnen und den Schwestern für all die guten Werke, die Sie verrichtet haben, danken. Sie waren die ersten, die ihre Dienste anboten und die letzten, die ihre Arbeit einstellten. Ohne Sie hätte das

Krankenhaus nicht eröffnet werden können; ich wünsche Ihnen mitzuteilen, wie hoch ich Ihre Arbeit schätze.

Da nunmehr der Friede bevorsteht, so vertraue ich, daß die Nationen zu wahrer Freundschaft kommen werden. Möge Gott Sie und Ihr Werk segnen und möge er Sie alle zu einem glücklichen und friedlichen Leben in der Zukunft führen.

Mit nochmaligem Dank und den besten Grüßen  
Ihr sehr ergebener  
N. N.

Begen ihrer vorzüglichen Dienste ward den Schwestern am nächsten Tage mitgeteilt, daß sie frei seien und in ihre Mission zurückkehren könnten. Bei der Abreise erwies man den Schwestern höchste Aufmerksamkeit. Während ihrer eineinhalbjähr. Kriegsgefangenschaft wohnten die Schwestern in dem ehemaligen Kaufhause Philippi u. Co. von Hamburg. Für ihren Unterhalt erhielten sie jeden Tag pro Schwester drei Schilling.

### Maria Loreto.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.  
(Fortsetzung.)

An den Wänden der Kapelle hingen noch die Blumenzweige und Blumenguirlanden, die für die Kirchweih aufgehängt worden waren. Die erste Arbeit in dem neugeweihten Kirchlein war nun, dieselben herunter zu nehmen und alles wieder in Ordnung zu bringen. Ich tat es mit dem Gefühl der tiefsten Dankbarkeit gegen den lieben Gott. Einige schwarze Mägdelein halfen mir dabei. Am Nachmittag des folgenden Tages trat ich, begleitet von meiner jugendlichen, kaum 16jährigen Hilfslehrerin Maria Rhoswitha, die Heimreise nach Czestochau an und zwar auf Schusters Rapen und mit einem tüchtigen Bergstock bewaffnet.

Glücklich auf der Missionsstation angekommen, wurde ich von den lieben Mitschwwestern freundlichst empfangen. Diesmal waren sie besonders lebenswürdig und mehrere darunter meinten, es sei doch gar zu einsam, ja fast unheimlich, hoch da oben auf dem Berge ganz allein mit dem einen erwachsenen Mädchen inmitten der zum Teil noch ganz wilden, heidnischen Bevölkerung zu wohnen. Auch unsere gute Oberin, Schwester Noja, stimmte den Schwestern bei und machte mir die überaus angenehme Mitteilung, daß ich von jetzt an noch eine Schwester bei mir haben sollte. Auch unser hochwürdiger P. Superior war der Ansicht, daß die jetzige Kriegszeit und Unruhen nicht darnach wären, um eine Schwester ganz allein zu lassen.

Am Montag ging ich, nunmehr in Begleitung unserer lieben Schw. Blasia, nach Maria Loreto hinauf. Jetzt wohnten wir zu Dritt in der stillen Bergkapelle. Schwester Blasia fühlte sich bald ganz heimisch oben auf dem Berge. Sie kochte für uns drei, putzte und ordnete alles gar emsig in der runden Kraalhütte, die nunmehr auch als Küche diente. Alles wurde spiegelblank und blitzte vor Sauberkeit. Jetzt konnte ich auch meine längst gehegten Pläne ausführen. In Begleitung meiner Mitschwester und eines größeren Schulknaben ging ich in die umliegenden Kraale, um Kinder für die Schule zu sammeln.

Alle Donnerstage kam unser hochwürdiger P. Eleggus Müller nach Maria Loreto. Er brachte uns immer die hl. Kommunion mit. Gegen 9 Uhr — sobald die umwohnenden Christen und Schulkinder beisammen wa-

ren, — las er dann die hl. Messe und hielt Predigt und Unterricht. O, welche Freude war das immer! Schon von weiter Ferne sahen wir den hochwürdigen P. Missionar von Czestochau herüberreiten und bereiteten uns mit Wonne und Inbrunst auf die hl. Kommunion vor. Voller Freude waren wir ob des Glückes, wieder eine hl. Messe hören zu können. Weithin schallte das Glöcklein und Christen und Heiden füllten gar bald das liebe, traute, neugeweihte Kirchlein. Bis alles zu Ende war, wurde es gewöhnlich 12 Uhr; nach einer kleinen Stärkung ritt P. Eleggus wieder heim.

An diesen Donnerstagen war bei gutem Wetter kein Elementarunterricht. Die Mädchen waren an diesen Tagen mit Nähen und Kliden, die Knaben mit Gartenarbeit beschäftigt. Die schwarze Hilfslehrerin Maria Rhoswitha beaufsichtigte die Mädchen und der größte Schulknabe die kleinsten und kleineren Knaben. Schwester Blasia und ich jedoch gingen an diesen Tagen auf die Suche nach Schäflein. Durch die hl. Kommunion und die hl. Messe neu gekräftigt und mit neuem Mute erfüllt wanderten wir beide mit unsern Bergstöcken oft stundenweit über Tal und Hügel, Berge und Schluchten; gar oft mußten wir Flüsse durchwaten, hatten oft recht viel unter dem heißen Sonnenbrande zu leiden und wurden auch oft von heftigem Regen und Sturmwinde überrascht, doch nichts vermochte unsere freudige Stimmung zu trüben. Noch jedesmal hatte der Herr unseren Ausgang gesegnet. Immer gewannen wir ein oder zwei Kinder, einmal sogar fünf, so vermehrte sich die Zahl meiner lieben Kleinen von Woche zu Woche sehr rasch. Am 26. Juli 1916 hatte ich mit nur 16 Kindern die Schule in der runden Kraalhütte begonnen und am 25. Oktober des gleichen Jahres waren es bereits 60 Kinder geworden. Gewiß eine ansehnliche Zahl! Müde, ja oft sehr müde und hungrig waren wir an solchen Gnadentagen den hohen Berg hinaufgestiegen, aber das Herz war übervoll von Freude. Wir hatten nach der hl. Messe, bevor wir unsere Wanderschaft antreten, gewöhnlich nur etwas Suppe und Brot und eine Tasse Tee zu uns genommen und wenn wir dann so spät abends heimkamen, da konnte unsere gute Schwester Blasia auch wieder nur ein dünnes Süppchen kochen. Wir sehnten uns, zur Ruhe zu kommen, damit wir am nächsten Tage am Freitag nachmittag nach 2 Uhr, die Heimreise nach Czestochau antreten konnten. Auch auf diesem Wege geht es nämlich bergauf, bergab. Unser hochwürdiger P. Superior hatte mir zwar das Kößlein „old Nelly“ zur Verfügung gestellt, aber ich zog es vor, zu Fuß zu gehen. Der Weg ist nämlich stellenweise überaus schlecht, steinig und gefährlich und ich habe es trotz der vielen Jahre immer noch nicht zur Kunstreiterin gebracht. In meinen Jugendjahren habe ich zwar viele solcher Kunstreiterinnen in Wien gesehen, aber damals achtete ich eben noch nicht, daß ich auch einmal so hoch zu Ross sitzen werde und zwar noch dazu mit einem „Nonnenschleier“ auf dem Haupte.

Wie gut war doch der liebe Gott stets zu uns gewesen! Mehrmals begegnete uns eine große, giftige Schlange, einmal verfolgte mich sogar solch ein böshafte Reptil, das ich, weil ich es im hohen Gras nicht bemerkt hatte, auf den Schwanz getreten hatte. Aber jedesmal entkamen wir glücklich der Gefahr. Einmal verfolgte uns ein wilder Stier und nur mit knapper Not entkamen wir diesmal. Der Herr fügte es, daß gerade vier oder fünf Kaffernmädchen uns entgegenkamen. Die Mädchen schleuderten nun einen Hagel von Steinen auf das Tier, worauf dieses zornig brüllend von dannen

eilte. Zweimal stürzte ich vom Pferde, aber, Gott sei Dank, immer in das weiche Gras, sodaß ich nicht zu Schaden kam. Wegen der mancherlei Gefahren war es notwendig, bei unseren wöchentlichen Wanderfahrten stets einen Begleiter mitzunehmen. Ich wählte dazu meinen größten und ältesten Schüler, den etwa 14jähr. Shenlana, einen recht treuherzigen und gutherzigen Jungen, einen echten Zukunfnaben. Er bildete sich aber auch auf sein Amt als Begleiter, Beschützer und gleichsam „Schutzengel“ der Schwester nicht wenig ein. Als er später getauft wurde, erhielt er den schönen Namen Archangelus; so etwas von „Engel“ mußte er haben. Er war aber auch ein sehr fleißiger Tageschüler, veräumte keinen einzigen Schultag, war stets der erste beim Kommen und der letzte beim Gehen; sein heimatischer Kraal

Na, Arbeit hatten wir genug vor uns und Pläne für die Zukunft hatte ich so viele im Kopfe, daß sie mich manche Nacht nicht schlafen ließen.

„Es gibt ein Glück — die Pflicht,  
Nur einen Trost — die Arbeit,  
Nur einen Genuß — das Schöne.“

Carmen Silva.

Ende Okt. 1916 kam zum erstenmale der Herr Schulinspektor in das Kirchlein auf dem Berge. Er war nicht wenig erstaunt, so viele Kinder in der Schule zu sehen und sprach seine Freude und Zufriedenheit darüber aus. Am 17. Dezember war dann Schulschluß und begannen die Ferien, die wir daheim auf der Station Czestochau zubringen konnten. Hochw. P. Clegius jedoch ritt auch während der Ferien nach Maria Loreto, zeit-



Grabmal des Abt Franz.

war etwa 25 Meter von der Schule entfernt. Da Archangelus schon früher ungefähr 1 Jahr in der Stationschule von Czestochau gewesen war, so hatte er in der hl. Religion schon ziemliche Kenntnisse. Er hatte bei den braven Schulknaben von Czestochau, welche unter der Obhut des ehrw. Bruders Gerold recht schön und andächtig beten lernen, schon recht viel gelernt und so ließ ihn denn unser hochw. P. Superior schon recht bald zu den hl. Sakramenten gehen. Wir hatten also einen sehr frommen Begleiter. Wenn wir zwei Schwestern, eine hinter der anderen, den Rosenkranz in der einen und den Bergstock in der andern Hand haltend, des Weges gingen, so tat der Knabe desgleichen; auch er zog sein Rosenkränzlein heraus und ging in tiefstem Schweigen vor uns her. Maria Mhoswitha aber folgte uns, auf dem Kopfe den Korb tragend, indem alle Wochen unsere Lebensmittel: Brot, Fett, Gemüse, Karioffel, Eier, Lee, Zucker den Berg hinauf getragen werden. Später, so hofften wir, sollte das besser werden, wenn wir einmal selbst ein Gärtchen auf dem Monte Loreto hätten.

weise auch an einem Sonntage, um den dort wohnenden Christen und Schulkindern Gelegenheit zum Gottesdienst und Sakramentenempfang zu bieten. Einige Tage während der Ferien gingen wir auch mit unserer lieben Schwester Oberin nach Maria Loreto hinauf, teils um nachzusehen, ob noch alles in Ordnung ist, teils um aufzuräumen, teils auch, um unserer guten Mutter einmal die stille, angenehme Einsamkeit und Ruhe, deren sie so sehr bedurfte, genießen zu lassen. Befriedigt kehrten wir immer wieder nach Czestochau zurück.

(Fortsetzung folgt.)

### Sonntagsarbeit auf den Außenstationen

Von Bruder Nidor, R. M. M.

Viele unserer Christen wohnen soweit weg, daß es ihnen unmöglich ist, alle Sonntage hier nach Czestochau zu kommen, um dem Gottesdienst beizuwohnen. Solche, welche eine oder eine und eine halbe Wegstunde entfernt sind, kommen regelmäßig, wenn nicht besondere

Einberauste entgegen sind. Natürlich gibt es auch solche, welche sich von der kleinsten Schwierigkeit abhalten lassen. Wegen dieser Nahegelegenen wäre es nicht absolut notwendig, Außengottesdienst zu halten, aber es sind noch viele da, welche zwei, drei und mehr Stunden entfernt wohnen. Solchen Leuten muß geholfen werden, indem der Priester zu ihnen kommt, andernfalls würden sie höchst selten Gelegenheit haben, die hl. Messe zu hören und die hl. Sakramente zu empfangen. Denn niemand kann verlangen, daß sie sich schon tags zuvor auf den Weg machen, um hierher zu kommen, umso mehr, da viele von ihnen auf der Farm von Weißen wohnen und diese sie nicht gehen lassen, bevor nicht die Arbeit fertig ist. Nur ein Beispiel, um zu zeigen, mit welchen Schwierigkeiten und Opfern hierzulande der Besuch des Gottesdienstes verbunden sein kann. Williams oder zu deutsch Wilhelm, welcher noch weit über der Außenstelle „Inkonzo“ draußen wohnt, jagte mir einmal, daß er schon um zwei Uhr morgens aufstehe, um das Pferd von der Weide zu holen und dann damit nach Ezenstochau zu reiten, um dort die hl. Sakramente zu empfangen. Er kommt gewöhnlich um 7 oder 7½ Uhr hier an. Es sei hier erwähnt, daß dieser Mann regelmäßig am ersten Sonntag im Monat hierher kommt, um den Herz Jesu-Freitag zu halten.

Daß es auch genug Arbeit für den Priester gibt, der hinaus reiten muß, kann sich jeder selbst denken. Gewöhnlich gehen wir, — ich habe nämlich die Ehre, ihn zu begleiten, wobei ich ihm dann auch bei der hl. Messe diene und eine kleine Christenlehre halte, — um 5 Uhr oder 5½ Uhr fort und kommen dann zwischen 2 und 4 Uhr nachmittags wieder heim. Sind noch Krankenbesuche zu machen, so wird es natürlich noch später; so find wir schon bei Nacht fortgeritten und bei Nacht wieder heimgelommen. Es ist bewunderungswürdig, wie lange solche Kranke nuchtern bleiben. Wenn der Priester weiß, daß ein Kranker da ist, welcher die hl. Sakramente empfangen will, so nimmt er das Allerheiligste mit und geht zuerst zum Kranken. Aber manchmal erfährt er es erst, wenn wir zur Stelle kommen. Dann muß natürlich der Kranke warten, bis alle gebeichtet haben, bis die hl. Messe, Predigt und Christenlehre vorüber ist, dann erst können wir zu dem eine Stunde und oft noch weiter entfernten Kranken gehen. Da wirds gewöhnlich 1 Uhr, bis er kommunizieren kann. Manche der Leser werden auch wissen wollen, wie es bei einem solchen Verzehgung zugeht. Das ist so einfach wie möglich. Kein Kocher, Verzehglocke und Laterne ist zu sehen. Das Allerheiligste trägt der Priester auf der Brust in einer Bursa. Die Vorübergehenden wissen nur, daß das Allerheiligste vorübergetragen wird, weil der Priester stillschweigend, ohne zu grüßen, vorbereitet. Was mich selbst betrifft, so ist es eine meiner größten Missionsfreuden, hoch zu Ross mit dem lieben Heiland über Berg und Tal zu reiten. Ich habe nämlich in der Heimat gar manchemal den Priester auf Verzehgängen begleitet, deshalb ist es mir immer eine angenehme Erinnerung, wenn ich hier im Heidenlande das nämliche tun kann, wenn auch die Verhältnisse sehr verschieden sind: In der Heimat kurze Strecken auf guten Wegen, hier lange Strecken auf öfters fast ungangbaren Wegen. Wenn der Priester in den Kraal des Kranken kommt, wird ein kleines Altärchen errichtet, welches oft nur zu armfelig ausfällt, denn der Priester kann nicht viele Paramente mitnehmen, weil die zur hl. Messe nötigen Gerätschaften schnell die Taschen füllen, die Leute selbst haben gewöhnlich keine solchen Sachen, welche hierzu geeignet wären. Wenn wir auf der

Außenstation ankommen, so richte ich den Altar her, während der Priester gleich mit dem Beicht hören anfängt. Es tut mir leid, ihm nicht helfen zu können, denn manchmal sind es viele, so hatte er schon über 70. Gewöhnlich sind es 40 oder 50. Ist das Beicht hören fertig, dann beginnt gleich die heilige Messe, während welcher die Leute kommunizieren. Gewöhnlich fängt die hl. Messe um 9½ oder um 10 Uhr an, aber es ist auch schon 11 Uhr geworden. Nach der hl. Messe ist sofort Predigt mit nachfolgenden Gebeten für das allgemeine Wohl der Christenheit und Litanei; darnach halte ich eine kurze Katechese. Hier will ich auch kurz erwähnen, wie es mir bei meiner ersten Katechese ergangen ist. Ich begleitete den Priester, zur selben Zeit Rev. P. Thomas, nach Inkonzo, um ihm bei der hl. Messe zu dienen. Auf dem Wege dorthin sagte er mir: „Heute werden Sie die Katechese halten, wenn Sie stecken bleiben sollten, werde ich gleich da sein.“ Während des Beicht hörens bereitete ich mich also vor, um eine großartige Rede zu halten, aber, o wehe, als die Zeit da war, wurde mir gar sonderbar warm und ängstlich zu Mute und ehe noch einige armfelige Sätze konstruiert waren, stak ich schon fest und harrete mit heißem Verlangen auf Hilfe, welche mich aus der Klemme befreien sollte. Diese ließ auch nicht lange auf sich warten und ich verließ erleichterten Herzens den Schauplatz. Auf dem Heimwege lachten wir uns gehörig aus über das mißlungene Unternehmen. Es sei hier auch erwähnt, daß die Sprache sehr große Schwierigkeiten bereitet, weil sie ganz anders aufgebaut ist als die europäischen Sprachen. Viele Weiße bringen es nie so weit, ein regelrechtes Kaffrisch zu sprechen; solche sprechen dann das sogenannte Küchenkaffrisch, welches auf Deutsch so lautet: „Gehe Stall, bring Pferd, ich gehe krank Mann“. Am besten verstehen solche Weiße Kaffrisch, welche auf dem Lande aufgewachsen sind und viel mit Schwarzen verkehrt haben oder welche noch sehr jung nach Afrika kamen. Für ältere Personen ist es gewöhnlich sehr schwer und in vielen Fällen müssen sie zufrieden sein, wenn sie sich verständigen können.

Nach der Katechese wird das Frühstück und Mittagsmahl eingenommen. Vielleicht will jemand wissen, worin dies besteht. In den meisten Fällen besteht es aus Sandwiches und Tee oder Kaffee. Sandwiches sind zwei Brotschnitte, zwischen welchen Butter und Fleisch eingelegt ist. Aber es geht nicht überall so einfach her, in Inkonzo und Ezalingenwa gibts regelmäßig ein Huhn, welches die Leute für uns kochen. Nachdem diese Arbeit getan ist, steigen wir wieder zu Pferd und treten den Heimweg an, vorausgesetzt, daß kein Krankenbesuch zu machen ist.

Wir haben hier in Ezenstochau 4 Außenstationen, wo Sonntagsgottesdienst gehalten wird; da am ersten Sonntag im Monat und an hohen Festtagen nicht hinausgegangen wird, weil es viele Arbeit daheim gibt, ferner weil öfters ein Priester anderswohin berufen wird, so kann es vorkommen, daß zwei Monate vergehen, bis die Leute wieder einmal Gottesdienst haben. Auf solchen Stationen wie hier wäre es eine dringliche Notwendigkeit, daß 3 Priester da wären, dann würden die Leute wenigstens einmal im Monat Gelegenheit haben, ihre Christenpflichten zu erfüllen. Hier in der Mission macht sich so recht fühlbar der Spruch: „Die Ernte ist groß, der Arbeiter aber sind wenige“. Das fühlt man um so mehr, wenn man durch das Land reist. Da findet man Stellen, wo Kraal an Kraal steht; aber nur zu oft sind die Leute noch Heiden oder gehören irgend einer Sekte an. Da kommt einem schon unwillkürlich der

Wunsch: O, wenn doch recht viele seeleneifrige Priester da wären, oder auch, o, wenn doch alle guten Christen sich vereinigen und den lieben Gott bitten würden, daß sein Reich sich überall immer mehr ausbreite; es müßte dieses Gebet nach meiner Ansicht von sehr großer Wirkung sein und nach dem Tode würde gar mancher, der jetzt daheim ist und doch gerne in die Mission möchte, sehen, daß er durch sein Gebet gar viele Seelen in den Himmel gebracht hat. Doch ich will absolut keine Kredit halten, obwohl ich mich obiger Bemerkung nicht enthalten konnte angesichts der vielen Heiden und Irigläubigen, welche um uns wohnen.

Ich habe bis hierher nur im allgemeinen über unsere Außenstationen gesprochen, oder eigentlich darüber, wie der Gottesdienst dort gehalten wird und was sonst noch damit verbunden ist. Um den verehrten Lesern einen noch genaueren Einblick zu gewähren, will ich nun einen Sonntag herausnehmen und erzählen, was sich zugetragen hat. Es ist kein Sonntag, an welchem sich Außergewöhnliches zugetragen hat, ich kann sagen, es ist so ein Durchschnitts-Sonntag.

Nachdem Rev. P. Eligius drei Kranken auf der Station die hl. Kommunion gebracht hatte, ritten wir fort. Es war ein schöner Morgen und die Sonne war schon aufgegangen; es war nämlich im Januar, eine Zeit, da wir Hochsommer haben. Nach kurzem Ritt durch das Wasserndorf kamen wir zum Kraal des Hermann, dessen Frau Theresia krank war. Rev. P. Eligius stieg vor: Sattel, hörte sie Beicht und spendete ihr die hl. Kommunion. Dann ritten wir wieder weiter, einen Berg hinan. Beim Kraal des Wilhelm hielten wir an und fragten nach seinem Befinden, denn wir wußten, daß er krank ist, oder wenigstens war. Seine Tochter Venantia guckte bei der Türze heraus und erklärte, er sei vollkommen gesund. Wir ritten weiter den Berg hinan, welcher das Umzimfulutal vom Ingwangwanetal trennt. Als wir oben waren, trennten wir uns; Rev. P. Eligius ging zu einem Knaben Namens Stephan, welcher einen bösen Fuß hatte und daher nicht gehen konnte. Er hatte ihm zuvor sagen lassen, daß er kommen werde. Ich nahm den geraden Weg zur Kapelle. Hier muß ich auch bemerken, daß man gerade Wege wie in Europa, hier gar nicht kennt; hinüber und herüber, bergauf und bergab, so geht es fast unaufhörlich fort. Als wir uns trennten, lernte ich auch Pferdefreundschaft kennen; denn kaum hatte P. Eligius einen anderen Weg eingeschlagen, als mein Pferd zu wiehern anfang und nicht eher aufhörte, bis sein Freund droben bei der Kapelle ankam. Die Kapelle steht auf einem Bergkegel; derselbe ist nicht gerade so hoch wie die umliegenden Berge, aber er gewährt einen ziemlich weiten Ausblick. Zwischen den Bergen hindurch sieht man hinauf bis zu den Drakensbergen, welche im Winter oft ganz mit Schnee bedeckt sind. Nahe drunten am Berge fließt der Ingwangwanefluß vorbei; er bildet die Grenze zwischen Natal und der Cape Colony. Am Flusse liegt Riverside, der Wohnsitz des steinreichen Mr. James Cole, welcher so viel Land besitzt, daß er sich in Europa bald mit einem König messen könnte. Es mag ungefähr 50 Jahre her sein, als er anfang, sich seinen Reichtum zusammenzuscharren; denn zu jener Zeit konnte man um ein Pferd, einen Sattel, eine Decke und dergleichen ein ganzes Stück Land von den Eingeborenen kaufen. Selbe achteten das Land für nichts; solange sie nur Felder und Weide für sich hatten, waren sie zufrieden, das Ueberflüssige gaben sie dann um einen Spottpreis weg, wenn sich Gelegenheit bot. Sie haben aber so Unrecht

nicht gehabt, denn erstens konnten sie es nicht bearbeiten und zweitens hätte man es ihnen später doch genommen. Jetzt ist es bereits ganz anders, gutes Land kostet bereits viel Geld, besonders wenn es nahe an der Eisenbahn oder nahe an einem größeren Handelsplatz gelegen ist. Die Schwarzen wohnen jetzt auf eigens ihnen angewiesenen Ländereien oder auch auf den Farmen der Weißen, von welcher letzteren sie dann Felder bekommen; dafür müssen sie in der Säe- und Erntezeit für den Landeigentümer arbeiten. Bis jetzt haben die Eingeborenen noch genug Land; wenn es auch gerade nicht das beste ist, so können sie doch bei gehöriger Bearbeitung deselben sich davon ernähren. Man sieht von der Kapelle aus ziemlich weit in die Cape Colony hinein. Weit drüben auf einem Berge sieht man St. Bernard, eine Außenstation von Lourdes, auch zwei protestantische Schulen sind mitten auf dicht bewohnten Plätzen zu sehen. Es ist schade, daß gerade die Andersgläubigen oft die schönsten und geeignetsten Missionsplätze haben. Teilweise kommt es daher, weil sie früher im Lande waren, teilweise auch, weil wir Katholiken zu wenig Leute haben. Wäre es einerlei, zu welcher Religion man sich bekennt, dann hätte es ja nichts zu sagen; aber weil die Wahrheit nur in der einen Kirche Gottes zu finden ist und alle anderen folglich im Irrtum sind, so ist es etwas sehr trauriges, wenn man so viele, viele sieht, welche in einer so wichtigen Sache den rechten Weg nicht kennen.

Als ich zur Kapelle kam, war meine erste Arbeit, den Altar ein wenig zu zieren. Ich pflüchte Blumen, stäubte den Altar ab und brachte alles in Ordnung, so gut es eben ging. Kurz darauf kam auch P. Eligius mit dem Allerheiligsten. Er bewahrte dasselbe im Tabernakel auf, bis er die ältesten oder sonst schwächliche Leute Beicht gehört hatte, welche dann kommunizierten. Die anderen hatten zu warten bis zur hl. Messe. An diesem Tage waren gerade viele Beichten, weshalb es lange währte, bis die hl. Messe anfang. Während derselben wurde von den dortigen Schulkindern gesungen. Ich muß auch erwähnen, daß in Ingwangwane nicht bloß eine Kirche ist, es ist auch eine Schule da. Wenn hl. Messe ist, dienen die Schulbänke als Kirchenbänke. Chrv. Schw. Engelberta mit Schw. Blasja und einem oder zwei schwarzen Lehrern halten dort Schule. Sie gehen am Montag Morgen von Czenstochau fort und gehen am Freitag nach Schluß wieder heim. Wenn nichts außergewöhnliches dazwischen kommt, ist jeden Donnerstag hl. Messe. Während ich auf den anderen Außenstellen selbst Messe diene, dienen hier zwei schwarze Weiber, welche P. Eligius dafür unterrichtet hat. Meine Arbeit ist hier, den Leuten die Messgebete vorzubeten, sowie die Kommuniongebete; denn die Mehrzahl der älteren Leute ist im Lesen nicht bewandert, es ist ihnen ein unbegreifliches Geheimnis. Da ist es notwendig, nachzuhelfen, damit sie soviel Nutzen aus der hl. Messe und Kommunion ziehen, als eben möglich ist. In Gyalingenwa muß ich Messdiener und zu gleicher Zeit vorbeten. Dort haben wir erst vor einigen Monaten angefangen, Gottesdienst zu halten; deshalb ist alles noch primitiv. Auch die Kapelle ist nur ein großer runder Kraal. Der Altar ist aber jedesmal sehr schön geziert, welche Arbeit von der Ludovika, einer sehr guten Christenfrau, besorgt wird. Doch zurück zur Ingwangwane. Als die hl. Messe zu Ende war, hielt P. Eligius gleich die Predigt und darnach ich eine kleine Christenlehre. Als alles getan war, hielten wir unser Mahl. Heute mußte ich nicht kochen, was sonst immer



Erhöhle oder aus einem Berg hervorkamen. *Vier-*  
*ten* sei erwähnt, daß der Volksglaube, ausgehend von  
 der konkreten Bedeutung „Stengel“ von *uhlanga*,  
 die Erschaffung des Menschen von einer gewissen Zeit an  
 mit einem Maisstengel in Zusammenhang brachte. Von  
 diesem Irrtum war der Schritt nicht weit, für *ohlangeni*  
*ehlangeni* zu setzen, d. h. ein Stoppelfeld.  
 Andere ersetzten das nicht mehr verstandene *ohlangeni*  
 mit *emhlangeni*, d. h. Röhrriecht, und dies  
 führte schließlich zu *emanzini*, d. h. Wasser.

An weiteren Einzelheiten der Schöpfung wissen uns  
 die Alten Verschiedenes zu erzählen, dem Folgendes  
 entnommen sei:

„Die Welt (oder im engeren Sinn: Die Erde) war  
 zuerst da, ehe der erste Mensch ins Dasein kam“. Der  
 erste Mensch kam aus dem Röhrriecht hervor. Zuerst kam

jollen euch zur Nahrung dienen, auf daß ihr Fleisch und  
 Sauermilch esset.“ Er sah Wild und jagte: „Das Wild  
 heißt so und so“. Er jagte: „Das dort ist der  
 Elefant.“ Er jagte: „Das dort ist der Büffel.“ Er sah  
 das Feuer und jagte: „Schürt es, damit ihr kochen und  
 euch wärmen und gekochtes Fleisch essen könnt.“ Er sah  
 alles der Reihe nach und sagte: „Das heißt so, und das  
 heißt so,“ vom ersten bis zum letzten“.

Auch das biblische „Wachset und vermehret euch!“  
 findet sich wieder in den Aussagen „der Alten“: „Der  
 Allergrößte Himmels-gott sprach: Es soll untereinander  
 gezeugt werden (der Zulu-text weist auf ursprüngliche  
 Geschwisterheirat oder solche von nahen Blutsverwand-  
 ten hin), auf daß es dann welche gebe, die (von nicht  
 blutsverwandten Stämmen, entsprechend dem Zulu-  
 text) Bräute holen können und so gezeugt werde und die



Der Missionar (P. Thomas) ruft mit der Trompete die Leute zur Katechese.

der Mann hervor, dann erst das Weib. Beide heißen  
*unkulunkulu* (= *utulukulu* der erste Urahne). Er  
 sagte: „Seht, wir entstammen dem Röhrriecht (richtig:  
 dem Urrprünglichen)“, so sagte er zu dem Menschen, die  
 später ins Dasein kamen. Was nun die Gesamtheit der  
 Menschen anlangt, so heißt es, alle Menschen kommen vom  
 Urahnen, von dem nämlich, der zuerst ins Dasein kam“.  
 „Der Urahne war ein Mann, er hatte ein Weib. Den  
 Namen dieses Weibes weiß ich nicht. Er hatte also ein  
 Weib und erzeugte Kinder. Der Urahne brachte die  
 Kinder durch Zeugung (*zala* erzeugen, *dala* erschaffen)  
 hervor“. „Alle Dinge kamen mit dem Urahnen aus dem  
 Röhrriecht (richtig: dem Urrprünglichen) ins Dasein.  
 Alles, auch die Wildarten und das Korn, alles kam mit  
 den Urahnen ins Dasein.“

Einen Anklang an die biblische Vorführung der  
 Tiere vor Adam hören wir von „den Alten“ in folgender  
 Form: „Der Urahne sah die schon fertige Sonne und  
 sagte: „Seht da die Fackel, die euch leuchten soll, damit  
 ihr seht.“ Er sah das Kind und sagte: „Seht da die  
 Kinder! Kommt ins Dasein und seht die Kinder, sie

Menschen sich auf Erden vermehren, jodaß es dann  
 schwarze Könige gebe . . .“

Die Alten sagen auch: „Im Anfange hieß es: Ein  
 Garten verschwand nach oben“. Der Text ist klar gege-  
 ben, aber kein Eingeborener weiß ihn mehr zu erklär-  
 ren. Möglicherweise ist es ein Ueberrest einer früheren  
 Kenntnis vom verlorenen Paradies.

An eine Gotteserscheinung in Menschengestalt (wie  
 Gen. 18) erinnert folgende Aussage „der Alten“:  
 „Einige sagen, ein *unkulunkulu* (= *utulukulu*  
 Urahne) sei aus der Erde gekommen, der andere  
 (= *ukulunkulu* Gott) sei vom Himmel herab-  
 gekommen. Den, der in einem Nebel herab-  
 kam, kannte man nicht. Sie sagen, er sei ganz  
 weiß gewesen. Sie sagen, der herabkam, hieß „der-  
 jenige, welcher von jenseits des Fessens kommt.“ Sie  
 sagen, die Menschen auf Erden hätten sich vor ihm ge-  
 fürchtet. Da habe er gesagt: „Warum fürchtet ihr  
 euch vor mir, wo ich doch auch ein Mensch bin und euch  
 gleich sehe?“ Sie sagen, man habe dort, wo er hinkam,  
 Kinder genommen und ihn damit als Gast bewirtet. Sie

jagen aber, er habe nicht davon gegessen, sondern von seiner eigenen Nahrung, die er mitgebracht. Er blieb eine gewisse Zeit dort. Dann kam wieder ein Nebel, er verschwand, und er ward nicht mehr gesehen“.

Vom uMkulunkulu als solchen sagen die Alten: „Wir wissen nicht, wo er herkam, d. h. wir wissen nichts von seinem Ursprung.“ Davon, daß er ein Weib gehabt hätte, wissen wir nichts.“ Einer der Berichterstatter Callawahs versicherte: „Davon, was einige behaupten, als habe er (uMkulunkulu) ein Weib gehabt, habe ich nichts (von den Alten) gehört.“ Ein anderer äußerte sich im selben Sinn, er sagte: „Neber diesen Herrn im Himmel habe ich von meinen Vätern nicht sagen hören, er habe eine Mutter, noch, er habe ein Weib; nein, das habe ich nicht gehört.“ Daß es sich hier wirklich um den allergrößten Himmelsgott handelt, geht deutlich daraus hervor, daß die gesamte Zulu-tradition dem Urahn ein Weib zuerkennt.

(Fortsetzung folgt.)

### Erlebtes und Erlauschtes.

Von Br. Otto., R. M. M.

Wetterjegen mit der hl. Kreuzpartikel.

Im Hinterlande des Indischen Ozeans zieht, etwa 25 Stunden von der afrikanischen Küste entfernt und fast gleichlaufend mit ihr, ein Gebirge, von den Holländern Teufelsberge genannt.

Auf der Schattenseite der Höhen dieser Bergkette bleibt im Winter oft wochenlang Schnee liegen. Am Fuße der Drakensberge herrscht kälteres Wetter als an der Küste. Europäische Cerealien gedeihen hier vortrefflich. Die zahlreichen Bäche, welche das Wasser der Drakensberge zur See führen, lagern feine Erde an ihren Ufern ab, so daß Wetter und Boden fruchtbare Gegenden schaffen.

Eine Heimtücke besitzen diese Teufelsberge doch. Sie jenden im Sommer Hagelwetter ins Tal. Im heurigen Jahre 1919 wählte ein Farmer mehrere Tausend Säcke Weizen zu ernten. Am ersten Tage des Schnittes vernichtete ein Hagelwetter die ganze Hoffnung. Natürlich werden jene sich kräuselnden graugelben Wolkengebilde, welche sich zu Hagelwolken entwickeln, zur Sommerszeit auch mit Grauen betrachtet.

Unsere Station St. Josef in Nord-Natal liegt in der Hagelregion der Drakensberge. Im Sommer 1912 zog ein Hagelwetter gegen die Station heran. Der draußen stehende Mais war gefährdet. Der Missionar, ein frommer Mann, wußte schon, wie Gott allmächtig ist und wie er auch dieses Wetter unschädlich kann vorbeiziehen lassen.

Er ging in die Sakristei und gab mit der hl. Kreuzpartikel den Segen. Und siehe — während der Hagel auf der einen Seite von St. Josef kräftigst einrückte, kam das Maisfeld der Station, ohne verhagelt zu werden, glücklich davon.

Sicherlich hat der Missionar den Vorfall, wer will es ihm abstreiten, für eine Gebetsanhörung gehalten und wohl auch wieder frischen Mut im schweren Amte geschöpft.

#### Ein harter Kopf.

An einem Kaffer kann auch zuweilen das Härteste der Kopf sein. Der Kopf ist es eigentlich nicht, sondern es ist sein Wille; wenn er nicht will, so will er nicht. Auf dem Gebiete der Weltanschauung macht ein jeder, was er will, und der Kaffer nicht minder.

In einer kaffrischen Familie war es so: die Mutter und die Kinder, 4—5 Knaben und ebenso viel Mädchen waren katholisch, und der Vater blieb immer und immer noch Heide. Er war Arbeiter auf der Mission, hatte ein lebhaftes Temperament, sein Mund stand nie still. Bei den Missionaren suchte er sich mit Ausflüchten durchzu helfen. So gingen zwanzig Jahre herum.

Eines Nachts brach ein furchtbares Gewitter in dieser Gegend aus. Die obige Kaffernfamilie, Frau und Kinder — aber auch der heidnische Vater lagen um das Herdfeuer auf den Knien und beteten.

Ein Blitz schlug in den Nachbarskraal und zündete. Ein junger Bursche ward erschlagen; die übrigen flohen und der Kraal brannte nieder.

Dies alles sah der heidnische Mann; er und seine Familie flehten mit aufgehobenen Händen zu Gott um Schonung aus diesem Wetter.

Das Wetter ging vorbei. Der Mann glaubte nun an Gottes Beistand; doch Christ zu werden, das war noch immer zu viel.

Man kann annehmen, daß seine Familie doch auch manches Gebet für ihren Vater zum Himmel gesandt hat; denn Gottes Vorkehrung schickte ihm noch eine weitere Belehrung. Der Mann erlitt beim Fällen eines Baumes einen Armbruch und wurde arbeitsunfähig. Wieviel und welche innere Stürme dieser noch durchgemacht haben mochte, wissen wir nicht. Doch endlich wurde er mit sich fertig. Er erklärte sich bereit, unterrichtet zu werden und wurde nun auf die heilige Taufe vorbereitet.

Als er befähigt war, diese zu empfangen, war auch sein Armbruch geheilt.

Wie man sieht, gehen die Befehlungen der Kaffern nicht schablonenmäßig vor sich, sondern sind von individuellem Leben durchströmt.

#### Vorsicht ist die Mutter der Weisheit.

Die liebsten Schüler waren mir immer die Mariannahiller. Geweckt, wie sie waren, ließen sich mit ihnen rasch gute Erfolge erzielen. Geweckte Kinder müssen aber strenger überwacht werden, sonst treten die übermütigen Streiche häufiger auf.

In Mariannahill haben wir eine ganze Gruppe Stalloben, so daß sie eine eigene Abendsschule bilden können. Schulzwang besteht keiner, die Eltern rechnen auf den Lohn der Kinder; die Mission bekämpft die Unwissenheit und will möglichst wenig Analphabeten unter ihren Zugehörigen sehen — daher die Abendklasse.

Nun sagt ein deutsches Sprichwort: Jugend hat keine Tugend. Es gibt auch ein Zuckerrohrfeld, in welches man gewöhnlich nicht laufen soll. Doch wozu soll alles nach Regeln gehen? Wenn die Andern in der Kirche sind, so ist das eine schöne Gelegenheit, um das Zuckerrohrfeld zu besuchen. Das ist gewiß süßer; gedacht aetern.

Aber nun kommt die Sache heraus und Prügel sind gewiß. Jetzt heißt es durchzukommen; man besitzt schon soviel Erfahrung, um zu wissen, daß, wenn man sich willig stellt, die ganze Sache am gelindesten abläuft.

Um die Sache recht gelinde zu machen, werden zwei Hosen angezogen und überdies füttert man sie noch an einer gewissen Stelle gut aus. Nun kann dem Unwetter getrost entgegengehen werden. Das Unwetter kam und ging nieder; doch es dröhnte so dumpf, das war verdächtig — und so mußte schließlich der Rest der Prügel bloß in einer Hose ausgehalten werden.





## Reiseabenteuer und Missionsarbeiten eines Glaubenshelden in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

Obgleich der Regus dem Patriarchen geschrieben hatte, daß man ihn zu Bahlur freundlich empfangen würde, so gebot doch die Klugheit Vorsicht und es wurde beschlossen, daß ich zuerst mit dem Abessinier und einer zu meinem Schutze genügenden Mannschaft ans Land gehen und mir über die Gesinnung der Bewohner Gewißheit verschaffen sollte. Da ich überzeugt war, daß diese noch keinen Jesuiten gesehen hatten, so wählte ich, um nicht durch mein Ordenskleid Anstoß zu erregen, den Anzug eines Sodagar oder reichen Kaufmanns und stuerte mit dem leichtesten unserer Schiffe nach dem Ufer, wo sich unterdessen eine beträchtliche Schar Reiter versammelt hatte, während eine Schelwe uns entgegenruderte, worin sich vier Offiziere befanden, welche uns im Namen des in Bahlur den Oberbefehl führenden Scheiks begrüßten und als Geiseln an Bord bleiben sollten. Sie bewillkommten mich nach der Sitte ihres Landes, indem sie den Kopf neigten und mir die Hände küßten, ich empfing sie sehr zuvorkommend, entließ sie aber mit der Bemerkung, daß ich keiner Geiseln bedürfe, und die Versicherung des Scheiks, daß er uns gastfreundlich aufnehmen würde, mir vollkommen genüge. Dieses Verfahren machte auf den Scheik einen so günstigen Eindruck, daß er alsbald selbst erschien, um mir einen Besuch abzustatten. Ich bewirtete ihn und sein Gefolge mit Wein und Zuckerverk und, obgleich diesen Leuten durch ihr Gesetz verboten ist, Wein zu trinken, so trugen sie doch kein Bedenken, mir Bescheid zu tun. Auf meine Erkundigung, ob sein Gebieter schon durch den Regus von unserer Ankunft benachrichtigt sei, stellte er mir den Scheik Furt vor, welcher sich in seinem Gefolge befand und erst vor einigen Tagen das Hoflager verlassen hatte, und dieser versicherte mir, daß er dortselbst das uns empfehlende Schreiben des Regus gesehen habe. Später erfuhr ich, daß mit diesem Schreiben auch ein arabischer Hauptmann und Paulo Roqueira, der Enkel eines mit Christovam de Gama nach Abessinien gekommenen Portugiesen, eingetroffen waren, um uns abzuholen. Da übrigens die Aussagen des Scheiks und seiner Leute mit den Nachrichten, welche wir in Indien erhalten hatten, übereinstimmten und also der Landung kein weiteres Hindernis im Wege stand, so ließ ich alle unsere Flaggen aufhissen und die Mannschaft ihre Musketen abfeuern; die beiden andern Schiffe, die, um kein Mißtrauen zu erregen, auf der Höhe geblieben waren, antworteten sogleich mit ihrem schweren Geschütz, worüber unsere Gäste, obgleich ich sie vorher unterrichtet hatte, daß dies zu ihrer Ehre geschehe, in nicht geringe Angst ge-

rieten. Als diese sich entfernt hatten, legte ich sogleich mein geistliches Kleid wieder an und schidte die Schaluppe ab, um dem Patriarchen das Ergebnis meiner Nachforschungen mitzuteilen. Schon am folgenden Morgen wurde das Gepäck, welches außer unserer dürftigen Habe hauptsächlich aus Kirchengeräten, einer Bibliothek, Heiligenbildern und einigen Stücken Baumwollenzug, welches uns zur Bezahlung unserer Bedürfnisse auf der Reise dienen sollte, bestand, ans Ufer gebracht und der Patriarch verließ mit den Missionaren die Schiffe. Fast alle Matrosen und Soldaten wünschten ihm zu folgen, einige aus Frömmigkeit und um sich an dem Missionswerk zu beteiligen, die meisten aber aus anderen Beweggründen und um ihr Glück zu machen. Wir nahmen aber nur sehr wenige mit uns, weil wir den Befehlshaber des Geschwaders, welchem ein allzu große Verminderung seiner Mannschaft die Erreichung seines Zweckes unmöglich gemacht hätte, nicht beleidigen wollten. Die Schiffe gingen noch an demselben Tage unter Segel und überließen uns unserm Schicksal zu Bahlur im Reiche Dancali, einem kleinen, öden und unfruchtbaren Lande, dessen Bewohner ausschließlich Muhammedaner sind. Man hatte uns bei unserer Landung zwar freundlich aufgenommen, kaum aber befanden wir uns am Ufer, als die Beamten der Stadt, der Scheik nicht ausgenommen, uns umringten und den Geschenken, die sie von unserer Freigebigkeit erwarteten, mit solcher Begierde entgegenzogen, daß wir uns endlich entschließen mußten, einen unserer Ballen zu öffnen und jedem nach seinem Range mit einem größeren oder kleineren Lappen Rattun zu befriedigen. Man brachte nur einige Kamele und Esel herbei, um unser Gepäck aufzuladen; da diese aber nicht ausreichten, so mußten wir einen Teil desselben zu unserm nicht geringen Verdruß zurücklassen.

Am Himmelfahrtstage, 8. Mai 1625, brachen wir von Bahlur auf, um uns an das Hoflager des Königs von Dancali zu begeben. Wir hätten dieses in drei Tagen erreichen können, der Scheik Furt, welcher uns gegen unseren Willen mit einer Reiterchar begleitetete, führte uns aber nicht die nächste und bequemste Straße, sondern machte mit uns absichtlich einen großen Umweg durch öde und abschreckende Gegenden, wo wir in drei bis vier Tagen keinen Tropfen Wasser antrafen und das endlich gefundene so schmutzig und stinkend war, daß man die Augen schließen und die Nase zuhalten mußte, wenn man es trinken wollte. Nach einem Marsch von mehreren Tagen stießen wir auf den Bruder des Königs, welcher uns entgegen geschickt worden war. Der Scheik Furt, welcher uns offenbar nur begleitete, um uns möglichst viel abzupressen, ließ uns merken, daß es schicklich und gut sei, dem Prinzen ansehn-

liche Geschenke zu machen, und da wir die Landesfitt noch nicht kannten, so waren wir jogleich dazu bereit und überreichten ihm einige Stücke bunter, indischer Zeuge und einige aus Tellern, Tassen, Kästchen und einem Schreibzeuge bestehende Auswahl chinesischer Arbeiten. Alle diese Gegenstände gefielen ihm sehr wohl, doch wünschte er die chinesischen Seltenheiten gegen hunte Zeuge auszutauschen; wir entsprachen gerne seinem Verlangen, bald darauf aber forderte er auch die chinesischen Arbeiten, die er uns zurückgegeben hatte, und es blieb uns nichts anderes übrig, als sie ihm auszuliefern. Ein portugiesischer Soldat wollte ebenfalls dem Prinzen eine Ehre erweisen und ließ ein Duzend Musketen, die er mit sich führte, abfeuern; diese Begrüßung hätte mir jedoch bald das Leben gekostet, denn eine zu stark geladene Muskete sprang dem ungeschickten Manne aus der Hand und mir mit solcher Gewalt auf den Fuß, daß sie denselben der Länge nach spaltete. Unglücklicherweise hatten wir weder einen Wundarzt, noch irgend ein Heilmittel bei uns und ich mußte mich damit begnügen, den Fuß mit Streifen indischer Zeuge fest zusammenzubinden. Die gefährliche Wunde hinderte mich indessen, den Weg zu Fuß fortzusetzen und ich bestieg deshalb das mir vom Scheik Furt angebotene Pferd und dies war auch der einzige, wichtige Dienst, den uns dieser Maure auf der Reise leistete.

Am nächsten Morgen, als wir nicht mehr weit von dem Hoflager entfernt waren, brachte man uns Grüße von dem Könige und fünf Maultiere für die angesehensten Leute der Gesellschaft. Ich nahm eines derselben in Beschlag und die vier anderen Missionare folgten meinem Beispiele, die beiden Laienbrüder aber mußten zu Fuß weitergehen. Wir kamen nun durch einen etwa zwei Meilen breiten Wald, wo der Boden mit kaum ausgetrocknenen Heuschrecken, der größten und abscheulichsten Plage dieser ohnehin unfruchtbaren Gegenden, bedeckt war, und ritten dann noch anderthalb Meilen an einem kleinen Flusse hin, in dessen Nähe sich der König von Dancali aufzuhalten pflegt. Im Winter schwillt der Fluß durch die von den nahen Bergen herabstürzenden Gießbäche an, im Sommer aber ist sein Bett trocken und nur an dem darin wachsenden Rohre und Schilse erkennbar. Doch findet man hier stets, wenn man ein Loch gräbt, Wasser, womit auch wir uns, da unser Aufenthalt in dieser trostlosen Gegend in die heiße Jahreszeit fiel, begnügen mußten. Die am Fuße eines kleinen Berges liegende Residenz des Königs, welche wir alsbald zu Gesicht bekamen, besteht aus fünf bis sechs Zelten und etwa zwanzig Hütten, denen einige wilde Bäume und Gesträuche einen dürftigen Schatten gewähren. Zwei dieser Hütten sind für die Person des Königs, die übrigen für seine Mutter, seine Brüder und die vornehmsten Hofbeamten bestimmt. Er empfing uns zum erstenmale in einer einzeln stehenden, etwa einen Büchsenchuß weit von den übrigen entfernten Hütte, in deren Hintergrunde ein Thron aus Stein und Erde erbaut und mit einer Tapete und zwei Samtkissen bedeckt war. Dem Throne gegenüber stand das Pferd des Königs und an der Wand hing Sattel und sonstiges Geschirr, denn nach der Sitte des Landes wohnen Herr und Pferd beisammen und darin unterscheidet sich der König keineswegs von seinen Untertanen. Ringsum in dem Gemache saßen, als wir eintraten, etwa 50 Leute mit gekreuzten Beinen und wir hatten noch nicht lange auf dieselbe Weise Platz genommen, als mehrere Hofdiener erschienen, von denen der erste eine Kanne mit Honigmeth, ein anderer ein Trinkgefäß von Porzellan, ein

dritter eine Cocosnußschale mit Tabak und einen Topf Wasser und ein vierter Feuer und eine silberne Pfeife trug; unmittelbar hinter ihnen kam der König, in leichte Seidenstoffe gehüllt und mit einem Turbane auf dem Haupte, woran mehrere gut gearbeitete Ringe auf die Stirne herabhängen; statt des Szepters hielt er einen kurzen Wurfpieß in der Hand. Sein Gefolge bestand aus seinem Haushofmeister, seinem Finanzminister und dem Befehlshaber seiner Leibwache. Bei seinem Eintritt erhoben wir uns alle und setzten wir uns wieder; nachdem er sich aber auf einem kleinen, mit Samt überzogenen Stuhle niedergelassen hatte, standen wir zum zweitenmale auf, um ihm die Hand zu küssen. Nach dieser Förmlichkeit, während welcher kein Wort gesprochen wurde, hieß er uns durch seinen Dolmetscher willkommen und versprach uns allen möglichen Beistand, solange wir uns in seinem Gebiet befinden würden. Wir dankten ihm für seine Aufmerksamkeit und Güte und da mit diesem kurzen Zwiegespräch die Vorstellung zu Ende war, so verabschiedeten wir uns.

(Fortsetzung folgt.)

## An unsere verehrten Leser!

Das Vergißmeinnicht (der ganze Jahrgang) kostet um 1. Mai ab für solche, die es neu bestellen, 5 M. Bei direktem Einzelbezug erhöht sich der Preis für Porto um 1.20 M. Durch unsere Förderer bezogen, Lieferung portofrei. Unsere bisherigen Abonnenten bitten wir herzlichst, durch freiwillige Spenden die ungeheuren Ausgaben für Papier usw. decken zu helfen. Allen denen, die dieser in der letzten Nummer schon vorgebrachten Bitte so edelmütig entsprochen haben, ein recht herzliches Vergelt's Gott!

Die dankbare  
Mariannahiller Mission.

**Wer die Mission unterstützen will, der sammle Briefmarken!**



An Viele: Wir bitten unsere verehrten Wohltäter, bei Brief- oder Drucksachenwendungen immer die nötige Anzahl von Freimarken aufzukleben, da sonst die Mission so viel Straßporto zahlen muß. In Zweifelsfällen wolle man sich an der Post erkundigen.

J. W. P. Teilen Ihnen mit, daß wir Missionsalmoßen, Beiträge zu unserem Studienfond, Heidenfinder etc. jederzeit gerne entgegennehmen. Die Auslagen für das hl. Missionswert sind eben auch in demselben Maße gestiegen wie alles andere. Messen dagegen können wir vorderhand aus den in früheren Vergißmeinnichtnummern angegebenen Gründen immer noch nicht annehmen.

T. S. B. Wenn ein Rezbundmitglied stirbt, ist es nicht notwendig, den Namen eigens einzufenden.

Beichte: Wenden Sie sich in dieser Angelegenheit an Ihren Beichtvater. Hier kann man die Sache nicht kurz erledigen, weil für eine richtige Antwort vorerst noch verschiedene Fragen gestellt werden müßten.

Basel, Brief m. Einlage erh. — Ung. 3 Kr. als Dank f. Erhöhung. — E. Sch. 100 M. nach Angabe verw. — Kürnach 15 M. Alm. — Kirchdorf St. Klengen 50 M. als Dank

und Bitte. — Lohr 25 M „Josef.“ — Rosenheim Alm. als Dank und Bitte. — J. R. 170 dft. erh. — Bilsed B. M. Brief erh. — Schlierstadt 10 M. — Saarbrücken 200 M im März erh. — W. Dienstmädchen 20 M für Hilfe i. Ohrenleiden. — J. G. i. C. Betrag erh. — Dornbirn 60 Kr. als Dank. — Graz 30 Kr. Alm. als Dank. — Eisingersdorf Brief erh. u. befragt. — Oberkühbuch Betrag erh. — Hausen 5 M. — Ungenamt 5 M. — Unterleinach 20 M.

Gaben für Heidenkinder und Antoniusbrot sind, teils als Dank, teils als Bitte, eingegangen von: Zürich G. M. 20 Fr. — Winterthur 25 Fr. „Anna.“ — Mühlwil 25 Fr. „Wendelin Anton.“ — Solothurn 30 Fr. „Maria.“ — Zirkels 25 Fr. „Josefine“, 25 Fr. „Bernhard.“ — Schänis 25 Fr. „Anton.“ — Queck 4 M Antbrt. — U. F. R. 25 M „Maria.“ — Frankfurt 10 M Antbrt. — Herbolzheim 15 M Antbrt. — A. R. R. 40 M Alm. u. Hdt. „Maria.“ — Fr. R. 21 M „Antonius.“ — S. Chr. 57 M für „Josef“ und „Gebhard“ u. Alm. — Wasseralfingen „Josef Anton“ und „Maria“ u. Alm. — Tannesberg Antbrt. u. 105 M für 5 Hdt. — Walkes 2 Hdt. — Treuchtlingen 2 Hdt. u. Almosen. — Bohenheim „Clemens.“ — Felskirchen U. F. 1 Hdt. — Niederlauterbach U. C. 3 Hdt. — Wentheim Antbrt. Zettlingen 31 M „Maria Anna.“ — Loutzwiller P. B. M. „Josef Anton Peter Paul.“ — B. C. R. „Maria Magdalena.“ — M. Sch. Josef Josefine, Margaretha Maria Johanna. — M. St. Geschw. J. u. Ib. B. Antbrt. — Karlsruhe 25 M „Judas Thaddäus.“ — Wurmansquid „Kofamunde und Josef.“ — Alfeld Antbrt. — Regensburg 2 Hdt. Th. u. M. — Dettelbach Antbrt. — Achern „Felizitas.“ — St. Pölten 2 Hdt. — Gleisdorf 200 Kr. „Johann u. Maria.“ — Wien XIII/2, 50 Kr. „Maria u. Josef.“ — Fürstfeld „Adalbert.“ — Graz K. K. „Katharina.“ — St. Ulrich „Josef, Maria, Johannes.“ — Wartberg „Maria.“ — Würzburg R. Fr. 132 M f. 3 Hdt. u. Miß. Alm. — Nr. 26 25 M „Maria Josefa“ und 2 M Antbrt.

Horhausen: Betrag von 8 M wurde uns eingehändigt. — Offenbach: Betrag als Antoniusbrot zum Dank für erlangte Hilfe erhalten.

Für das „Große Liebeswerk vom hl. Paulus“ (Studienfond) sind eingegangen: R. M. Sch. 50 M. — Nr. 26, 25 M.

Für alle Gaben ein recht herzliches Vergelts Gott!

### Dankfagungen.

Dank dem hl. Josef für Erlangung einer guten Stellung. — Dank für erlangte Hilfe in einem Anliegen dem hl. Herzen Jesu, dem hl. Josef und dem hl. Franz Xaver. — Dank dem hl. Josef und Antonius und der Rosenkranzkönigin für Hilfe in einem großen, schwierigen Familienanliegen. — Bei einer sehr heftigen Grippeepidemie erkrankten in unserer Pfarrei 4 Personen so schwer, daß der Arzt zum Teil jede Hoffnung auf Rettung aufgab. Da begann ich eine Novene zum hl. Josef und siehe da, alle vier Personen waren recht bald schon wieder gesund. — Tausend Dank der lieben Himmelsmutter und dem hl. Herzen Jesu für zweimalige Hilfe in schwerem Anliegen. — Wir waren in großer Not. Es drohte im Stalle ein großes, doppeltes Unglück. In unserer Angst wandten wir uns an das hlft. Herz Jesu. . . . Wir riefen auch den hl. Josef, den hl. Clemens Maria Hofbauer und die armen Seelen um ihre Fürbitte an und auffallend schnell wurde uns geholfen. Lob und Dank ohne Ende dem göttlichen Herzen Jesu und genannten Fürbittern. — Eine Klostersgemeinde dankt dem hl. Josef für seine besondere Hilfe in einer Schulangelegenheit. Auch in verschiedenen anderen. Nöten hat er sich als gütiger Hausvater erwiesen. — Dank dem hl. Josef und Antonius für nach Abhaltung von Novenen erlangte Besserung eines schweren Nervenleidens. — Dank der lieben Mutter Gottes, dem hl. Josef und Judas Thaddäus für glücklich verlaufene Geburt. — Dank dem hl. Antonius für Ermittlung eines Diebes. — Dank dem Ib. hl. Josef für Genesung meiner Eltern. — Dank der Ib. Mutter Gottes, dem hlft. Herzen Jesu und dem hl. Josef für bedeutende Besserung meiner Krankheit (Wassersucht) und Bewahrung vor Operation. — Ich wurde durch falsche Anschuldigungen in einen großen Prozeß verwickelt. Da wandte ich mich an das göttliche Herz Jesu, an die Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe, an den hl. Josef und den hl. Antonius, an den hl. Apostel Judas Thaddäus und verrichtete eine Novene. Es wurde mir geholfen; ich erlangte vom Gericht wieder meine Freiheit. — Dank dem Prager Jesu sein und dem hl. Josef für wieder erlangte Gesundheit. — Tausend Dank dem hl. Josef für erlangte Hilfe. Mein

Bruder wurde von einer schweren inneren Krankheit befallen und litt fürchtbare Schmerzen. Eine Operation war dringend notwendig, doch sehr gewagt, da mein Bruder sehr schwer herzkrank ist. In meiner Not nahm ich meine Zuflucht zum hl. Josef, verrichtete eine Novene. . . . Nächst dem Ib. Heiland sei dem Ib. hl. Josef Dank; es ging alles gut. Die Operation glückte; es trat zum Erstaunen des Arztes die Heilung schnell ein. — Ich war stellenlos und machte mir dabei als Familienvater schwere Sorgen. In meiner Not verrichtete ich eine Novene zum göttlichen Heiland und zum hl. Josef. Ich bekam eine gute Stelle. Herzlicher Dank dem Ib. Heiland, seiner hl. Mutter, dem hl. Josef und Antonius. — Dank dem hl. Josef und dem hl. Antonius für die Gnade hl. Exerziten und für die Erlangung der Gnade des Ordensberufes. — Wir haben unsere Zuflucht zur hl. Familie, zur Mutter vom göttlichen Rat und zum hl. Antonius genommen und sind wunderbar erhört worden. Unser Sohn hat seine Prüfung glänzend bestanden. Wir hatten auch 350 M verloren, hatten unsere Zuflucht zum hl. Antonius genommen und seine Erhörung gefunden. — Dank der Ib. Mutter Gottes und dem hl. Josef für merkwürdige, nach Empfang der hl. Sterbsakramente eingetretene Besserung im Befinden meiner schwerkranken Mutter. Nunmehr ist sie wieder genesen. — Innigster Dank d. hl. Herzen Jesu, der Ib. Mutter Gottes und dem hl. Josef für Ueberstehung einer gefährlichen Operation und für Befreiung von Gewissenszweifeln betreffs würdigen Sakramentenempfanges. — Dank dem hl. Josef für glücklichen Verkauf von Gemälden, wodurch sich die Lage einer durch Krankheit und Tod eines Gatten in schwierige Verhältnisse gebrachten Frau wieder besserte. — Ich wurde von schwerem Seelenleiden befallen. Wie so manche Nacht brachte ich schlaflos zu! Alles eckte mich an. Ich war der Verzweiflung nahe. In dieser höchsten Not las ich die vielen Daneschreiben im „Bergigmeinnicht“. Boll Vertrauen nahm ich meine Zuflucht zum hl. Josef und siehe da, nach kurzer Zeit war ich von meinem Seelenleiden befreit. Darum geht alle zu Josef, er ist der „Vater der Armen“. — Mein Vater war schwer krank und der Arzt erklärte, man könnte ihm nicht mehr helfen. In unserer Not nahmen wir unsere Zuflucht zur lieben Mutter Gottes. Ich verrichtete eine Novene zu ihr und zum hl. Josef und Antonius und kaum hatte ich die Novenen beendet, so trat auch schon die Besserung ein. Jetzt ist er wieder fast ganz gesund. — Dank der Mutter von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Josef, dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus für erlangte Hilfe. — Der große Wundertäter, der hl. Antonius hat wieder geholfen. Eine Klavierlehrerin. — Im vorigen Jahre erkrankte ich bedenklich an einem Karbunkel am Hinterkopf. Das Geschwür entwickelte sich derartig böseartig und schmerzlich, daß an meinem Auskommen gezweifelt wurde und ich die hl. Sterbsakramente empfing. In meiner Not wandte ich mich an den hl. Josef. . . . Die Operation verlief gut und es trat eine Wendung zum Besseren ein, bis ich nach einiger Zeit vollständig hergestellt war. Dem hl. Josef, der mir schon so oft sichtbar geholfen, sei auch für diese auffallende Hilfe der innigste Dank ausgesprochen.

### Dank und Bitte.

Batschkau, Dresden, Seßles, Fürth, Hummertsried, Oberleichtersbach, Deidesheim, Klümmersbrud, Baden-Baden, Langenbrud, Freiburg i. Br., Bottenwöhr, Greußenheim, Burgebrach, Brückenau, Frommenhausen, Ballenberg, Oberammergau, Köln, Wallerfangen, Bewer, Cöln-Dünnwald, Mühldorf a. J., Pfaffenberg, Steyr, Wallern, Grammerstetten, Urzfahr, Münchenthuth, Mannheim, Malsch, Altshausen, Stötten, Oberammergau, Regensburg, Worblingen, Neunsee, Muggensturm, Frankfurt, Pilsen, Krems a. d. Donau, Zell a. d. Pram, Neulengbach-Inbrug, Curatsfeld, Amstetten, Bozen, Hörbranz, Wien, Neuküft b. Großraming, Hintermattig, Heiligenkreuz b. Baden, Wald Dalaas, Waidbrud, Hellmonsödt, Hahendorf. — Kroisbach, Fischbach, Ragnitz b. Graz, Groß-Radischen b. Eisgarn, Steyr, St. Johann i. Saggauthal, Murek, Tiefenbach, Ravensburg, Wetzell, Krudenberg, Hahengrün, Dedheim, Neudorfel, Nürnberg, Ausburg 10, Bräunlingen, Hürstebdt, Augsburg, Miska, Fürstfeldbrud Erzlingen, Eichenzell, Straubing, Borsch, Stuttgart, München, Breitenbuch, Antrasried, Rößbrunn, Gaurettersheim, Altbessingen, Oberhofen, Dhlstadt, Kriftel, Holzbronn, Westernhausen, Gramschag, Linzgis, Ehsfeld, Dettelbach, Böhmzwiesel, Solothurn, Ushufen, Rheinau, Bürglen, Zeiningen, Beinwil, Derendingen, Obererlinsbach, Dietschwil, Zuswil, Winter-

thur, Flillen, Wohlen, Escholzmatt, Mühldorf, Tuzing, Dö-  
senfurt, Stalldorf, Ueberlingen, Dettelbach, Baunach, Erlen-  
bach.

### Gebetsempfehlungen.

Um Erhöhung in einem schweren Anliegen. — Ein an  
Gelenkrheumatismus schwer Leidender. — Um Erlangung  
einer guten Seele. — In schwerem Seelenleiden. — Um  
Frieden in der Familie. — Um Sinnesänderung einer Frau.  
— Um Selbsterkenntnis und Beharrlichkeit. — Verschiedene  
schwere Familienanliegen. — Um Vinderung heftiger Schmer-  
zen einer vieljährigen Krankheit. — Um Arbeit und Verd-  
ienst für Vater und Sohn. — Um Heilung eines kranken  
Armes. — Ein Student um Fleiß und Ausdauer im Stu-  
dium. — Um Erlangung guter Dienstboten und Heilung  
eines Augenleidens. — Eine schwer kranke Familienmutter.  
— Um glückliche Berufswahl. — Um Erlangung  
der Gesundheit. — Sinnesänderung eines Mannes.  
— Um Genesung und Befehrung. — Eine schwierige  
Wohnungsangelegenheit. — Herz- und Nervenleiden. — Ein  
schweres Seelenanliegen. — Eine geisteskranke Frau. —  
Rechte Berufswahl. — Bewahrung der Anshuld. — Schnat-  
tenwerth: Schweres Anliegen. —



Barbara Klee, Kirchheim. Josef Lohr, Günzburg. Andr.  
Grimbacher, Degglingen. Georg Ed. Müller, Würzburg.  
Barb. und Johann Bauernschmitt, Georg und Kath. Brendl,  
Pfaffenberg. Barb. Frau, Moschendorf. Luzia Ott, Königs-  
eggwald. Josef August Kemmer, Bütthard. Anna Reich-  
meier, Buchloe. Agatha Heilig, Horgenzell. Karolina Mau-  
rer, Emma Leibfried, Dilsberg. Monika Pointinger,  
Würzburg. August Schreiner, Johanna Schuhmann, Ottilie  
Helferich, Motten. Marg. Deggner, Niederviehbach. Josef  
Hummel, Budenendorf. Maria Zunterer, Johann Kemmer,  
Oberammergau. Magdalena Kölbl, Eichenlohe. Wilhelm  
Weid, Flommersheim. Ignaz Zimmermann, Mutlangen.  
Max Braun, Oberhahelbach. Josef Müller, Kleingöfß. U.-  
Etsch. Josef Albiez, Eschbach. Alfons Rodach, Neustadt.  
Johann Eberhart, Kesselwang. Adam Schmitt, Regstadt.  
Magdalena Risenhaler, Holzweier i. Etsch. Magdalena  
Thoma, Altschauen. Kreszenz Merkel und Josef Kühle,  
Augsburg. Monika Ketterl, Waltersaich. Andrets Koch, Un-  
grafenried. Kath. Haal, Reicherstein. Afra Heimle, Moritz  
Kefle, Reisingen. Anton Müller, Leinheim. Anna Kast,  
Kleinföß. Nikolaus Stoll, Hubert Lachenmayer,  
Günzburg. Anna M. Zimmermann, Eva Heidrich, Helena  
Wirt, Dreisbach. Elise Häusler, Jornding. Pfarrer Max  
Kurz, Untereßendorf. Kunigunde Lehner, Schlicht. Pfarrer  
Peter Michels, Weiler Lothr. Sophie Koder, Freiburg. Le-  
onhard Seiz, Hausen. Zitta Speth, Renchen. Lona Städtler,  
Vollach. Rosa Sturm, Amberg. Stadtpfarrer C. Wäzner,  
Bräunlingen. Witwe Eugen Thomas, Saarunion, Lothr.  
S. Kauffmann, Colmar i. Elz. Maria Blaise, Sennheim i.  
Elz. Anna Holz, Ellwangen. Leopoldine Ebert, Jeyern. S.  
H. geistl. Rat Adolf Aubele, Reutin. Johann Ladner, Reh-  
rosbach. Josef Semmler, Michael Semmler, Mansdorf.  
Hochw. Herrn. g. Rat J. Probst, Friedberg. Maria Seitz,  
Friedberg. Kath. Wadenhorfer, Bad Nibling. Theresia Hu-  
ber, Maisach. August Schreiner, Ottilie Helferich, Motten.  
Maria Hansbauer, Wurmannsquid. Mar. Wandinger, Grün-  
tegerbach. Josefa Müller, Oberstauen. Franz Anton Fertig,  
Eva Barbara Fertig, Amorbach. Dorothea Schraub, Helm-  
stadt. Johann Schmid, Rohrdorf. Josefina Rütther, Elberfeld.  
Adelheid Gan, geb. Linz, Pfaffendorf. Anton Möhren, Hei-  
mersheim. Margaretha Frommes, Font. Hermann Lötteri,  
Buer. Frau Kamps, Winnekendonk. Kath. Jansen, Weege.  
Maria Homann, Waldbreitbach. Johann Ehl, St. Wendel.  
Lehrer Echolt, Bracht. Frau Wilh. Linden, Wiehl. Frau  
Korte, Münster. Peter Josef Schoor, Loef. Ludwig Rubarth

Welda. Peter Kuland, Viehoven. Wilhelm sen. und Wilhelm  
jr. Schuren, Hüttingen, Gertrud Endepohls, Giershagen. Otto  
Fellinger, Mülheim. Heinrich Bouze, Wadel. Frä. Martha  
Katalaj, Breslau. Kanonikus Josef Fajch, Pfarrer in Lissa-  
Bojen. Pfarrer Anton Kothe, Nullis. Seb. Scheller, Kürnad.  
Alfons Siegel, Hagendorf. Genoseva Zweidit, St. Nikolai i.  
Saulal. Josef Buchinger, Hirschbach b. Freistadt. Franz Sie-  
gelbauer, Groß-Klein. Irene v. Egger, Graz. Maria Lorber,  
Paldau b. Feldbach. Josef Marktfelder, Stallegg. Margaretha  
Kneißl, Kompitz b. Johnsdorf. Fanni Gestrin, Laibach. Jo-  
hanna Weingartner, Gölsach-Kärnten. Sr. S. Alois Schmidl,  
Pfarrer, St. Valentin, N. D. Katharina Weidenthaler, Maria  
Schmolln, D. D. Anna Pecinta, Linz. Leotadia Winter,  
Gruham, D. D. Anna Paolik, Reichwiesen, Schlef. Katha-  
rina Schlattl, Wartberg a. d. Krems. Monig. Aug. Zeinin-  
ger, Linz. Johanna Stripiel, Baden bei Wien. Franz Barth,  
Urfahr b. Linz. Elise Haidud, Baden b. Wien. Fr. Ebnöter,  
Diefurt. Nina Saal, Lugano. Maria Lühinger, Monilin-  
gen. Frau Wyrisch, Emmetten. Frau Reallehrer Halter, Bü-  
schwil. Frau Bally, Compadias. Ignaz Zimmermann, Muth-  
langen. Franz Hulzer, Altdorf. Löhle in Arnegg. Stäheli in  
Schaffhausen. Carl Lorenz, Milwaukee-Wis. Raphael Hauser,  
New Hampton-Iowa. Henry Warborg, Carlville-Iowa. Boni-  
fac Raiman, Tocomo-Wash. John Gans, St. Cloud-Minn.  
Thomas Vetter, Frances-Wash. Mr. Gregor Vetter, Frances-  
Wash. Theresia Lanz, Suffield-Ohio. Franz Koasnica, Ch-  
cago-Il. Onus Geiger, Colwich-Kans. Margaret Schwarte,  
St. Madison-Iowa. Mr. Guttenberger, Baltimore-Md. Mr.  
Schrauder, Baltimore-Md. August Pinfelmann, Hartington-  
Nebr. Frank Kapp, Philadelphia-Pa. Adam Nachtwan, De-  
troit-Mich. Richard Kenze, Templeton-Iowa. Franz Karl, St.  
Josef-Mo. Franzisca Schmidt, Claflui-Kan. Elisabeth  
Schrage, Dodge-Nebr. Mr. Adam Gnice, Strong-Kan. Jo-  
seph Albers, Nashville-Kan. Lorenz Herbert, Baltimore-  
Md. Zmarly, Dobrodruy. Antoni Sasnit, Detroit-Mich. Ro-  
salia Sobrich, Bowlus-Minn. Sani Stefanowska, Detroit-  
Mich. Vincenty Sikorski, Brooklyn-N. Y. Frau A. Conrath,  
Erstein. Marianna Eberle, Karolina Viebich, Jägilia Blum,  
Koppelwinded. Schwester Frenäa, Untermarchtal. Anton u.  
Sebastian Hupfauer, Holzkirchen und Sebastian Eggersber-  
ger, Dettendorf. Bosler Anton, Heitersheim. Margaretha  
Doffner, Niederviehbach.

Auf dem Felde der Ehre gefallen: Josef  
Gandner, Eugen Schweiker, Alois Rolling, Dittrott.

### Missionsbrüder

Jünglinge von 15—35 Jahren, die sich als Brüder  
dem Dienste Gottes in der Mission widmen wollen,  
mögen sich melden bei

Hochw. P. Superior,  
Mariannhiller Missionshaus St. Paul  
Post Arcen, Holland.

### Missionsstudenten.

Knaben und Jünglinge, die Liebe zum Missions-  
beruf haben, finden Aufnahme im Mloysianum zu Lohr  
a. M. Solche, die in die erste Klasse eintreten wollen,  
sollen wenigstens 11 Jahre alt sein und das 13. Lebens-  
jahr noch nicht überschritten haben. Solche, die schon an  
einem Gymnasium sind und gerne Missionare werden  
wollen, können ohne Nachteil im Studium hier ein-  
treten. Das Schuljahr beginnt Mitte September.  
Anmeldungen wolle man recht bald richten an:

Hochw. Hrn. P. Direktor, Lohr am Main,  
Mloysianum, Bayern, Ufr.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei voraufgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

# Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.  
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und  
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission  
in Würzburg, Pleicherring 3.

38. Jahrgang.  
Nr. 7/8.

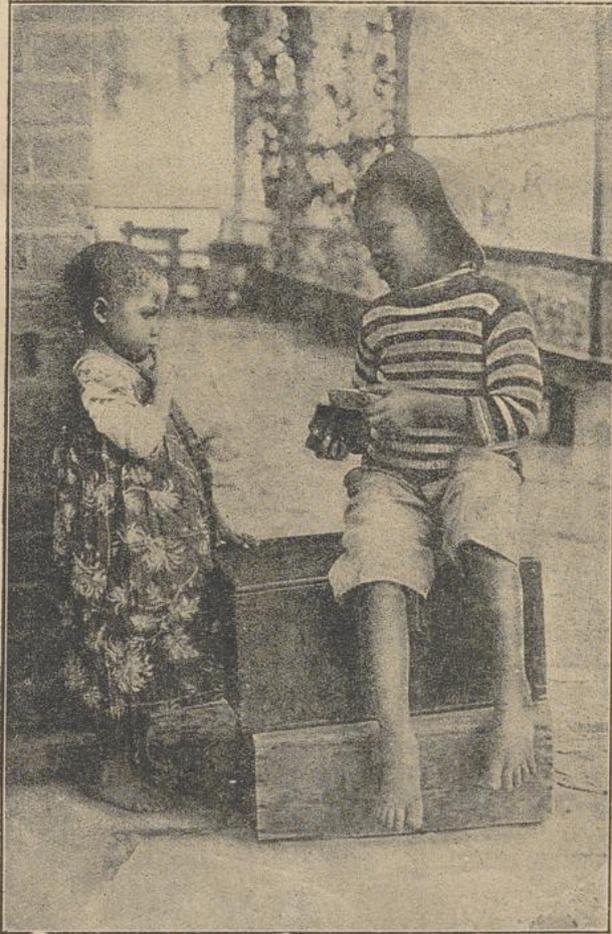
Erscheint monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mk. 5.—  
direkt franco u-  
gesandt oder von  
unsern Beförderern  
bezogen.

Ueberzahlungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.  
Probenummern  
gratis.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk zu  
Gunsten der armen  
Heiden in Afrika.

Bestellungen  
auf das  
Vergißmeinnicht  
geschehen am ein-  
fachsten auf dem  
Abschnitt der  
Zahlkarte oder  
Postanweisung.

Postcheck-Konto  
München Nr. 194.



Würzburg  
Juli/August 1920

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der Hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtenmalen allen  
Wohltätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Für die Abonnenten  
des Vergißmeinnicht  
als Wohltäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Klosterkirche  
zu Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messen  
gelesen.

Brüderlich geteilt.

**Von den beiden Apostolischen Visitatoren, die anlässlich des Generalkapitels in Mariannahill waren, lief folgendes Schreiben ein:**

Mariannahill, 30. März 1920.

An den Hochwürdigsten Herrn General-Superior  
der Mariannahiller Kongregation.

Hochwürdigster Herr!

Unsere Visitation von Mariannahill ist nun der Hauptsache nach zu Ende. Wir haben Gelegenheit gehabt, das herrliche Missionsfeld, in dem Sie Ihre Wirksamkeit entfalten, gründlich zu befehen. Groß sind die Aussichten für die Zukunft, aber die vorhandenen Kräfte, das Missionspersonal, ist bei weitem nicht ausreichend. Wir legen Ihnen dringend nahe, wenn Sie nach Europa gehen, daß Sie junge, tüchtige Leute für Ihre Mission

zu gewinnen suchen. Da die Not besonders an Missionären so groß und Nachwuchs erst nach Jahren aus Ihren eigenen Reihen zu erwarten ist, empfehlen wir Ihnen, vor Allem Umschau zu halten, ob Sie nicht junge opferwillige Priester finden können, die einigermaßen Ihre weiten Lücken ausfüllen würden. Ihnen allen guten Erfolg in dieser Beziehung wünschend und Gottes reichsten Segen auf Ihr wunderbares Arbeitsfeld herabrusend, verbleiben wir

Ev. Hochwürden

Ergebenste

Convisitatores | D. J. Lanslots D. S. B.  
Apostolici | | Ed. Schröder S. J.

**Seeleneifer.**

Die Arbeit am Heil der Seelen ist das erhabenste aller Werke; sie ist nach dem hl. Gregorius erhabener als Toden erwecken; nach dem hl. Chrysostomus Gott angenehmer als Wunder wirken oder ungezählte Schätze den Armen geben. Darum werden die Seelsorger Mitarbeiter Gottes, Diener Christi und Auspender der Geheimnisse Gottes genannt. Cor. 2, 91, und 4, 1.

Jesus Christus selbst hat diese Arbeit hochgeschätzt, denn er ist dazu vom Himmel herabgestiegen, um das Heil der Seelen zu bewirken, für sie zu arbeiten und sein Leben für sie hinzugeben. Wie innig verlangte er nach ihrer Seligkeit, wie hungerte und dürstete ihn darnach? Wie sehr schmerzte ihn die Blindheit und Härte der Menschen, daß sie ihr ewiges Ziel nicht erkannten, und wenn sie es erkannten, doch der Stimme Gottes nicht folgten! Wie weinte er so bitterlich über die Blindheit der Juden. Keine Mühen, kein Opfer, keine Erniedrigung war ihm zu groß, wenn er nur Seelen gewinnen konnte. Gehen wir den einzelnen Stationen des hl. Kreuzweges nach; sie wissen uns zu erzählen, wie der Heiland die Seelen liebte, wie viel sie ihm wert waren.

Die Apostel und Heiligen aller Zeiten sind besonders im Seeleneifer würdige Nachfolger des Heilandes gewesen; sie haben alles verlassen, um das Werk des Heilandes fortzusetzen. Die Engel im Himmel kennen keine schönere Aufgabe, als ihrem Gott neue Anbeter zuzuführen.

Nicht nur dann, wenn wir Gott wahrhaft lieben, auch wenn wir uns selbst wahrhaft lieben, können wir nicht anders, als das vor allem lieben, wofür der Heiland solche Opfer gebracht hat. Freilich sind nicht alle Priester und können nicht alle direkt am Seelenheil arbeiten, aber wir können beten und den Segen Gottes auf ihre Worte und ihr Wirken herabfließen. Wir können ein gutes Beispiel geben; wir können Opfer bringen und sie für das Heil der Seelen aufopfern, wir können durch unsere Gaben die Priester und die Missionen unterstützen.

Alfons Rodriguez schreibt: „Da geht ein Missionar und predigt das Evangelium; ein demütiger Bruder ist sein Begleiter und Gehilfe. Während der Missionar predigt und Katechese hält, kniet der Bruder in einem Winkel und ruft den Segen Gottes auf die Worte des Missionars herab. — Am Tage des Gerichts wird es of-

fenbar werden, wem die meisten der Seelen folgen und die Gnade der Bekehrung zu danken haben.“

Und nun, Ihr Eltern, wenn Ihr Gott wahrhaft liebt, könnt Ihr Eure Kinder zurückhalten, wenn der Heiland sie ruft, damit sie helfen, ihm Seelen zu gewinnen? Und Du, Jüngling, wenn der Heiland zu Dir kommt und sagt: „Mein Sohn, gehe auch Du in meinen Weinberg“, kannst Du ihm antworten: „Ja, ich hab' Dich wohl lieb, und bin Dir für Deine Menschwerdung und Dein bitteres Leiden dankbar, aber die Welt zu verlassen, meinen eigenen Willen, meine Bequemlichkeit daran zu geben, fällt mir zu schwer. — Ich bitte Dich, halte mich für entschuldigt?“

Und gesetzt, lieber Jüngling, Du könntest Dich nicht fest entschließen, der Stimme des Heilandes zu folgen, so habe ich eine Bitte an Dich. Gehe mal mit mir den hl. Kreuzweg. Als Vorbereitung wollen wir miteinander erst niederknien und uns erinnern, wer der ist, der da leidet, was er leidet und für wen er leidet. Erinnern wir uns kurz an unsere vergangenen Tage, und fragen uns auch: Hast Du in Deinem vergangenen kurzen Leben auch schon gelitten, und was, und wie? auch unentschuldig?

Wenn wir dann bei der ersten Station beginnen, und sehen, wie der Heiland unerschuldig verurteilt wird, und bei der zweiten Station, wie Jesus willig das Kreuz auf sich nimmt und wenn dann eine Stimme in Deinem Innern sagt: mach's auch so, trag auch Dein kleines Kreuz gern, wie der Heiland sein großes für das Heil Deiner und anderer Seelen getragen hat. Und wenn Du siehst, wie der Heiland dreimal mit dem Kreuze fällt, wie er sich anageln läßt und unter Qualen stirbt, kannst Du auch noch der Stimme in Deinem Herzen widerstehen und den Heiland allein leiden lassen? Und wenn Du seinen Ruf: „Mich dürstet“ (nach dem Heil der Seelen) hörst, dürstet es Dich dann nicht auch? Kannst Du da noch kalt bleiben, kannst Du noch eine Welt lieben, die den Heiland so behandelt hat?

Nun aber gesetzt, Du bist an die Welt gebunden, hast Pflichten zu erfüllen, eines kannst Du doch. Du kannst einem andern durch Gebet und vielleicht auch materiell durch Unterstützung zu dem schönen Ziele, „mitzuarbeiten am Heile der Seelen“, verhelfen. Und wenn Du letzteres auch nicht könntest, eines könntest Du in jedem Fall: Beten. Wie oft kommt ein Priester in die

Lage, daß er predigt, katechisiert, und sich alle Mühe gibt, aber die Herzen bleiben hart und kalt, wie die der Juden zur Zeit des Heilandes. Wie wehe tut es dem Priester, dem Missionar, wenn er in großes Arbeitsfeld überschaut, sich klar macht, was er alles leisten soll, und was er alles leisten könnte, wenn er Hilfe hätte; wenn er zu harten Herzen redet, wie der heilige Paulus zu Athen und wenn er Niemand hat, der ihm hilft, die Gnade Gottes auf die Seelen herabzuflehen. Tue das — ich bitte Dich. Bete und opfere wenigstens für die Seelen, die Missionare und die Heiden.

Schon im Oktober 1913 wurde P. Bernard vom P. Superior von Hardenberg ersucht, einige katholische Basutos dort zu besuchen, welchem Wunsche er zu Weihnachten desselben Jahres nachkam. Auch P. Andreas Ngidi begab sich einigemal von Keilands aus dorthin.

Als ich am 17. Februar 1917 zum zweitenmal nach Keilands zurückkam, hatte ich die feste Absicht, diese allerärmsten Verlassenen regelmäßig zu besuchen. Jedoch zu jener Zeit war ich Kriegsgefangener. Ich konnte zwar meiner Missionsarbeit im St. Marks Distr. ziemlich frei nachgehen; doch darüber hinauszugehen, hatte ich kein Recht. Als ich mich an die Regierung wandte, die Ausfähigen als katholischer Priester besuchen zu dürfen, wurde es mir rundweg abgelehnt.



Und sie folgten ihm nach. Von J. R. Wehle. Photographieverlag der Photographischen Union in München.

### Meine Reise zu den Ausfähigen.

Von P. Albert Schweiger, R. M. M.

Etwa 60 englische Meilen nordöstlich von Keilands entfernt liegt das große Ausfähigenheim Emjanhana im Engcobo-Distrikt, Transkei. Es ist dies eine große, von der Regierung reservierte Lokation für die eingeborenen Ausfähigen des ganzen Transkei (Tembu-, Fingor-, Pondo- und Gait Griqualand). Das Städtchen selbst besteht aus drei Teilen: im Südwesten die weibliche, im Nordosten die männliche Abteilung, und in der Mitte wohnen die weißen Beamten, wie die Oberleitung und Personal, die Aufseher, Matronen, die Polizisten und Handwerker. In der weiblichen Abteilung befinden sich zirka 300 Personen, in der männlichen etwas mehr; die weiße Bevölkerung beträgt mit Kindern etwa 80, worunter 25 Katholiken. Die spanische Influenza (Grippe) jedoch hat voriges Jahr unter den Ausfähigen stark aufgeräumt.

Emjanhana ist 25 Meilen von der nächsten Eisenbahnstation Iduthwa entfernt. Die Bahnstrecke jedoch können wir von Keilands aus nicht benutzen.

Nachdem wir endlich wieder vollständige Freiheit erhielten, meldete ich mich brieflich beim Direktor in Emjanhana für den 16. August 1919 an. Das zweite-mal besuchte ich die Ausfähigen anfangs Dezember letzten Jahres, und begab mich von dort aus nach Mariazell in den Drakensbergen.

Im Nachfolgenden will ich meine Erlebnisse und Eindrücke von meiner ersten Reise berichten.

Schon lange war ich vom französischen Oblatenpriester P. G. Le Bras gebeten, ihn und die deutschen (Wenzinger) Kreuzschwestern in Cala zu besuchen. Er selbst war während des Krieges zweimal in Keilands. Da ich verschiedene Sachen mit ihm zu verhandeln hatte, so benützte ich diese Gelegenheit, via Cala nach Emjanhana zu reiten. Dies bedeutete allerdings einen Umweg (ein Dreieck von etwa 50 Meilen mehr), jedoch ist es Tatsache, daß Missionare und Jäger im Ruf stehen, oft große Umwege zu machen. — Also auf nach Cala! —

Ich begab mich zunächst mit meinem Begleiter Josef Gumata zu Pferd nach Cofimvaba (25 Meilen von

hier), wo ich am Sonntag unsern Christen und Katechumenen Gottesdienst hielt. Dort hatten wir noch die Sachen, die wir zum Gottesdienst brauchten, zu ordnen und einzupacken. Altarstein, Missale, Kelch, Paramente usw. Nichts unter den hundert Sachen und Säcklein durfte vergessen werden. Dazu kamen noch meine klerikalen Kleider, die nötige Wäsche, Proviant auf die Reise und vieles Andere. Alles mußte an seiner richtigen Stelle und gut verpackt sein, damit es kein Unglück gebe, z. B. mit den Mezwainflaschen, mit dem Taufwasser und mit anderen zerbrechlichen Dingen. Doch darin habe ich schon meine praktische Erfahrung, nachdem ich schon oft Lehrgeld bezahlt habe. Als wir endlich fertig gefastelt hatten, schauten die beiden Pferde eher wie Kamele aus, die hinten und vorn einen Höcker haben und dazu noch an beiden Seiten ein paar schwere Taschen. Mein zahmer Schimmel schüttelte ganz verwundert den Kopf, als er merkte, daß ich mich auch noch da mitten in den Sattel hineinsetzen will. Das war ihm doch ein wenig zu viel, ließ es aber doch geduldig geschehen.

Sonntag nachmittags ging es über Esikobeni, Gombolo und Tsojana nach Mcoca, jenseits des Nomo-flusses. Dort übernachteten wir in einem Quasi-Hotel ohne Bezahlung und reisten am Montag noch lange vor Sonnenaufgang ohne Frühstück weiter. Unsere freundlichen Gastgeber steckten noch in den Federn.

Eine sehr schöne Straße führte uns ins Gebirge. In vielen Fickacklinien kamen wir fast bis auf den Gipfel der Mimanberge und dann auf der andern Seite wieder hinunter. Die wirklich prachtvollen Landschaftszenerien, besonders aber, als wir bald der noch weit entfernten Drakensberge von Barkley-Gast mit ihren schneebedeckten Spitzen ansichtig wurden, machten uns den Mitt höchst unterhaltend und angenehm. Schon seit vielen Jahren hatte ich keinen Schnee mehr gesehen, auch nicht aus der weiten Ferne, und so konnte ich mich fast nicht mehr satt sehen an diesem herrlichen Schauspiel. Wie doch diese hunderte von himmelansturmenden Spitzen und Zacken hinter Elliot, Katberg und Ugie, der südafrikanischen Schweiz, schimmerten und glitzerten im Glanz der Morgensonne! Jetzt war auch mir das Rätsel gelöst, woher es kam, daß es in den vergangenen Tagen so schneidig kalt und lustig war. Daher also wehte der frische Hauch. Aber hier auf den Nwa Miman Bergen war es noch viel frischer und schneidender als in unserem sonst so heißen Kessel von Keilands. Der Kälte schon für viele Jahre ungewohnt, zitterte ich an allen Gliedern; und dennoch war es verhältnismäßig doch nicht so kalt. Ich war nur froh, daß keiner meiner Mitbrüder vom Oberland (aus den Drakensbergen) hier war, der hätte mich schön ausgelacht.

Wir beide ritten rüstig im munteren Trab und zuweilen im kurzen Galopp unsern Weg längs des Thomo durch viele Schluchten, die von ganz ansehnlichen Bergen links und rechts eingeengt waren, über Nyalaja, Benga, Hota und Amanzimdaka weiter, bis wir mittags in das offene Becken von Cala eintrafen.

Unser Empfang dortselbst hätte von Seiten des P. Le Bras sowohl, als auch der Schwestern nicht lebenswürdiger und herzlicher sein können. Gleich wollte man allseitig, ich sollte wenigstens ein bis zwei Wochen verbleiben und mich vom Keilandsstaub gründlich freimachen. Man meinte, ich hätte mir einmal eine anständige Erholung verdient, die Aussätzigen von Emjanyana liefen mir nicht davon und P. Clemens,

mein Herr Kaplan, solle unterdessen schauen, wie er ohne mich zu Hause fertig werde; deshalb sollte ich die günstige Gelegenheit benützen. — Doch ganz energisch verschloß ich der Stimme meiner Verführer, so angenehm sie auch klang, meine Ohren. Ich hielt an meiner vorher ausgearbeiteten Tagesordnung fest, und die lautete: Bis Donnerstag kann ich bleiben, am Freitag mittags Ankunft in Emjanyana.

Ich wurde u. a. eingeladen, den Schwestern eine Predigt zu halten und sie Beicht zu hören. Darauf ging ich unter der Bedingung ein, daß alles in deutscher Sprache gemacht werden müsse. Das wurde einstimmig mit größter Freude angenommen. Hernach jagten mir die Schwestern, daß dies die erste deutsche Predigt gewesen sei, die sie nach vielen Jahren ihres Verweilens in Südafrika gehört hätten.

Cala ist ein kleines Städtchen im Tembuland. Die etwa 25 (Menzinger) Kreuzschwestern unterhalten dortselbst eine höhere Schule für Knaben und Mädchen. Im Knabenskolleg, das unstreitig das schönste Gebäude des Städtchens bildet, waren mehrere Jahre hindurch die Schulbrüder tätig. Aus Gründen der Notwendigkeit mußten sie jedoch Cala verlassen und sie verpachteten den Gebäudekomplex an die Schwestern. Die Mädchenschule ist mit dem Konvent verknüpft. Außer diesen höheren Schulen für weiße Kinder unterhalten die Schwestern noch eine Tageschule für Halbweisse, die gut besucht wird. Für Unterricht und Erziehung arbeiten diese guten Schwestern unermesslich segensreich und mit allseitig anerkannten besten Erfolgen. Aber auch sonst, wohin man blickt, in den Gärten, Anlagen, Stallungen u. dergl. begegnet man überall wohlthuendem deutschen Fleiße und überall sieht man freundliche Gesichter, auf denen sich der Friede und das innere Glück abspiegeln. Die wenigen Tage, die ich in Cala verbracht habe, waren für mich wirklich Tage großer Freude, die mir unvergeßlich bleiben werden.

Am Donnerstag morgens verabschiedete ich mich in Cala, um meinen Weg nach Emjanyana, das noch 55 Meilen entfernt war, weiter zu verfolgen. P. Le Bras war so lebenswürdig, uns bis auf die Höhe der Badungeni Berge im Elliot Distr. zu Pferd zu begleiten und uns den Cicerone zu machen.

Wir ritten, oben angekommen, eine lange Strecke auf einer ganz respektable Höhe mit herrlicher Aussicht. Tief und sehr steil unten blickten wir linker Hand ins Nqukulal hinein und sahen den Fluß in zahlreichen Krümmungen sich dahinschlängeln. An beiden Seiten des Flusses sind hunderte von Kaffernkraalen. Ich fragte mich: Wird es da unten in dieser schauerlichen Tiefe im Sommer nicht noch heißer sein als in unserm Keilands? Welcher Weiße mit etwaiger Ausnahme eines Polizisten, Inspektors und Missionars wird es da wohl wagen, den Frieden und die Ruhe und die relative Freiheit der dortigen Eingebornen zu stören? — Doch, als ich letzten Monat wieder hinkam, vernahm ich, daß man joeben dortselbst ein reichliches Kohlengebiet und sehr gutes Eisen gefunden hat. Die Regierung denkt daran, eine Eisenbahnlinie dorthin zu bauen. Der Aufwurf der weißen und schwarzen Rasse wird sich dort zusammensinden und die berüchtigte „Zivilisation“ und „Kultur“ wird auch dort sehr bald ihre faulen Früchte zeitigen. — Hinter uns lagen die noch weit entfernten, aber sehr klar sichtbaren Drakensberge; zu unserer Rechten unten breitete sich die große Mcora-Ebene aus mit den zwei hochaufliegenden spitzen Bergen des Dwaru;

umfränzt war sie von den Höhenzügen, die schon wieder Neilands näher liegen. In der Tat, ein wahrer Genuss für jeden Naturfreund.

Als wir spät am Nachmittag sehr ermüdet in Engcobo ankamen, sahen wir uns genötigt, im Hotel zu übernachten. Abends richtete ich mir in meinem Zimmer einen Altar her; mein Begleiter half mir dazu getreulich, indem er vom Hofe draußen einige leere Risten und leere Sodawasserfläschchen hereinschleppte; letztere wurden als Leuchter benützt, erstere als Unterlage des Altares, die mit Calico verhüllt wurde; man muß sich nur zu helfen wissen. Da ich unter noch viel schwierigeren Verhältnissen, die meinen ganzen Scharfsinn auf die Probe stellten, in der Mariannhiller Mission gar

den Engwali überschritten hatten, ging es auf einer leichten Anhöhe der Ansiedlung der Ausfägigen reich entgegen. Das erste, was wir davon zu sehen bekamen, war die Schlächtereier. Mr. . . . ., ein abgestandener Katholik, ist der erste der edlen Zunft; er hat eine schwarze oder halbweiße Frau. Eine gute Anzahl seiner Kinder, die beinahe ganz weiß waren und auch katholisch getauft sind, tummelten sich dort herum. Ich lud ihn und seine Familie zum sonntäglichen Gottesdienst ein; er versprach mir, zu kommen, aber weder er noch seine Kinder kamen. Grund ist: Wegen seiner Ehe mit einer Schwarzen ist er bei den anderen Weißen nicht beliebt, und seine Kinder, die, wie man mir sagte, noch schlimmer und wilder wie Kaffern und Gottentoten aufwach-



*Haus*  
**P. Gereon verteilt auf der Missionsstation Revelaer nach dem Gottesdienst die Post.**

oft einen Altar mir bauen mußte, so dauerte es hier im Hotel nicht allzu lange, bis ich einen ganz tadellosen und den Rubriken entsprechenden Altar beisammen hatte. Und so konnte ich endlich spät abends an der Vigil von Maria Himmelfahrt befriedigend auf meine Arbeit blicken und den hohen Festtag unserer himmlischen Mutter erwarten. Witten im Heidentum, sowohl im weißen wie im schwarzen, vereinigte ich mich ganz allein mit meinem schwarzen Begleiter in der Frühe noch sehr lange Zeit vor Sonnenaufgang mit allen treuen Marienverehrerern auf Gottes weiter Erde, um der Himmelskönigin den Tribut unserer Liebe und Hingebung darzubringen. Die Weltkinder rings um uns herum waren noch im tiefsten Schlafe und hatten keine Ahnung von unserem stillen Glück dort im kleinen Zimmer des Hotels. — O gewiß, das Leben eines Missionars besteht nicht aus lauter trockener Prosa, es steckt viel Poesie darin. Diese Maria Himmelfahrtsfeier in Engcobo war wieder ein neuer Beleg dafür; das fühlte sowohl ich als auch mein Begleiter.

Nun ging es endlich Emjanyana zu, das noch 18 Meilen entfernt war. Nachdem wir um 9 Uhr morgens

jen, dürfen nicht zu den weißen Kindern in die Schule kommen. Das verbittert ihn und grollend zieht er sich von den Weißen zurück.

Nach etwa fünf Minuten tauchten die Gebäulichkeiten für die Ausfägigen auf. Zuerst passierten wir die männliche Abteilung. Alles war mit hohem Stacheldraht vergittert und verzäunt. An jedem Tore (ich glaube, es sind fünf im ganzen) waren ein oder zwei schwarze Polizisten postiert. Ohne spezielle Erlaubnis ist es niemandem gestattet, dort aus- oder einzugehen. Durch den Draht konnte man die Unglücklichen gut sehen, den Mobergeruch der faulenden Glieder der Ausfägigen konnte man noch viel besser riechen. Einem verwöhnten Näschen ist entschieden anzuraten, sich in entsprechender Entfernung zu halten.

Sogleich waren wir im Städtchen der Regierungsbeamten. Ich wurde angehalten, mich zur Wohnung des Vizeregierers zu begeben. Er heißt Mr. Kerfing, und seine Frau, eine Belgierin und Katholikin, nahm mich mit der größten Zuverlässigkeit auf; sie jagte mir, ich werde bei ihnen wohnen, da Missis Castera, die erste Matrone der weiblichen Abteilung und eine sehr eifrige

riische Katholikin, sehr krank sei; es sei das Kinderzimmer für mich hergerichtet; mein Bursche und die zwei Pferde werden beim Direktor untergebracht. Ich wollte mich zunächst beim Direktor, Mr. Thompson, melden; es hieß jedoch, der sei schon selbst da. Er war ebenfalls sehr freundlich und er stellte mir sofort je einen schriftlichen Auftrag für die Beamten in der männlichen und weiblichen Abteilung aus, daß sie mir jegliche Freiheit in der Ausübung meiner religiösen Funktionen zu gewähren und mir überall behilflich zu sein haben. Damit war der offizielle Teil meiner Einführung in Emjanhana erledigt, und ich konnte mich, unter dem Schutze der Regierung stehend, ungehindert überall bewegen. Als ich frug, ob auch mein schwarzer Begleiter überall mit mir hingehen dürfe, wurde mir auch dies zu meiner großen Freude bewilligt.

Mit großer Erwartung und Spannung harrete ich nun der Erfahrungen, die ich unter diesen Unglücklichen, von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossenen und gemiedenen Allerärmsten machen sollte. Ich beschloß, nach dem Mittagessen meine Visite bei den Ausjägigen zu eröffnen.

Zunächst begab ich mich zur männlichen Abteilung. Man öffnete mir ohne Weiteres sofort, und ich beeilte mich, mich dem weißen Aufseher vorzustellen. Er ist ein Schotte, macht einen sehr günstigen Eindruck, ist jedoch, wie ich sehr bald wahrnahm, völlig glaubenslos und absolut kein Freund von klerikalen Besuchern. Allein, was will er tun? Er hat sich schweigend zu fügen, ob es ihm lieb ist oder nicht. Ich werde noch auf ihn zu sprechen kommen wegen eines sehr scharfen Disputes, den ich mit ihm hatte. — Ich bat ihn, mich zu zwei Katholiken zu führen und nannte ihm deren Namen. Er tat es bereitwillig und ließ mich dann schalten und walten nach Belieben; er selbst entfernte sich.

Nun war ich Zeuge der entsetzlichen Verwüstungen im Ebenbilde Gottes, die diese furchtbare Seuche der Leprosie hervorzurufen fähig ist. Ich sah zahlreiche Zammeregestalten von Knaben, Jünglingen und Männern im rüstigsten Alter und von gebrechlichen Greisen, die Jahr für Jahr ihr erbärmliches Dasein fristen und die zum Teile mit größter Sehnsucht auf den Tod, der ihr Erlöser und Tröster ist, warten. Dem einen war das ganze Gesicht zerfressen, einzelne Glieder, wie Augen, Ohren, Nase und Lippen fehlten gänzlich, oder die Lippen waren ungeheuer aufgedunsen, oder kassende, höchst übelriechende Wunden kamen zum Vorschein; anderen fehlten die Finger oder Beine, die Hände oder Füße, die Arme oder Beine oder aber beides zusammen; sehr viele humpelten auf Stöcken oder Krücken einher und wurden von anderen Leidensgenossen unterstützt.

Bei wieder anderen und zwar nicht wenigen, merkte man von den Folgen des Ausjages bei oberflächlicher Beobachtung noch fast gar nichts. Allein auch die sind bestimmt, bei lebendigem Leibe zu verfaulen. Obwohl bei vielen die Wunden ganz entsetzlich zum Anschauen sind, so verspüren die armen Opfer derselben doch keine Schmerzen. Die Wunden faulen und eitern weiter, ganze Stücke Fleisches und einzelne Glieder fallen vom Leibe, oft ist auch eine größere Amputation erforderlich, und so geht es Jahre und Jahre lang, wenigstens in vielen Fällen, bis endlich der Tod die unglücklichen Opfer erlöst. Ein einfaches Zusammenleben mit den Ausjägigen, wenigstens ein kurz vorübergehendes, zieht noch lange nicht die Gefahr der Ansteckung nach sich. Gefährlich ist es aber, wenn ein Tropfen Blut oder Eiter eines Leprosen sich mit dem Blute eines Gesunden vermischt.

Falls man keine Wunden an der Hand hat, kann man die Leprosen ohne Gefahr berühren und mit ihnen verkehren. Ich sah gesunde Kinder aus dem Basutoland und East-Griqualand, die ihre ausjägigen Eltern besuchten und Tage lang bei ihnen blieben. Die Regierung erlaubt dies und wünscht es sogar, und sie bezahlt den nächsten Verwandten alle Reiseunkosten und verschafft ihnen ein Freibillet für die Eisenbahn, wohl wissend, daß sie den Vorwurf und die Kritik der Öffentlichkeit nicht zu fürchten braucht, die Ausjägigen, die unter ihrer Obhut sind, vernachlässigt und schlecht behandelt zu haben.

Was mir u. a. sofort sehr stark auffiel, war die offenkundige stille Ergebung dieser Unglücklichen in ihr hartes Schicksal; ferner betätigen sie einen großen religiösen Eifer. Viele von den Protestanten hatten ein Kreuzlein oder eine Medaille um ihren Hals oder auf der Brust. Gebetet wird bei ihnen sehr viel; es ist wirklich rührend, mitanzusehen, wie schön sie diese ihre Gebete verrichten. Andererseits sah ich aber auch Heiden in ihren roten Decken, die durch ihren Stumpfsinn und auffallende Gleichgültigkeit grell von den Christen abstachen und dadurch noch weit unglücklicher sind. Klagen habe ich fast gar keine vernommen. Die Regierung sorgt wirklich gut für sie. Wäre nicht das Heimweh und das tägliche Einerlei der festgesetzten Tagesordnung, verbunden mit der Quasi-Gefangenschaft — mag sie auch noch so gelind sein — dann hätten diese Armen Grund genug zur Zufriedenheit mit ihrem Lose. Auf jeden Fall würde ihnen die Heimat nicht all das Gute verschaffen können, wie es ihnen von der Regierung zuteil wird. Das sehen auch die meisten der Ausjägigen ganz gut ein und sind vernünftig genug, sich in ihr hartes Schicksal zu ergeben.

Es war für mich überaus wohlthuend, zu sehen, wie sie sich mir allgemein mit größter ungeheuchelter Freude und mit kindlichem Zutrauen näherten und dabei so demütig anständig und ehrfurchtsvoll grüßten. Das machte mir große Herzensfreude; es tat mir leid, daß es nicht in meiner Gewalt war, mich als ihren geistlichen Vater einzuführen, denn der weit größte Teil von ihnen sind Protestanten. Aber dennoch schloß ich sie mit großer Liebe in mein Herz ein.

Bei den Männern sind drei lange Reihen von Raffenhütten von der Regierung errichtet; sie sind aus einem besseren Material als die gewöhnlichen aus Lehm; jede Reihe besteht aus etwa 20 oder mehr solcher Hütten, die einen freundlichen Eindruck machen. Eine gleicht der andern aufs Haar; sie sind geräumig, hoch und gut ventiliert. Im Innern ist es, besonders an heißen Tagen, angenehm kühl.

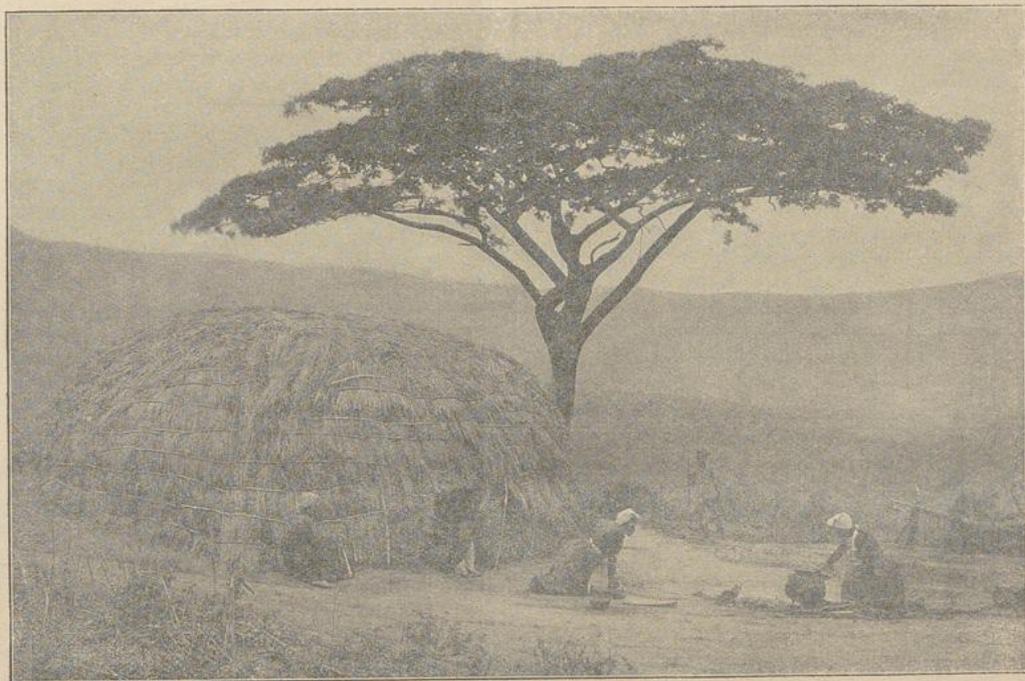
In einer dieser Hütten fand ich unsere beiden Katholiken Paulus und Jaak, beide Basutos aus der Nähe von Maria-Zell. Zu meiner Freude konnten sie die Kosa- und Zulusprache ganz gut, und so war es leicht für uns, uns gegenseitig gut zu verstehen. Zu ihnen gesellten sich sofort noch zwei andere Männer, die noch Heiden waren. Sie baten mich, daß ich sie auch meinen Schäflein beigegeben möge; ihre Frauen und Kinder, weit droben am Bolela und Umzimkulu seien schon längst von den Mariannhiller Missionaren in Reichenau und Lourdes getauft, und so wollen auch sie ihnen nachfolgen, mit ihnen im Geiste sich vereinigen und als Christen sterben. — Es ist klar, daß diese guten Leuten eine unbeschreibliche Freude hatten, mich zu sehen. Wir verabredeten, daß sie am nächsten Tag (Samstag), sowie auch am Sonntag Morgen in die weibliche Abteilung

zum Gottesdienst kommen sollten. Da der Auszug bei ihnen schon sehr rapide Fortschritte gemacht hatte und sie äußerst schwach auf den Füßen waren, so versprach ich ihnen, dafür sorgen zu wollen, daß sie mit einem Fuhrwerk in die Frauenabteilung gebracht würden.

Außer den erwähnten drei Hüttenreihen für die ausjägigen Männer befinden sich noch bei ihnen ansehnliche Ziegelbauten; eines ist eine protestantische Kirche, das andere das Spital mit sehr langen und breiten Zimmern, ein drittes ist ein Magazin, ein viertes enthält den gemeinamen Speisesaal, ferner Erholungs- und Spielsaal, Schlafäle und verschiedene andere Gemächer. Oben, etwas außerhalb des Drahtzaunes hat der Auf-

zum leben zu können und den Leuten Geld aus der Tasche zu schwindeln.

Diese und noch viele andere dergleichen Liebenswürdigkeiten von Seite dieses ungläubigen Schotten mir gegenüber ließen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Ich fragte ihn mit der größten Kaltblütigkeit, woher er sich denn als untergeordneter Beamter das Recht nehme, mich als katholischen Priester hier, wo ich unter dem Schutz der Regierung stehe, ohne allen Grund schwer zu beleidigen? Ich sagte ihm, daß es für mich höchst interessant sei, daß er die Reverend gentlemen seiner Staatskirche so gut zu kennen scheine. Leider kann ich nicht feststellen, wie weit seine Ausführungen betreffs ihrer Absichten in



Christliche Kaffernhütte.

seher mit seiner Frau und Kindern ein nettes Häuschen mit Garten.

Ich erkundigte mich u. a. beim Aufseher, ob es manchmal unter den Männern auch Aufruhr und Unordnung gebe. Er sagte mir, daß, abgesehen von manchen kleinen schnell vorübergehenden Scharmüßeln und Streitigkeiten die Ausjägigen sich sehr ruhig verhalten. Die vielen Polizisten, die dort von der Regierung unterhalten werden, haben sehr wenig Arbeit mit den Ausjägigen.

Mit diesem Aufseher hatte ich übrigens eine ziemlich unerquickliche Auseinandersetzung. Er sagte mir, daß er die Geistlichen im allgemeinen nicht gerne sehe, und im besonderen sehe er sie bei den Ausjägigen nicht gerne. Wir sollten sie doch in Ruhe lassen, auch den Ausjägigen selbst sei das viel lieber. Sie sterben auch ganz ruhig ohne uns. Wir regen sie bloß unnötig auf mit unsern unbewiesenen Dogmen, mit denen wir ihnen fürs Jenseits drohen. Diese Krankenbesucherei und Herumzieherei der Reverend gentlemen sei ja doch nichts anderes als eine geschäftsmäßige Reklame und faule Geldbettelei. Hinter dieser ganzen augenfälligen Frömmerei stecke nur Heuchelei; denn wir glauben ja selber nicht, was wir den Leuten sagen. Frommer Betrug, und nichts anderes,

der Ausübung ihrer religiösen Funktionen auf Wahrheit beruhen. Ich jedoch sei katholischer Priester und arbeite, wie andere katholische Priester um Gotteslohn. Das ist pure Wahrheit, und deshalb protestiere ich ganz entschieden gegen Ihre ungerechten Anklagen. Wollen Sie vielleicht auch sagen, daß ich den hiesigen armen Ausjägigen Geld aus der Tasche schwindeln wolle, und daß ich deshalb den weiten Weg hierher gemacht habe? Wenn ich auf das angewiesen bin, was ich für meine Missionsarbeit von den Leuten erhalte, dann würde ich bald verhungern.

Ueber die Unverschämtheit dieses Aufsehers beklagte ich mich übrigens auch noch an höherer Stelle, wo man ganz empört über ihn war, und so denke ich, wird er wohl das nächstmal einen katholischen Priester schön in Ruhe lassen.

Und nun zur Frauenabteilung der Ausjägigen. Ich begab mich am nämlichen Nachmittage dorthin. Etwa 30 oder 40 Frauen und Mädchen erwarteten mich. Sie zeigten eine sehr große Freude über meinen Besuch, und da ich sah, daß fast jede ein Kreuzlein oder eine Medaille um den Hals trug, so glaubte ich anfangs, sie seien alle Katholiken, erfuhr aber bald, daß nur sechs unter

ihnen solche seien; zwei andere befanden sich im Spital; die übrigen hatte die Grippe (spanische Influenza) einige Monate vorher hinweggerafft. Eine gute Anzahl von schwarzen Matronen, die in blendend weiße Kleider mit großem roten Kreuz auf der Brust gekleidet und offenbar vom Ausfluß noch nicht sehr stark angegriffen waren, führte mich sofort überall herum, um mir und meinem schwarzen Begleiter alles zu zeigen. Einen Drahtzaun, wie bei den Männern, gab es dort, wenigstens an den Eingängen zum Aghl, nicht. Nur einige schwarze Posten standen dort, die es aber mit dem Herein- und Herauslassen nicht so genau nehmen. Die Frauen erfreuen sich einer viel größeren Freiheit als die Männer, auch sind dort die Gebäulichkeiten besser und alles ist schöner und reinlicher.

Ein katholisches, erwachsenes Mädchen von Lourdes, das mir von dorthier bereits etwas bekannt war, die Regina Dlamini, ist die Quasi-Katechetin, leitet die Gebete und macht sich mit großer Dienstsorgfertigkeit überall nützlich, wo sie nur kann. Wie habe ich mich gefreut, als ich aus ihrem Munde wieder den unverfälschten Baccadialekt vernahm. Ihr gutes Mundstück ging wie geschmiert, ihre Augen glänzten und die Arme suchten. Da war wenigstens noch Leben und Begeisterung an dieser Stätte des Todes.

Ja, diese Regina, es fällt ihr schwer, über ihr lebhaftes Temperament Herr zu werden und ihrem angebornen Born den Garaus zu machen. — Auch noch eine andere Frau ist von Lourdes, die übrigen sind von Mariazell, Hardenberg und Far Biew in den Drafsbergen.

Um es gleich von vornherein zu sagen, halten diese guten Leuten an ihrem katholischen Glauben mit erbaulicher Standhaftigkeit fest, und es ist rührend zu hören und zu sehen, wie lebendig sie ihn betätigen. Die protestantischen Matronen z. B. sagten mir: Aber euere katholischen Christen sind doch sonderbar. Niemals kommen sie zu unserem Gottesdienst, obwohl wir drei Kirchen hier haben und uns jeden Tag mehrmals versammeln, um mit unseren Gebeten und Liedern Gott zu loben. Euere Christen halten sich vollständig reserviert; sie gehen ihre eigenen Wege, haben ihren eigenen Gottesdienst, und selbst, wenn es zum Sterben kommt, wollen sie keinen von unseren Predigern; und doch sterben alle so friedlich und schön. — Daß unsere Leprosen so ruhig und glücklich, ja manche sogar singend sterben, habe ich vielseitig erfahren. Die erste Matrone, Mrs. Castera, versicherte mir, daß während der letzten Seuche einige wie Heilige gestorben seien. Eben diese Mrs. Castera, eine sehr gute Katholikin, nimmt sich ihrer ausläufigen Glaubensgenossinnen sehr an; sie versorgt sie mit Rosenkränzen, Medaillen, religiösen Bildern, Kreuzen u. dgl. und läßt ihnen alle mögliche Hilfe angebeihen, daß sie ihr religiöses Leben pflegen können. Ferner sagte sie mir, daß unsere Christen jeden Sonntag gemeinsam drei Rosenkränze und viele andere Gebete verrichten und auch unter der Woche viele Andachtsübungen pflegen. — Ist das nicht rührend? —

Nachdem ich so ziemlich über alles, was ich zu wissen hatte, orientiert war, setzte ich meine Gottesdienstordnung für die folgenden Tage fest. Sie lautete: Samstag morgens 7 Uhr Gottesdienst in der Schule die den Wesleyanern auch als Gebetslokal dient; Sonntag morgens 8 Uhr im Spital und um 11 Uhr für die Europäer in der Bibliothek (Weißen-Wiertel); abends

7 Uhr Beicht hören für die Weißen; am Montag früh nach 5 Uhr Kommunionmesse für die Europäer.

Am Samstag in aller Früh bereitete ich mir meinen Altar. Die Ausläufigen von der Männer-Abteilung trafen rechtzeitig ein; Josef Gumata, mein schwarzer Begleiter, war mein Ministrant. Auch sehr viele Protestanten erschienen zu meinem Gottesdienst. Zuerst hielt ich an die Versammelten eine Rede. Ich hatte sehr aufmerksame und willige Zuhörer. Es wurde mir immer wärmer in meinem Herzen, und als ich allmählich manches Tränlein aus den Augen dieser Armen schimmern sah, da war es beinahe um meine Fassung und Kaltblütigkeit geschehen; meine Augen wurden auch feucht und während mir die Tränen herunterperkten, ließ ich mein Herz sprechen, wie es mir daselbe eingab. Am Stoff fehlte es mir fürwahr nicht, und zu trösten gab es hier genug, und alles wurde so kindlich dankbar angenommen. Am meisten Mitleid fühlte ich mit einigen noch ganz jungen Mädchen, die die Schule besuchen und die hier in dieser Einsamkeit von allem Verkehr mit ihren Aunverwandten abgeschnitten und für ihr ganzes Leben moralisch begraben sind. Jahrzehnte lang mag noch der Ausfluß an ihnen weiterfressen und unarmherzig ein Glied nach dem andern von ihnen fordern, bis endlich vielleicht nach vielen Jahren der Tod diesem entsetzlichen Zustand, um menschlich zu sprechen, ein Ende macht. Es war mir so wehe ums Herz, und ich weiß nicht, was ich darum gegeben hätte, wenn ich ihnen damit die Gesundheit und Freiheit hätte geben können. — Doch, Gottes Wege sind nicht unsere Wege. Ob sie sich wohl zu Hause den Himmel so leicht verdienen könnten?

Ich betete sodann mit ihnen in der Xosaprahe das Morgengebet und verschiedene andere Gebete. Hierauf gelebrierte ich das hl. Meßopfer. Die Ausläufigen beteten in der Zulusprache, und das wurde nun für mich fatal. Ich kam nämlich ganz aus dem Konzept. Ich war die Gebete in der Zulusprache nicht mehr gewohnt, sie klangen mir jetzt wie liebliche Musik; sie weckten in mir alte, gar liebe Erinnerungen aus der glücklichen Zeit meiner Missionstätigkeit in Natal und Lourdes, und so war es um meine Fassung während der hl. Messe beinahe wieder geschehen. Mit aller Gewalt mußte ich mich zusammennehmen, um gesammelt zu bleiben.

Als die hellen, schönen Stimmen der andächtigen Beter erklangen, wurde ich ganz gerührt; ich mußte einigemal ganz unwillkürlich etwas aussetzen und es war für mich so schwer, mich zu sammeln und meine Aufmerksamkeit den vorgeschriebenen Zeremonien zuzuwenden. Aber wieder wurde ich abgelenkt. — Nein, so eine Messe habe ich noch nie gelesen. Es ist nicht so leicht, unter solchen ergreifenden Umständen und vor einer solchen Gemeinde kaltes Blut zu bewahren und Meister seiner inneren Bewegungen und Gefühle zu bleiben. —

Im Anschluß an die hl. Messe hielt ich noch eine Predigt. Ich war so bewegt von den vielen erschütternden Eindrücken, daß es mir wahrlich nicht schwer fiel, ein lebhaftes Bild ans andere zu reihen und die Aufmerksamkeit meiner Zuhörer rege zu erhalten.

Ich würde fast an kein Ende kommen, wollte ich alles schildern, was ich erlebt und erfahren habe. Ich kann mir feststellen, daß ich viele Freuden zu den lieben Ausläufigen gebracht habe und selbst auch reichlichen Trost und unbeschreibliche Freuden von ihnen schöpfte. O Priesterherz, wie bist du zu beneiden! — Wie glücklich würde

ich mich schätzen, wäre es mir vergönnt, immer bei ihnen bleiben zu dürfen. Jetzt verstehe ich auch ein wenig das Geheimnis eines P. Damian und seines Nachfolgers dort in der Auswärtigenkolonie von Molokai.

Am nächsten Tage (Sonntag) halfen mir die protestantischen Matronen mit größter Dienstbeflissenheit, einen Altar im Hospital zu errichten. Ohne daß ich sie darum erjucht hatte, ordneten sie mir ein Zimmerchen, wo ich die Kranken Beicht hören konnte und brachten diese einzeln auf Wägelchen zu mir. Diese beiden Kranken hatten keine Füße mehr. Als ich sie nach drei Monaten wieder besuchen wollte, vernahm ich, daß sie nach meinem ersten Besuch überaus glücklich und friedlich gestorben seien. Mit der flinken Hilfe dieser guten Matronen war meine vorbereitende Arbeit sehr rasch erledigt.

„Drei große Kirchen“, sagte sie mir, „bilden die katholische; die römisch-katholische an der Spitze, die anglikanische und die griechische. Die englische Staatskirche habe alles mit der römischen gemeinjam (wenigstens der Zweig derselben, zu dem sie sich bekenne) mit Ausnahme des Papstes. Sie hätten kürzlich ein levitiertes „Requiem“ gehabt, wobei man betreffs der Zeremonien keinen Unterschied zwischen einem anglikanischen und römisch-katholischen herausgefunden haben würde.“ — Da es mir ferne lag, mit ihr über religiöse Sachen zu disputieren und an ihr Bekehrungsversuche zu machen, so ließ ich sie in ihrem guten Glauben und zeigte mich vor ihr als einen toleranten, höflichen Gentleman. Nur hatte ich gelinde Furcht, daß sie schließlich bei mir auch noch beichten wolle. Ich hatte auch die Ehre, mit



Missionschüler im Monstanum zu Bohr a. M.

Der Gottesdienst verlief sonst wie am Samstag, alle Matronen wohnten ihm bei und weinten viel; sonst ist nichts Außergewöhnliches zu berichten.

Im Hospital herrscht die peinlichste Reinlichkeit und Ordnung. Alle Kranken haben schöne, weiße Betttücher, Decken und Leibwäچه. Das rote Kreuz kommt überall zum Vorschein. Für die Kranken könnte kaum noch besser gesorgt sein. Man ist allgemein mit rührender Sorgfalt sehr zuvorkommend gegen sie, und diese freundlichen schwarzen Matronen geben sich wirklich mit großer Liebe und löblichem Eifer dem Dienste ihrer Mitschwester hin. Hier muß ich noch erwähnen, daß auch noch mehrere anglikanische Diakonissinnen dort beschäftigt sind, die mit dem Namen „Schwestern“ betitelt werden. Ihre Kleidung im Dienste ist die der gewöhnlichen Matronen.

Eine unter ihnen war nicht nur außerordentlich freundlich gegen mich, sondern sie kam auch regelmäßig zu meinem Gottesdienst. Sie gab mir mehrmals klar zu verstehen, daß sie auch zu den „Katholiken“ gehöre.

ihr, Mrs. Castara und noch einem hohen Polizeibeamten, der auch auf Seite der römischen Katholiken war und, obwohl selbst Protestant, die englische Staatskirche unbarmherzig bekrittelte, regelmäßig mein Mittags- und Abendessen einzunehmen, wobei ich viel überaus Praktisches und für mich höchst Nützlichendes in Erfahrung brachte.

Ueber meine Seelsorgearbeiten unter den Europäern von Emjanyana könnte ich noch gar manches Interessante, auch einige höchst amüsante Anekdoten, hier einschalten. Allein, schon fürchte ich, meine Leser durch diesen langen Bericht auf eine gar harte Geduldprobe gestellt zu haben. Und da dieses Kapitel über die weiße Seelsorge ja auch nicht zu meiner eigentlichen, sondern nur außerordentlichen Missionsarbeit gehört, so übergehe ich es ganz. Nur im allgemeinen will ich noch erwähnen, daß sich unter ihnen eine gute Anzahl ziemlich eifriger Katholiken befindet, und daß ich mich absolut nicht über Unhöflichkeit, Gleichgültigkeit und Mangel an Hochachtung von ihrer Seite mir gegenüber zu beklagen brauchte. Sie wissen in der Tat einen ka-

tholischen Priester zu schätzen und seine Dienste mit Dankbarkeit entgegenzunehmen.

Am Montag Morgen machten wir uns auf den weiten Heimweg. Das Scheiden von dieser lieben Einöde fiel mir sehr schwer. Oft und oft wandte ich mich auf meinem weißen Köpfelein um und grüßte und grüßte noch einmal das Leprosenheim, bis es endlich meinen Blicken entschwand. Am folgenden Tage abends trafen wir wieder ganz glücklich in unserem lieben Reichlands ein, und am Sonntag darauf hatte ich reichlich neuen Stoff zu einer langen Predigt an unsere Christen. Wie ich nur zu deutlich merken konnte, muß es sie gewaltig interessiert haben.

Alles in Allem genommen zog ich aus meiner Reise zu den Aussätzigen folgende Lehren für mich selbst:

1. Liebe und schätze hoch deinen erhabenen Beruf als katholischer Missionar; er ist die große Opfer wert, die er von dir fordert. Die stillen Freuden und Tröstungen schon hier auf Erden in der pflichtgetreuen Ausübung deiner apostolischen Arbeiten wiegen bei weitem die schweren Opfer auf.

2. Sei geduldig und klage nicht! Es gibt noch andere Leute, die viel mehr zu leiden haben und doch dabei geduldig und ergeben sind. Bist du versucht, zu klagen, so denke an diese armen Aussätzigen und ihr Elend, denke an den rührenden Eifer, mit dem sie fort und fort bezeugen, daß sie gute, vielgeliebte Kinder des vielgeliebten Vaterherzens Gottes sind, und so ihre Ausschlossenheit von der gottlosen, aufgeklärten Welt in einem gewissen Sinne zu einer wahren Glückinsel machen.

### Maria Loreto.

(Fortsetzung.)

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Am 1. Februar 1917 fing die Schule wieder an und mit Freude und frischem Mut wanderten wir wieder nach Maria Loreto. Schw. Blasia sollte jedoch nicht mehr nach Loreto kommen, sondern in die Tageschule am Glabenberge zur „Königin der Engel“. Unsere fränkliche Schwester Domitilla daselbst hatte eine Hilfe sehr nötig, da auch bei ihr oben mit dem Segen Gottes die Schülerzahl sich sehr vermehrte. Zu meiner Hilfe kam die trotz ihres Alters noch sehr rüstige und frische Schw. Donata. Sie war in Loreto, wo noch kein Garten angelegt war, gerade am richtigen Platz. Am Glabenberge hatte Schw. Domitilla selbst einen schönen Garten angelegt, in dem es Blumen und Bäumchen gab; in Maria Loreto gab es vorerst noch Steine, Dornen und Unkraut. Allerdings war wenigstens schon um das Kirchlein herum ein freier Platz geebnet, aber von einem Garten war noch nichts zu sehen, denn die schwachen Kinderhände brachten nicht so viel von statten. Schwester Donata aber, die mit Vorliebe Gärtnerin ist, begann bald, sich einen Platz für ein Gemüsegärtchen herzurichten. Hochw. P. Emanuel kam selbst herauf, um den Zaun herum abzustecken. Ohne eine feste Umzäunung war hier auf dem Berge nichts zu machen, da gerade dieser Platz von Alters her ein beliebter Weideplatz war, auf den die Küffern tagtäglich ihre Pferde, Ochsen, Kühe Ziegen und Schafe herauftrieben. Anfangs März schickte B. Superior den alten Br. Sebastian zu uns herauf, damit er den Drahtzaun errichte. Pfähle wurden eingerammt, Stacheldraht wurde gezogen und außerdem noch ein Drahtgitter gespannt. Nur auf diese Weise konnte man die genächtigen Ziegen ferne halten und die

anzupflanzenden jungen Bäume schützen. Tag für Tag kam der alte fromme Bruder zu Fuß — das angebotene Reittier verschmähte er — den Berg herauf und machte so seine Wallfahrt nach Loreto. In tiefem Schweigen arbeitete er bis Sonnenuntergang fleißig und unermüdet, so daß gar bald die 210 Fuß lange und 108 Fuß breite Umzäunung fertig war. Bald darauf bekamen wir aus der Baumchule von Ezenstochau 24 schöne, junge Nadelbäume von 2 Fuß Höhe. Wir pflanzten dieselben längst des Zaunes in gleichmäßiger Entfernung. Hinter der Kirche wurde ein kleiner Obstgarten angelegt mit 24 Bäumen, die schon ziemlich groß waren und schon das nächste Jahr Früchte tragen konnten. Hinter der runden Kraalhütte, die als Küche diente, legte Schw. Donata das Gemüsegärtchen an, wo sie ihre Kraut- und Salatköpfe und ihre Zwiebel schon im Geiste wachsen sah; vorderhand mußte sie allerdings erst die Steine aus dem Boden graben, bevor sie den Samen hineinlegen konnte. (Siehe Plan im Bergföhrmeinnicht Nr. 4.) Wenn wir auch für die Verschönerung unserer kleinen Außenstation so fleißig Sorge trugen, versäumten wir doch keineswegs unsere Pflichten in der Schule und Mission. Die Pflege des Schönen gehört ebenso zur Humanität, wie die Verwirklichung des Guten und die Erkennnis des Wahren. Das Menschengeschlecht bedarf nicht nur der moralischen und intellektuellen, sondern auch der ästhetischen Erziehung. Das Nützliche befördert sich selbst, denn die Menge bringt es hervor und alle können es nicht entbehren; das Schöne muß befördert werden, denn wenige stellen es dar und viele bedürfen es, sagt so schön Goethe. Ich finde, das Anschauen des Schönen macht uns besser, es läutert unser Fühlen und Wollen und vergrößert unsere Empfänglichkeit für hohe sittliche Ideen. Doch kehren wir zurück auf unseren grünen Weideplatz, wo viele „Lämmlein“ sich gar lustig taukeln. Freilich sind sie fast alle kohlrabenschwarz, einige schokoladebraun, einige auch bronzefarben, aber desungeachtet sind schon viele schneeweiß in ihrer Taufschuld und ihre Seelen glänzen wie die Sternlein.

Wie früher mit Schwester Blasia, so machte ich auch jetzt in Begleitung der guten Schwester Donata dieselben schon erwähnten Wanderungen auf der Suche nach Seelen. Einmal ging ich mit ihr ziemlich weit fort und da fanden wir in einem heidnischen Kraal — der Besitzer desselben war ein berühmter Zauberer — ein kleines, etwa 7 bis 8 Jahre altes Mägdlein, das seinerzeit in einer tödlichen Krankheit getauft wurde und Kleopha hieß. Die Mutter sagte, sie habe das Kind schon längst einmal zur Schule schicken wollen, aber dasselbe fürchte sich so sehr vor den weißen Schwestern, da es noch nie solche gesehen habe. In der Tat, als die kohlschwarze kleine getaufte Wilbe uns erblickte, fing sie zu schreien an und wehrte sich mit aller Kraft, um nicht zu uns geführt zu werden. Ratlos stand ich da und überlegte. Inbessen machte Schwester Donata kurzen Prozeß; sie nahm das zappelnde, widerstrebende Kind in ihre starken Arme und trug es lachend von dannen. Alles Volk, Männer, Frauen und Kinder lachten ob der Entführung der kleinen Wilden. Einige goldgelbe Orangen, ein paar süße Nüsse brachen schließlich den Widerstand des Mägdleins. Es wurde stiller und zutraulicher und ein paar Tage später kam es ganz von selber in die Schule.

Kleopha war mit einem langen Hemde bekleidet, das ihr bis an die Knöchel reichte; von welcher Farbe dasselbe war, kann ich mit dem besten Willen nicht angeben. Meistens brachten wir von unserem Tagesausflug ein oder zwei neue Kinder mit.

Wir hatten schon ziemlich alle Kraale in der Umgebung abgeseucht; es blieben uns nur mehr die Kraale in der weiteren Entfernung tief unten im Tale des mächtigen Ingwangwaneflusses. Wieder war es an einem Donnerstag. Wir hatten am Morgen keine hl. Messe gehabt, da P. Glegius verhindert war, zu uns heraufzureiten. Eine wahre Missionschwester muß lernen, auch solche geistige Opfer gerne und gottergeben zu bringen. Wir hatten die zuverlässliche Hoffnung, daß uns der liebe Gott dieses Opfer auf andere Weise erketen werde. Schön und rosig golden war am Morgen die Sonne aufgegangen und da wir viel Zeit vor uns hatten, beschloß ich, gleich nach dem Frühstück einen kleinen Ausflug zu unternehmen. Die Hilfslehrerin Maria Roswitha sollte mit den Kindern im Garten arbeiten und die Kleinsten sollten schöne, runde Steine sammeln, um damit die Wege einzufassen. „Heute gehen wir keine Schäflein suchen“, sagte ich zur Schw. Donata, „sondern zur Abwechslung einmal fischen. Die Lust ist so ruhig, ich denke, das Wasser da unten im Flußbette muß recht klar sein.“ „Fischen? Ja, können Sie denn auch fischen?“ fragte die gute Schwester ganz erstaunt. „Ach freilich“, entgegnete ich lächelnd, „Sie können es gerade so gut, vielleicht noch besser.“ „Nein, fischen kann ich nicht, aber versuchen könnte man es ja; so ein Fisch in der Pfanne wäre auch nicht übel.“ Wohlgenut machten wir uns auf den Weg hinunter zum Flusse. „Wir gehen heute Fische fangen, liebe Kinder, arbeitet unterdessen recht fleißig mit eurer Lehrerin und betet auch, damit wir Fische bekommen“, sagte ich beim Fortgehen zu den Kindern, die mich erstaunt ansahen. „Schwester“, meinte der etwa zwölfjährige Josef, ein ichlaues Bürschchen, „können ihr Schwestern denn fischen? Das glaube ich nicht. Aber ich, ich kann es gut! Erlaube mir doch mitzugehen und ich werde dir gute Fische heimbringen.“ „Gut, du darfst mitgehen“, sagte ich, „aber du wirst sehen, wir bringen ebenfalls Fische heim, so Gott will, bessere als du.“ Der Knabe schüttelte sein Krausköpfchen und sprang davon, natürlich sogleich zum Flusse hinab. „Haben Sie denn auch Futter für die Fische mitgenommen?“ fragte mit einem eigentümlichen Lächeln Schw. Donata. „Ei gewiß, es ist ja genug in der Tasche, vielleicht brauchen wir nicht einmal alles“, gab ich zur Antwort. Unser Weg führte durch einen großen Kraal, dessen Einwohner teils heidnisch, teils protestantisch waren. Der Knabe Josef saß unterdessen schon unten am Ufer auf einem hohen Stein und warf seine Angel aus. Aber auch wir warfen in dem erwähnten Kraal unsere Netze aus und siehe da, sie wurden voll von Fischen. Reichlich hatte der Herr unseren Fischfang gesegnet. Fünf Kinder hatten wir wieder auf einmal gewonnen. Fünf kostbare Menschenseelen, darunter drei Kinder, die früher einmal in Todesgefahr getauft worden waren. Die drei Getauften waren John und Gerard, zwei vierzehnjährige Knaben und Franziska, ein neunjähriges Mädchen; die beiden anderen Kinder waren noch Heiden, recht liebe und zutrauliche Kinder. Das war ein Glück, eine Freude, wie wir sie noch nie empfunden hatten; denn die drei Getauften wären ohne unser Dazwischenkommen auf den sichersten Weg des Verderbens gekommen. Wie verwaist, ganz ohne Aufsicht, lebten die Kinder mitten unter Heiden und wußten kaum noch, daß sie früher einmal getauft worden waren. Gerards Vater war ein böser Mann, die gute Mutter bereits tot. Franziska hatte bereits Vater und Mutter verloren. „Eine schöne Menschenseele finden, ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist's sie erhalten;

der schönste und schwerste, die schon verlorenen zu retten.“ „Alles verstehen, heißt alles verzeihen“, sagt ein französisches Sprichwort. Ja, ich konnte verstehen, warum diese armen Kinder abgefallen waren, und ich hatte darum inniges Mitleid mit ihnen. Wir nahmen die fünf Kinder sogleich mit nach Hause. Oben in Maria Loreto angekommen, sprangen uns die Schulkinder entgegen, klatschten in die Hände und riefen: „Zipi izinlanzi?“ (Wo sind die Fische?) „Nazi“ (hier), sagte ich triumphierend und stellte dabei die fünf gefundenen Kinder in einer Reihe auf. Da verstummte die kleine Schar und nicht verständnisvoll mit den Köpfchen. Josef aber trat voll Freude vor und zeigte seinen großen, schönen Fisch, den er für uns gefangen hatte. Lachend nahm ihn Schwester Donata schnell in Empfang und richtete ihn her für die Pfanne. Das gab ein außergewöhnlich gutes Mittagessen, das uns nach dem sechsstündigen Marsche gut mundete. So sorgt der liebe Gott für seine Kinder. Während wir für ihn Menschenfischlein fischten, und auf unsere eigenen Bedürfnisse dabei fast vergaßen, sorgte er für unsere leibliche Stärkung. Ich glaube bestimmt sagen zu können, so hat mir noch nie ein Fisch geschmeckt, wie an diesem Segenstag. Doch die Freude und Heiterkeit dieses Tages war noch nicht voll. Der Fisch duftete in der Pfanne, ein paar Kartoffeln auch dazu, aber unser Kaffee war schwarz. Wir hatten, wie so oft, keine Milch. Siehe da, da kam Hilfe. Die Kinder hatten, wie so oft, das Tor nicht gut geschlossen; eine fette Ziege lugte neugierig herein und blieb hängen. Schw. Donata sah das Tier und schon lief sie hinaus, fing es und trieb es mit Hilfe unserer Hilfslehrerin in die Küche, wo sie die Ziege gehörig ausmelkte. Das war eine gute Milch! Nun hatten wir ja alles. Nach drei Uhr saßen wir beim Mittag- und Abendmahl zugleich friedlich in unserer rauchgeschwärzten Hütte beisammen. „Kein höheres Glück dem Menschen lacht, Als wenn er andere glücklich macht.“

Die Schulkinder gingen heim, auch die fünf Neugeborenen. Sie hatten noch Orangen und Erdnüsse bekommen. Die arme Franziska bekam ein altes abgetragenes Kleid, während ich für Gerard noch ein langes Hemd gefunden hatte, damit er sich bedecken und unter die anderen Schüler setzen könne. Ich sah es den Kindern an, daß sie gewonnen waren und von nun an kommen würden.

Es ist schon spät in der Nacht, da ich dies schreibe; bei Tage komme ich ja vor anderer Arbeit nicht dazu, mit Ihnen, liebe Leser und Leserinnen des Vergißmeinnichts zu plaudern. Es ist auch höchste Zeit, daß ich zu schreiben aufhöre; denn unser kleines Lämpchen ist am Erlöschen. Morgen soll es aber gleich gefüllt werden, denn es wäre ein schlimmes Zeichen, wenn kein Del in der Lampe ist; zu den törichten Jungfrauen wollen wir doch nicht gehören. Noch einmal will ich hinaus schauen, ob Tor und Türe gut verschlossen sind. Da leuchtet mir der herrliche südliche Sternenhimmel entgegen. Es fällt mir das wundersame Lied ein:

„Leise, leise, fromme Weise  
Schwing dich auf zum Sternentreise.  
Lied erichalle, feiernd walle  
Mein Gebet zur Himmelschalle.  
Zu Dir wende ich die Hände,  
Vor Gefahren uns zu wahren,  
Sende Deine Engelscharen!“  
(Freischütz, Gebet der Jungfrau.)  
(Fortsetzung folgt.)

# Kleine Missionsnachrichten.

St. Paul: Jetzt muß der Chronist von St. Paul wieder einmal den Federkiel in die Tinte tauchen, um ein paar Merkwürdigkeiten der Mitwelt zu verraten und der Nachwelt zu verewigen. — Unmutig, weil ihm vor langem Warten der schwarze Schreibsaft fast eingetrodnet und sein Gedächtnis durchlöchert, wollte sich das arme Schreiberlein selbst in die Haare fahren. Doch wozu! Es ist ja kein Zeitungsschreiber, der nur mit den „neuesten Meldungen“ die Leser befriedigt, sondern ein Chronist, der aus vergilbten Blättern schöpft und altes Gebäud auflißt.

Was ist hier des Merkwürdigen wertig? Unter dem 25. 4. 20 findet er: Vershobene Osterprose und Einkleidung. Br. Barnabas erneuert seine hl. Gelübde auf vier Jahre und Br. Eberhard bringt sein Erstlingsopfer auf 2 Jahre. Schon 1916 stand er vor der Gelübdeablegung; da hat ihm der Krieg seine Lebensschule um drei harte Jahre in Kaserne, Feld und neuer französischer Heimat verlängert. Glücklich hat er sie bestanden. — Die Postulanten Peter Gorski aus Waldau (Westpr.), Alois Brandys aus Pawlowitz (O.-Schl.), Gerhard Rix aus Berned im St. Galler Reintal, Karl Kroner aus Württembergs Hauptstadt nahmen den braunen Brüderrhabit und erhielten als Neugeborene die Klosternamen: Br. Silvester, Rudolf, Fabian und Karl. Drei dieser Auserwählten arbeiten als Gärtner im Reich der Blumen und Früchte, zwei in der Landwirtschaft, einer endlich treibt Gutenbergs Handwerk in der jungen Missionsdruckerei St. Paul. — Habe ich auch schon etwas erzählt von den Arbeiten der Studenten, von ihren Waldwegen, Plätzen und Anlagen? Das Interessanteste ist wohl die Benennung ihrer Schöpfungen. Die Größen von St. Paul, die Ordenspatrone, ja selbst der Himmel mußten die Namen hergeben. Der Himmelstönigin weihten die Mülensöhne Marienhain, Mariengäßchen, Marienthal. Eine Benediktushöhe und Bernardushöhe bezeugen ihre Verehrung für diese Patriarchen der Mönche. Mitten im „Urwald“ steht die St. Meinradsklaufe und Heiligum unserer Ib. Frau von Einsiedeln. Eine Nembardstraße, Dominikusweg und eine Magisterrunde werden die ersten St. Pauler-Pioniere verewigen. Mit dem neuerwählten General ist auch eine Adalbero-Straße entstanden. Die große „Novizen-Promenade“, „Novizenprung“ zeigen der Studenten Vorliebe für die weißen Raben. Wir haben auch ein ganz enges „Himmelspförtchen“, einen gefährlichen „Labyrinthweg“, einen geheimnisvollen „Mysterienhain.“

Jetzt noch was Neues! In Mariannhill drüben haben sie großes Generalkapitel gehalten. Der Chronist kann noch nicht alles ins große Buch eintragen. Er hat nur so was vernommen, daß man dort auf den Wunsch Roms und der Vertreter des hl. Stuhles manches ändern will. Was soll mich das wundern! Gußt doch eine ganz andere neue Welt aus der aufgesprengten Schale heraus. Alles Braune und Weiße der Ordenskleidung soll ins Schwarze übergehen; den Cisterzienser-Ritus soll der Römische ablösen, aber nicht verstummen wird das Chorgebet. — An Maria-Geburt soll die erste Einkleidung nach der „neuen Mode“ sein. Ein gutes Duzend würdiger Postulanten warten jetzt auf das hl. Kleid und den hehren Gottesberuf.

Gott grüß Euch, Ib. Leser! P. M.

Missionstation Lourdes. Am 27. Juni wurde hier das Fest des Haus- und Kirchenpatrons St. Moysius in hochfestlicher Weise begangen. Es war gut, das Fest auf diesen Sonntag zu verlegen, denn bis dahin waren die meisten Studentenschichten (Klassenarbeiten) geschlagen und es konnte darum eine ruhigere und freudigere Stimmung im Herzen der Mülensöhne Platz greifen.

Hochaltar und Seitenaltäre der Kapelle waren aus Anlaß des hohen Festes schön geschmückt. Auf dem Marien-

altare war die Statue des großen Marienverehrsers und Marienkindes, des hl. Moysius, aufgestellt. Aus reichem Blätter- und Blumenschmuck ragte das Bild des Heiligen hervor. Blendend weiße Lilien umgaben es als Sinnbild der engelgleichen Unschuld, die dieser große Jugendheilige in seinem Herzen gehegt. Am Morgen des Festes war Generalkommunion. Um 10 $\frac{1}{4}$  Uhr begann der Festgottesdienst. Während desselben sollte zugleich auch Aufnahme in die Marianische Studentenkongregation stattfinden. Die Festpredigt hatte als Thema den Wahlspruch des hl. Moysius: „Gott, laß mich sterben mir, laß mich leben Dir!“ Nach der Predigt begann sogleich das feierliche, levitierte Hochamt vor ausgelegtem Allerheiligsten. Nach dem Evangelium wurden die 7 Studenten aufgerufen, die in die Marianische Kongregation aufgenommen werden sollten. Freudig nahten sie sich dem Altare und gelobten dort, allezeit treu zum Lilienbanner der Himmelsmutter zu stehen gleich dem hl. Moysius, der sicherlich verklärten Auges vom Himmel aus auf seine Schutzbefohlenen herniedersah. Ihre Weiheterzen steckten sie dann am Marienaltare auf zu Füßen des hl. Moysius, damit sie dort als äußeres Zeichen der inneren Liebe und als äußeres Zeichen der inneren Hingabe sich verzeihen sollten.

Der Festgottesdienst wurde verschönt durch den gelungenen Vortrag einer vierstimmigen Messe durch den Sängerkor des Moysianums. In wochenlanger Arbeit war sie eingelebt worden für das hohe Fest. Am Nachmittag des Festtages wurde eine feierliche levitierte Vesper gesungen.

Hernach begannen die Wettspiele, die für diesen Tag angelegt waren. Die besten Spieler sollten mit Preisen bedacht werden. Auf der Straße nach Kobenbach wurde zunächst ein 300 m-Schnellauf veranstaltet. Die Teilnehmer liefen in vier Abteilungen. Für jede Abteilung waren zwei Preise ausgelegt. Darauf folgte im Spielhause des Moysianums ein Wettturnen. Hernach begann das Deutsch-Ballwettspiel, das bis 7 Uhr dauerte und nach dem Abendessen fand noch das Faustballwettspiel statt.

Nach Beendigung der Spiele begaben sich alle in den Speisesaal, wo auf einem großen Tisch die Preise ausgebreitet lagen. Schöne Bücher, prächtige Albums, Kreuzstiche, Ziergegenstände usw. waren da zu sehen.

Zuerst durften die Sieger im stenographischen Wett-schreiben, das am Tage vorher abgehalten worden war, ihre Preise auswählen. Dann folgten die Wettläufer und dann die Sieger im Wettturnen. Ein bedauerliches Aufseufzen erfolgte in der Brust manches Preisgewinners, wenn sein Vorgänger aus der Zahl der Preise gerade den hinwegnahm, den er sich schon vorher ausgesucht hatte.

Am Tage der Apostelfürsten erfolgte dann die letzte Preisverteilung. Die einzelnen Sieger erhielten auch noch schön ausgestattete Diplome als Anerkennung ihrer Leistungen und die Sieger im Deutschball u. Faustball betamen nun die als Preis festgelegten und unterdessen fertiggestellten Kuchen.

So war das große Jugendfest in schöner, herzerfreuender Weise verlaufen.

Missionstation Lourdes. Der Hochwürdigste Herr Abt P. Gerard Wolpert schreibt unter dem 5. 6. 20: „P. Emmanuel und P. Marcellin waren kürzlich 14 Tage im Bondonland gewesen, um zu sehen, wie die Aussichten für die Mission durch uns dort sind. Sie besuchten alle hervorragenden Persönlichkeiten, darunter auch den Paramount Chief. Die Aussichten sind zur Zeit ungemein günstig; wenn nur Patres da wären, um gleich anfangen zu können . . .“



### Der Ueberfall.

Nach einer wahren Begebenheit von Nikolaus Goethe.

Es war gegen zwei Uhr Nachts, gerade wollte der Kaplan im Pfarrhause seine Studienbücher zuschlagen und das Lämpchen ausblasen, um auch endlich sich zur Ruhe zu begeben, da durchdrang mit hellem, scharfem Tone die Hausglocke die nächtliche Stille und Ruhe des Pfarrhofes. „Wahrscheinlich ein Versehgang“, dachte der Kaplan und zündete eine Kerze an. Nun stieg er die alte, knarrende Holztreppe zur Haustüre hinab und öffnete. Draußen stand ein junger Burche von wenig vertrauenerweckendem Aussehen, der den Priester bat, ihm zu einem Kranken drunten in dem Dorfe zu folgen. Der Kaplan bedeutete ihm, er solle ihn auf dem Kirchhofe erwarten, bis er mit dem Sanktissimum käme. Nachdem er die Haustüre wieder verschlossen, ging er durch eine geheime Türe in die Kirche zum Hochaltar. In der Krankenburje, welche er sich bereits umgehängt hatte, verberg er den eucharistischen Gott. Da der Pfarrer den Schlüssel zum Kirchenportal Nachts stets bei sich hatte, mußte er wieder durch die geheime Tür und von da kam er auf den Kirchhof. Als er in die rauhe Nachtfalte trat, umging ihn eine schwerdrückende, dumpfe Dunkelheit, denn der Mond schien nicht um diese Zeit. Er konnte niemanden gewahren, der ihn zum Kranken führe. Nun ging er zur Straße, da der Mann den Weg zum Kirchhofe vielleicht nicht gefunden hatte. Da standen zwei noch schwärzere Gestalten als die Nacht vor ihm und drohten mit heiserer Stimme: „Den Kirchenschlüssel her oder das Leben“. Natürlich war der Priester bei der unvermuteten Begegnung zusammengefahren. Bald aber faßte er sich wieder und antwortete ruhig: „Zunächst habe ich jetzt den Kirchenschlüssel gar nicht, und dann kann ich Ihnen versichern, es ist in unserer armen Kirche an nennenswertem Schmuck und Zierrat nichts, was Sie mitnehmen könnten. Lassen Sie mich also meines Amtes walten!“ Da leuchtete einer der Gesellen dem Priester mit seiner Taschenlampe ins Gesicht, und als er den ruhigen und ehrlichen Ausdruck seines Gesichtes sah, glaubte er den Worten des Priesters. Jedoch hatten sie im Scheine der Lampe die Goldstickereien der Krankenburje blißen gesehen. Jetzt versuchten sie, ihm die Burje zu entreißen. Ein heiliger Zorn flammte in des Priesters Seele auf, als er den Burchen zurief: „Hinweg, ihr gottlosen Schurken, ich habe das Sanktissimum bei mir!“ Darauf antworteten die Bestien mit einem Hohngelächter und einer von ihnen zog ein scharfes Messer und schnitt im Nu die Finger von der Hand, die die Burje hielt. Mit einem, die Nacht mit Grauen und Entsetzen durchbebenden Schrei stürzte der Priester ohnmächtig zu Boden. Durch den Schmerzensschrei erschreckt, liefen die schamlosen Räuber, in Angst, sie würden erfaßt werden, davon. Der herbeilebende Pfarrer fand seinen Kaplan

unter furchtbaren Schmerzen am Boden liegend, mit der unverletzten Hand die Burje fest umklammernd. —

Die barmherzige Schwester, welche den verletzten Priester pflegte, führte eines Tages einen tief traurig aussehenden Mann ins Krankenzimmer, welcher sofort wortlos sich auf den Boden warf und laut zu schluchzen und zu weinen anfing. Erstaunt richtete sich der Kranke auf und betrachtete den weinenden Mann. Mit tröstenden Worten suchte er die gequälte Seele des Weinenden aufzurichten. Mühsam unter Schluchzen erzählte der Knieende, er sei einer der Gefellen, die ihn neulich überfallen hatten. Seine Seele sei so gerührt geworden, da er sah, wie der Priester lieber alles ertrüge, als sich die Burje mit ihrem heiligen Inhalte rauben zu lassen. Nun habe es ihn gepackt! Er bereue seine gottesräuberische Tat und wolle beichten und von nun an ein gutes und braves Leben führen. Da weinte selbst der Priester. Voll heißen Dankes gegen Gott im Herzen, erhob er seine Augen zum Kreuzifix. O, wie freute er sich, daß sein Leiden doch wenigstens eine Frucht brachte. „Hochwürden, kann ich denn noch Gottes und Ihre Verzeihung erlangen“, rief gequält der Mann aus. „O, natürlich, mein Lieber, Gott ist barmherzig“, sagte der junge Priester aus ganzem Herzen. —

### Reiseabenteuer und Missionsarbeiten eines Glaubenshelden in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

Raum standen wir vor der Hütte, als die Leute, welche uns die Maultiere zugeführt hatten, augenblickliche Bezahlung verlangten, und zu gleicher Zeit bemerkte uns Scheit Furt, daß wir uns beeilen möchten, die Geschenke für den König auszuwählen, welche umso bedeutender sein müßten, weil wir gegen den Gebrauch des Landes bei der ersten Vorstellung ohne solche erschienen seien. Obgleich wir nun nach seiner Angabe einige feine, indische Stoffe, mehrere Teppiche, ein Puzkästchen und mehrere andere schöne chinesische Arbeiten zurecht legten, veranlaßte doch der heimtückische Alte den König, diese Geschenke zurückzuweisen, um von uns noch wertvollere zu erhalten. Als ich sie daher im Auftrage des Patriarchen überreichen wollte, wurde ich sehr ungnädig und mit der Bemerkung empfangen, daß es für einen Fürsten von seinem Range schimpflich sein würde, solche unbedeutende Gegenstände anzunehmen, worauf ich ihm kurz antwortete, daß wir nicht gesonnen seien, mehr zu geben, und mich unwillig entfernte. Diese Erklärung kam ihm sehr unerwartet und da er sich alsbald überzeugte, daß wir von unserem Entschlusse nicht abgingen, so nahm er diese Geschenke zwar an, konnte es aber nicht über sich gewinnen, seinen Verdruß zu verbergen. Seine Ungnade ward uns besonders dadurch fühlbar, daß wir keine frischen Lebensmittel bekamen,

nachdem die von uns mitgebrachten aufgezehrt waren. Das Land ist zwar in der That sehr unfruchtbar und arm, doch liefert es Ziegen und Honig und wir wären mit dieser Nahrung sehr zufrieden gewesen, wenn wir sie uns hätten verschaffen können; den Eingeborenen war aber der strengste Befehl erteilt worden, uns um keinen Preis etwas zu verkaufen, wodurch man uns zwingen wollte, unser ganzes Besitztum als Geschenk abzugeben, um dagegen einen dürftigen Unterhalt zu erlangen. Ich entschloß mich daher nach vorausgegangener Beratung mit dem Patriarchen, dem Könige ernste Vorstellungen zu machen und ihm mit dem Horne des Regus zu drohen. Er stellte geradezu das Verbot, uns Lebensmittel zu verkaufen, in Abrede und beteuerte mir, daß es jedem seiner Untertanen, der uns nach dem Leben trachten oder auch nur irgend ein Leid zufügen würde, den Kopf kosten solle. Man greift uns freilich, entgegnete ich, nicht mit Doldh und Gift an, aber man will uns Hungers sterben lassen, indem man uns keine Lebensmittel verkauft. Wir sind in eurer Gewalt und ihr könnt uns das Leben nehmen, wenn es euch beliebt; ist dies aber eure Absicht, so tut es unverweilt, ohne uns lange schmachten zu lassen. Der König schien von meiner Rede, wobei ich ihm den Hals hinstreckte, gerührt und versprach mir, daß wir fortan keinen Mangel leiden sollten. Er hielt auch wirklich Wort, denn wir konnten uns noch an demselben Abend drei Ziegen für den geringen Preis eines Talers kaufen, auch gab man uns etwas Honig und überhaupt wurden wir besser behandelt, obgleich einzelne Mauren keine Gelegenheit vorübergehen ließen, ihren Haß gegen uns zu zeigen; so verschütteten sie die Löcher, welche wir zur Gewinnung des uns nötigen Wassers gegraben hatten, bis unsere Diener einen dieser Bösewichte auf der Tat ertappten und dorb durchprügelten. Da wir überzeugt waren, daß man auf Rache gegen uns sann, so hatten wir keinen sehnlicheren Wunsch, als den Hof zu verlassen, aber der König verschob unter allerlei Vorwänden die Abschiedsvorstellung von Tag zu Tag, bis ich endlich auf den Einfall kam, mich an den Minister, welcher als der Günstling der Fürsten galt, zu wenden und ihm ein bedeutendes Geschenk zu versprechen, wenn es ihm gelingen würde, unsere Entlassung zu bewirken. Er kam noch in der Nacht zu uns und der Handel wurde abgeschlossen, worauf uns der König nicht nur sogleich entließ, sondern uns auch die zur Fortbringung unseres Gepäcks erforderlichen Kamele zur Verfügung stellte.

Am 5. Juni setzten wir endlich unsere Reise fort, begleitet von den beiden Leuten, die uns der Regus entgegen geschickt hatte. Die Wege, welche man uns führte, waren abscheulich und wimmelten von Schlangen, die sich uns, wenn wir auf sie traten, um die Köpfe wanden, denn wir konnten ihnen, da wir der glühenden Sonnenhitze wegen bei Nacht reisten, nicht ausweichen. Gewöhnlich mußten wir, ohne anzuhalten, große Eisdrecken zurücklegen, um zu den Orten, wo Wasser anzutreffen war, zu gelangen und hatten wir sie völlig erschöpft erreicht, so stand uns keine andere Stärkung zu Gebote, als etwas Honig oder ein Schnittchen an der Sonne gedörrtes Kuhfleisch. Nach einigen Tagen kamen wir in eine von den Regengüssen zwischen den Bergen gebildete Schlucht, wo wir gutes Wasser und einige Kühlung fanden und uns während der drei Tage, welche wir zum Aufsteigen in derselben brauchten, wieder erholten. In der Schlucht strömt ein Fluß, welcher sie zur Regenzeit ausfüllt, im Sommer aber fast

ganz verschwindet und nur hier und da aus der Erde hervorbricht. In solchen Stellen tranken wir nach Herzenslust und nicht selten zuviel und füllten unsere Schläuche. Nachdem wir die Schlucht verlassen und wieder einige Tage über eine dürre Ebene gezogen waren, erreichten wir ein von hohen Bergen eingeschlossenes, enges Thal, durch welches sich die einzige aus Dancafi nach Abessinien führende Straße hinzieht. Gott hat ohne Zweifel diese Stelle zur Erquickung der armen Reisenden geschaffen, damit sie, wenn sie lange genug Hunger und Durst gelitten haben, hier der Ruhe pflegen und neue Kräfte sammeln können. Sie finden hier Wasser, stets grüne Bäume und eine wohlthuende Kühlung, welche, durch den sich zu bestimmten Stunden des Tages erhebenden Wind unterhalten wird. Der Führer unserer Kamele, ein alter Muhamedaner, welcher nie versäumte, vor uneren Augen pünktlich zu der vorgeschriebenen Zeit seine Gebete zu verrichten, benützte den Aufenthalt in dieser anmutigen Gegend, um uns mancherlei Kleinigkeiten zu entwenden. Noch unverschämter bestahlen uns seine weniger frommen Gefährten, wo sich ihnen eine Gelegenheit bot und wir sahen uns endlich genötigt, unser Eigentum dadurch zu schützen, daß wir ihnen mit unseren Musketen drohten, vor welchen sie eine unbeschreibliche Furcht haben. Ueberhaupt habe ich mich während meines Umganges mit den Mauren überzeugt, daß sie, wenn man sich gütig und gefällig zeigt, gar bald grob, zudringlich und unerträglich werden, und daß man sie nicht eher zur Vernunft bringt und mit ihnen auskommt, als bis man sie mit unnachsichtlicher Strenge behandelt und mit dem Stocke in der Hand in gebührender Ehrerbietigkeit hält.



M. M. A. Schon wiederholt wurde hier im Briefkasten darauf hingewiesen, daß der, welcher sein Almosen für allgemeine Missionszwecke gibt, dem Missionswerte gerade so nützt wie der, der es für Heidentinder gibt. Wenn man es für Heidentinder gibt, so wäre es sehr angebracht, bei der Entwertung des deutschen und österreichischen Geldes das Doppelte der früheren Summe zu entrichten, also etwa 50 M. Wer das nicht leisten kann, gebe eben sonst für die allgemeinen Missionszwecke; denn die Heidentinder müssen doch auch erzogen und unterhalten werden. — An Verschiedene: Bitte doch recht bald, das Abonnement für Berg. zu bezahlen! — A. B. Brief m. Einlage erh. — Werpelloh A. 3. 50 M. Almosen. — M. Sch. 5. 50 M. — Burmannsquid: 1 Heident. u. Alm. — J. T. 50 M. als Gelöbnis. — R. 100 M. Dank zu Ehren der hl. Rita. — Ungenannt 10 M. als Erfüllung eines Versprechens. — F. h. Regensburg, 10 M. Alm. — P. Schwehingen, 15 M. f. Heidentinder. — Basel: Alles erh. u. besorgt. — S. z. Ehren d. hl. J. Th. —

Heidentinder und Antoniusbrot sind teils als Dank, teils als Bitte eingegangen von: Csthhausen 21 M., Maria Josef. — Klingenmünster 5., Josef, Maria, Anton. — Algetshausen 25 Fr., Joh. Josef. — Altdorf 25 Fr. Hdt. — A. C. D. 25 M. Anna. — J. Sch. Bistross 53 Fr. Pierre und Justin. — Tiengen, Maria Ursula. — Breslau, Josef Antonius. — Louzwiller, Maria Jeanne, Antonia, Josef Antonius, Johann Pierre, Josef Elijä, Maria Christine Catharine, Augustinus Jidor, Stephanus Hugo, Leo Ludwig, Monika Rosalia, Antonia Aloysia Catharine, Theresia v. R. Jesu, Crescentia Theresia Jeanne. — Essen-West, 50 M. Ant.-Brot. — D. 25 M. (Annemarie) u. Alm. — Neustadt 50 M. „Antonius“ u. Antbrt..

Wir richten an unsere verehrten Leser und Leserinnen auch die herzlichste Bitte, für unsere Missionsvertretung das

an vielen Orten erscheinende Notgeld zu sammeln zum Besten der Mission. Ein herzliches Vergelt's Gott im Voraus!

### Danksgagen.

„Dank dem hl. Josef und dem wundervollen hl. Apostel Judas Thaddäus für auffallende Erhöhung einer Ordensschwester in schwerer lebensgefährlicher Krankheit.“ — „Dank dem hl. Josef für wunderbare Hilfe in einer schwierigen Heiratsangelegenheit.“ — „Dank dem hl. Herzen Jesu und dem hl. Josef für Erhöhung und guten Ausgang im Prozeß.“ — „Dank dem hl. Josef und Antonius für Erlangung einer Lehrstelle.“ — „Mein Mann, Vater von acht Kindern und Arbeiter war lebensgefährlich erkrankt. Auf die Fürbitte des hl. Josef und Antonius ist in seinem Befinden wesentliche Besserung eingetreten.“ — „Dank für Wiedererlangung einer verlorenen goldenen Uhr.“ — „Dank dem hl. Josef und Antonius für die Gesundung meines Vaters.“ — „Dank dem hl. Antonius und Leonhard für auffallende Hilfe im Stall.“ — „Herzlichen Dank dem göttlichen Herzen Jesu, dem unbesleckten Herzen Mariä und dem hl. Josef für Erhöhung in einem geistigen Anliegen.“ — „Verschiedene danken dem heiligsten Herzen Jesu für die Heimkehr ihrer Söhne aus dem Kriege.“ — „Nach neuntägiger Andacht zur hl. Rita wurde eine Mutter von 12 Kindern von einer schlimmen Gehirnhautentzündung auffallend wieder hergestellt.“ — „Dank dem hl. Josef, Antonius und Judas Thaddäus für Genesung einer schwerkranken Mutter.“ — „Dank dem hl. Josef für Befreiung von heftigem Nervenleiden nach Abhaltung einer Novene.“ — „Tausendmal Lob und Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der schmerzhaften Muttergottes, dem hl. Josef und Wendelinus für die Genesung des kranken Seelsorgers.“ — „Durch die Fürbitte der lieben Muttergottes, des hl. Josef, des hl. Antonius und der hl. Rita ist mir in zwei großen Anliegen geholfen worden.“ — „Tausendmal Dank der lieben Muttergottes für augenscheinliche Hilfe bei starker Augenerkrankung eines kleinen Kindes.“ — „Dem hl. Franziskus Dank für auffallende Hilfe in einem schweren Anliegen.“ — „Innigen Dank der hl. Familie in Studienangelegenheiten.“ — „Mir wurde ein jahrzehntelang innegehabtes Geschäftstotal gelündigt und trotz allen Suchens fand ich keinen Ersatz. Mir war so bange zu Mute, daß ich schier verzagte und wandte mich in meiner Not an den hl. Josef. Und siehe, dieser Fürsprecher erhörte meine flehenlichen Bitten und wunderbarer Weise erhielt ich ein Lokal in besserer Geschäftslage als das ehemals innegehabte.“ — „Vor einem halben Jahre haben wir ein armes verwahrlohtes Waisenmädchen angenommen. Bei jeder, auch der kleinsten Zurechtweisung machte das Kind Stunden- und tagelang einen Tropf. Vom Beten wollte er gar nichts wissen. Das hl. Kreuzzeichen fürchtete es. Wir wandten Milde und Strenge gegen dasselbe an, aber alles half nichts. Ich gab die Hoffnung nicht auf. So ungern das Kind betete, so ließ ich es doch als Strafe für jeden Ungehorsam für die armen Seelen beten. Ich selbst wandte mich in dieser Angelegenheit an den hl. Josef und an die armen Seelen. Auffallenderweise hat sich das Kind seit 2 Monaten bekehrt, ist wie umgewandelt, betet gern und ist nicht mehr starkköpfig. Das verdanke ich der Fürbitte der armen Seelen und des hl. Josef.“ — „Dank für günstigen Geschäftsverkauf und für Genesung eines Knaben von Gehirnhautentzündung.“ — „Dank für glückliche Geburt und Bitte.“ — „Dank für glückliche Reise nach Amerika und erlangte Arbeitsstelle.“ — „Dank dem hl. Josef für Hilfe in einem Anliegen nach einer neuntägigen Andacht.“ — „Dem hl. Herzen Jesu, der lieben Muttergottes und dem hl. Antonius sei innigster Dank gesagt für Hilfe in schwerem Seelenanliegen.“ — „Durch Anrufung des im Ruhe der Heiligkeit 1905 verstorbenen Franziskanerpaters Valentin Paquet von Hasselt bin ich von einer bössartigen Hautkrankheit geheilt worden.“

### Dank und Bitte.

Dettelbach, Menden, Neu-Ulm, Königsberg-Ponarth, Gützingen, Ulmpan, Nordheim, Lorch, Michach, Grettstadt, Hofolding, Judba, Oberstreu, Kirchhofen, Kesselwang, Lasberg, Heiligentreu N. D., Eberoth, Königshütte, Ottendorf, Lemtendorf, Bogtareuth, Buer, Furtwangen, Appelhülsen, Schwastmecke, Eifental, Haag a. Hausruck, Behamberg, Eggersdorf, Langmoos, Göffling, St. Margarethen, Graz, Linz, Murau, Nichtirchen, St. Johann, i. Saggenthal, Anfelds, Groß-Klein, Oberrakitzsch, Abtswil, Schattdorf, Willis-

au, Zuzwil, Rheinet, Steinegg, Lüttsburg, Basel, Zürich, Dülchberg, Schnadenwerth, Oberammergau, Nüdlingen, Oberndorf, Aßamstadt, Gerchsheim, Rodheim, Bad Aibling, Westheim, Etsdorf, Fellerich, Sulzbach, Cresfeld, Birkesdorf, Würzelen, Düsseldorf, Niedertiefenbach, Deyrn, Jerslohn, Düsseldorf, Hideswagan, Holtorf, Gev, Grang, Schmitzhöhe, Hängen, Lorch a. Rh., Haxirbeck, Monheim Rhld., Bourgeois, Diefflen, Jakobwüllesheim, Post Bubenheim, Köln-Rippes, Haunenbernstein.

### Gebetsempfehlungen.

Hilfe in vielen schweren Anliegen. Wiedererlangung eines gestohlenen Geldes. Erlangung einer besseren Dienststelle. Hilfe in Geldverlegenheit. Frieden in einer zahlreichen Familie. Eine glaubenslose Schwerkrante. Ein auf Abwege geratener Ehemann. Eine schwer versuchte Seele. Hausfrieden. Berufswahl zweier Schwestern. Grobes und schweres Anliegen. Gute Gesundheit. Berufswahl. Glückliche Heirat. Eine schwer Nerventrante. Mehrere Schwerkrante. Um Frieden in der Familie. Ungeratene Kinder. Mehrere Berufsangelegenheiten. Mehrere Prozeßangelegenheiten. Um Abwendung von Viehheuden.



Ida Zehnder, Birmensdorf, Max Moll, Berned, Josef Studi, Oberurnen, Magdalena Müller, Martisberg, Gg. Zehnder, Ettenhausen, Dominika Mattle, Altdorf, Franz Huser, Altdorf, Herr Brogle, Sisseln, Herr Schweizer, Berg, Josef Schnurr, Seebach, Johann Brennfled, Jmspan, Sebastian Meier, Thann, Flora Klein, Würzburg, Josef u. Walburga Behringer, Mörlach, Johann Fleischmann, Jmspan, Johann Schmid, Obergessertshausen, Josefa Zimmer, Wajentegerndach, Ignaz Hemmerich, Brühl, Franz Kahler, Birkenthal, Michael Hönl, Zweifelsreit, Leonhard Stadreiter, Theresia u. Valentin Schaffer, Maria Rothmüller, Murau, Johann Alois u. Maria Hofst, Maria Baudisch, Rottwik, Böhm, Alois Steinböck, Theol. St. Wölten, Josef Reisch, St. Georgen a. Uttergau, Schw. M. Johanna, Ursuline, Linz, Franz Hüttner, Oberheingendorf, Cäcilia Unzeitig, Böhler, Karl Majanz, Jägerndorf, Johann Georg Baier, Hekles, Theresia und Franz Anton Frid, Isny, Karl Vitus Boihof, Göhingen, Clemantine Ballweg, Ueberlingen, Joh. Michael Fortsch, Zapfendorf, Walburga Kreh, Elfershausen, Maria Baulsch, Oberweyer, Josephine Zedler, Topeta-Kansl, Brigitta Sarhuber, Milwaukee-Wis., Anna Schmalzgruber, Wurmansquid, Josef Lorig, i. Weihensturm, Frau Anna Ohrem, Köln a. Rh. Frau Antweiler in Oberhausen, Frau Johann Heisters in St. Hubert, Frau We. Theresia Wießler in Haysendorf, Jungfrau Berrens in Steinfeld, Juliana Ladenmeier in Köln-Rippes, Gertrud Bausen in Langendorf, Barbara Auerbach in Camp, Frau Wwe. Steinhauer in Aachen, Christian Ferdinand in N. N. Herr Hermann Löppert in Buer i. W. Fr. Call in Köln, Josef Schmitz in Klink, Frau Carl Holzemann in Oberhalbert, Frau Wwe. Josef Marx, Hundheim P. Morbach, Hochw. Herr Pfarrer Kern, Merlloch, Kreis Mayen, Eifel, Hochw. Herr Pfarrer Pieper, Gesete i. Westfalen, Fr. Anna Palm, Rothenrath, Fräulein Gertr. Hof, Lüdinghausen, Frau Nikolaus Wendel, Mätscheid, Fräulein Franziska Karl, Dietramszell, Joh. Bapt. Schmid, Schupendorf, Jacob Raimann, Buffalo-N. Y. Mich. Zeis, Buffalo-N. Y. Fr. Rosenbaum, Calmar, Iowa, Miß Josephine Friedl, Buffalo-N. Y. Miß Theresia Heumiller, Pittsburg-Pa. Fany Baerhofer, Cleveland-Ohio, Margaret Hilger, Milwaukee-Wis., Georg Reicheneber, Columbus-Ohio, Bernardina Niehaus, Danton-Ohio, Fred Schneider, Brooklyn-N. Y. Genovesa Kapp, Cincinnati-Ohio, Joseph Mollenkopf, Milwaukee-Wis. Miß Emma Brenzel, New-York-N. Y. Wlth. Steinmann, Brooklyn-N. Y. Georg Fiedler, Baltimore-Md., Rev. Fred. m. Schneider, Brooklyn-N. Y. Anna Bartyka, Haverhill-Mass., Jerny Niewiacki, Edwardsville-Pa. Franciszek Pessa, Milwaukee-Wis., Pawel Weterski, Milwaukee-Wis., Matgorzata Weterska, Milwaukee-Wis., Winceniy Nawrocki S. Chicago-N. U. Franciszek Burka, Buffalo-

N. Y. Alexander Grabowski, Buffalo-N. Y. Michalina Marzuchonsta Wilkes Barre-Pa. Brigitta Sanhuber, Milwaukee-Wis. Mathias Paulus, Brooklyn-N. Y. Julia Kunowsta, Detroit-Mich. Mr. Killmeyer, Pittsburgh-Pa. Leopold Nebel, Milwaukee-Pa. Adam Reinhart, Rochester-N. Y. Louisa Scheid, Rochester-N. Y. Helena Okenowska, Detroit-Mich. Jan Kwidzinski, Detroit-Mich. Franzisref Wasylka, Detroit-Mich. Leofadva Szeglinsta, Cleveland-Ohio. Anna Schulte, geb. Bock in Emsdetten. Theresje Volkhofen in Kestert. Kath. Kneleis in Elberfeld. Gertrud Weger geb. Heger in Verdingen. Heinrich Amshoff, Hermann Kernebeck, Wwe. Bernard Bosbrod, Epe. Frau Schlitten in Dedt. Fr. Franzista Claude in Esch, Luxemburg. Fr. Anna Bahl in Goldhausen. Fr. Eijen in St. Sebastian. Frau Mittler in St. Sebastian. Hubert Hausmann in Köln-Kalk. Ww. Heinz. Jos. Klein in Geber. Agnes Oster in Köln. Theresje Wolf, Rabingen. Fr. Kath. Büren, Sonsbeck. Fr. Gertr. Becker, Ginnid. Frau Frey, Kemmelsdorf. Jakob Köhlinger, Graulbeck. Frau Antweiler in Oberhausen. Frau Elisabeth Meyer in Astrup i. O. Heinrich Lumbrint in Markfeld. Josef Elspach in Kengen. Niklaus Klein, Niklaus Kall in Balbach. Maria Feld, Maria Lauer in Balbach. Marg. Roth, Bieberehren.

Auf dem Felde der Ehre gefallen: Fritz Hilgert in Erpel. Karl Frickhofen in Bekdorf.

### Missionsbrüder

Jünglinge von 15—35 Jahren, die sich als Brüder dem Dienste Gottes in der Mission widmen wollen, mögen sich melden bei

Hochw. P. Superior,  
Mariannahiller Missionshaus St. Paul  
Post Arcen, Holland.

### Missionsstudenten.

Knaben und Jünglinge, die Liebe zum Missionsberuf haben, finden Ausnahme im Aloysianum zu Lohr a. M. Solche, die in die erste Klasse eintreten wollen, sollen wenigstens 11 Jahre alt sein und das 13. Lebensjahr noch nicht überschritten haben. Solche, die schon an einem Gymnasium sind und gerne Missionare werden wollen, können ohne Nachteil im Studium hier eintreten. Das Schuljahr beginnt Mitte September. Anmeldungen wolle man recht bald richten an:

Hochw. Herrn P. Direktor, Lohr am Main,  
Aloysianum, Bayern, Ufr.

### Der Abreißkalender für 1921

wird nur auf Bestellung hin gesandt werden. Der Preis ist 3.50 Mk., für den Kalenderblock allein 2.50 Mk.

Das Vergißmeinnicht erscheint für die Monate Juli/August in einer Doppelnummer, um Papier und Porto zu sparen.

## Zur gefälligen Beachtung!

1. Der Mariannahiller-Dezefalender für das 1921 ist wieder erschienen und zeichnet sich auch heuer wieder wie alle Jahre durch seine Reichhaltigkeit an Bildern und schönen Geschichten aus. Angesichts der fabelhaften Papierpreise wäre der Preis von 2,50 M. sicherlich nicht zu hoch. Die Mission muß eben auch bedeutend mehr für Papier und Druck zahlen und dabei soll auch noch ein wenigstens ganz kleines Scherflein zum Besten der Heidenmission erübrigt werden. Wir bitten daher unsere verehrten Wohltäter und Freunde recht herzlich im Interesse der Heidenmission auch heuer wieder unsern Kalender zu kaufen.

2. Wiederum möchten wir darauf hinweisen, daß wir zur Zeit leider absolut nicht in der Lage sind, Messstipendien annehmen zu können und zwar aus dem einfachen, schon oft erwähnten Grunde, weil bei der beschränkten Anzahl von Priestern in unserer Mission hl. Messen in absehbarer Zeit nicht gelesen werden können; demnach können wir es nicht mit unserem Gewissen vereinbaren, weiterhin Messstipendien anzunehmen. Wir bitten darum dringend, uns Messstipendien erst dann wieder zuzusenden, wenn im Vergißmeinnicht dazu aufgefordert wird. Wieviel Gutes kann man auch tun, wenn man das für hl. Messen bestimmte Geld für die so großen und wichtigen allgemeinen Missionszwecke gibt oder für unsern Studienfond zur Heranbildung von Priestermissionaren.

3. Bei der allgemein bekannten Entwertung unseres Geldes ist es auch unbedingt nötig, die Summe zur Loskaufung eines Heidenkinds zu erhöhen. Sie soll in Zukunft 50 M. betragen. Wer nun dieses nicht leisten kann, der sei darauf hingewiesen, daß derjenige, der sein Scherflein für die allgemeinen Missionszwecke gibt, der Mission gerade so gut nützt, wie derjenige, der eine Gabe zur Taufe eines Heidenkinds gibt. Mit der Taufe allein ist es noch nicht getan. Die Mission braucht auch die nötigen Mittel, um die gewonnenen Heidenkinder ernähren und erziehen zu können. Zu den allgemeinen Missionszwecken rechnen wir auch hier ganz besonders unsern Studienfond. Es ist sicherlich eine überaus edle Tat, nach Kräften zu demselben beizusteuern, damit recht viele Priestermissionare ausgebildet und recht viele zu den Heiden gesandt werden können.

4. Dringend möchten wir sodann unsere verehrten Abonnenten wiederum bitten, doch in Ansehung der ungeheuren Auslagen, welche jetzt die Mission für Druck und Papier ihrer Zeitschriften hat, eine angemessene Nachzahlung zum früheren Abonnementpreis zu leisten. Ein recht herzliches Vergeltsgott allen, die in Verständnis unserer schwierigen Lage Herz und Hand öffnen.

Hochachtungsvoll

Die Mariannahiller Missionare.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

# Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.  
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und  
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission  
in Würzburg, Pleicherring 3.

38. Jahrgang.  
Nr. 9/10.

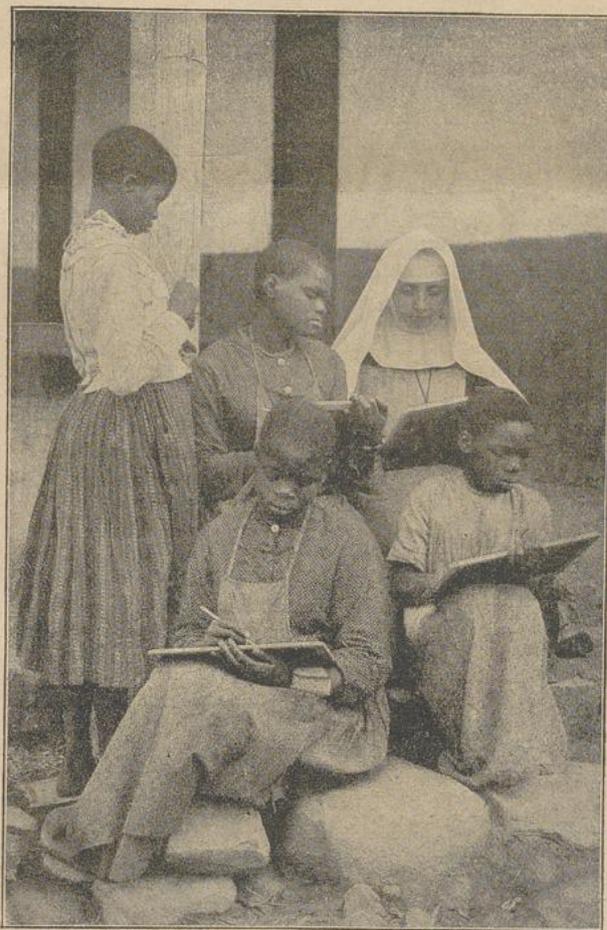
Erscheint monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mk. 5.—  
direkt franco zu-  
gesandt oder von  
unsern Beförderern  
bezogen.

Neberzahlungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.  
Probenummern  
gratis.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Wert zu  
Gunsien der armen  
Heiden in Afrika.

Bestellungen  
auf das  
Vergißmeinnicht  
geschehen am ein-  
schlichsten auf dem  
Abschnitt der  
Zahlkarte oder  
Postanweisung.

Postcheck-Konto  
Kürnberg Nr. 194.



Würzburg  
Sept./Okt. 1920

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der Hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtenmalen allen  
Wohlthätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Beförderer des  
Vergißmeinnicht  
werden an allen  
Orten gesucht.

für die Abonnenten  
des Vergißmeinnicht  
als Wohlthäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Klosterkirche  
zu Mariannhill  
zu 2, oft 3 hl. Messen  
gelesen.

Fleißige Schülerinnen.

### Lobgesang zu Ehren des hl. Blutes Jesu.

Dir, o Jesu, Preis, der für mein Heil und Leben  
Sein Blut aus allen Adern hingegeben!

Zum Leben ward mir Jesu teures Blut,  
Ihm Lob und Preis für dieses höchste Gut!

Gelobt sei Jesu Blut in Ewigkeit,  
Das von der Hölle hat die Welt befreit.

Ein Trank der Stärkung soll dies Blut uns sein,  
Ein Bad der Seelen; denn es macht sie rein.

Des Vaters Zorn verjöhnt das Blut vom Sohn  
Und führt uns ein ins Reich vor Gottes Thron.

Um Rache hat einst Abels Blut geschrien,  
Durch Jesu Blut ward unjere Schuld verziehen.

Ist unser Herz mit Jesu Blut besprengt,  
So flieht der Feind, der uns verfolgt und drängt.

Wenn Lob und Preis das Blut des Herrn erhebt,  
So jauchzt der Himmel und die Hölle bebt.

Drum rufen alle wir: „Gebenedeit  
Sei Jesu göttlich Blut in Ewigkeit!“

Br. Ae.

### Eine Pflanzung zur Verherrlichung des Herrn.

Von P. Ddo Ripp.

Mariathal 17. 4. 1920.

Der Geist Gottes enthüllte dem Seherauge des Propheten Jsaia's herrliche Zukunftsbilder bezüglich des messianischen Reiches, das ist die Kirche Jesu Christi. Er sah die Völker hinströmen zum hl. Berg Sion, heilsbegierig die Freudenbotschaft annehmen, wodurch sie in Jugendkraft erneuert, als „Söhne des Lichtes“ (Eph. 5, 8) der Gnade des Heilandes teilhaftig wurden. Die bekehrten Stämme, denen „die Gabe Gottes“ durch den in der Taufe wirkenden und belebenden Geist zu Teil wurde, sind die beseelten Steine zum Aufbau der hl. Gottesstadt. Der alttestamentliche „Evangelist“ sah die Baumeister, erfüllt und getrieben vom Geiste des Herrn, über den Weinberg Christi hin zerstreut, der seine Schößlinge bis zu den Grenzen der Meere hin erstreckte. Denn wo immer auf dem Erdenrunde eine Missionsstation gegründet wird, ist sie ein Ausläufer des durch Christi Blut getränkten Weinstodes, und trägt somit im Keime die Bürgschaft sicheren Gedeihens und erfreulichen Aufblühens. Mit den Worten des Propheten kann man jede Missionsgründung als eine „Pflanzung zur Verherrlichung des Herrn“, *plantatio Domini ad glorificandum* (Zi. 61, 3) nennen. Denn die dort wohnen und arbeiten, „werden das, was von Alters her wüste gelegen, aufbauen und aufrichten, was vor Zeiten in Trümmer zerfallen“. Welche Verödung, welche Ruinen mögen da dem Propheten vorgezeichnet sein? Höre es und schaue, christlicher Leser! Während ungezählter Generationen lag es brach und wüste das Ackerfeld der Seele dieser Heiden, Christi erlösendes Blut befruchtete es nicht, auf daß es fähig geworden wäre, Blüten der Tugend und gute Werke hervorzubringen. Verschüttet und vergraben in Sünde und jeglichem Laster ist das Bild- und Gleichnis des Schöpfers, und nur durch viele Arbeit und Schweiß läßt es sich aus dem Schutte heben und zur Gottähnlichkeit wiederherstellen. Aber wach eine Summe von geistigem Kraftaufwand und jäher Glaubensbetätigung ist bei diesem Werke erfordert? Groß und zahlreich sind die Schwierigkeiten, die dem Gelingen dieser Arbeit entgegenstehen. Der materielle Sinn, der geistige Tiefstand des Volkes, die Trägheit und Schwerfälligkeit, sich zu edleren Anschauungen zu erheben, das Versunkensein in irdische Lebenslust, das alles sind Hemmnisse, die dem „Lichte des Lebens“ den Eingang in die Menschenseele erschweren. Doch das wahre Licht, daß jeden Menschen zu erleuchten gekommen ist, bricht sich allmählich immer mehr Bahn, und spendet seine erhellenden Strahlen in

die von Finsternis und Todeschatten umnachteten Herzen, um sie in die wunderbare Klarheit des Glaubens zu versetzen. Wirklich, wo immer Glaubensboten inmitten der Heidenwelt solche geistige Umgestaltung bewirken, da ist „eine Pflanzung des Herrn zur Verherrlichung“ seines Namens und zur Rettung der durch Christi Blut erlösten Seelen. Ueber die Entwicklung einer solchen „Pflanzung des Herrn“, die Mission Mariathal soll nachstehend kurz berichtet werden. Bis zum Jahre 1915 war die hiesige Mission noch durch keine feste Außenstation gestützt. Wohl bemühte sich mein Vorgänger, Rev. Fath. Angelicus, um eine solche Gründung in der nahe gelegenen Eingeborenen-Lokation. Das war ein schwieriges Unternehmen, da die dortigen feindlich gesinnten Heiden am Gerichtshof in Tropo allerhand Verdächtigungen und Anschuldigungen gegen die Amaroma vorbrachten. Die landläufige Befürchtung war die, daß die Mission das Land hinwegnehmen, die Kinder in die Schule stecken würde. Die größte Furcht aber flöhte Satanus seinen Getreuen ein durch die Vorpiegelung, daß durch die Zulassung einer Missionsgründung in der Lokation eine Bresche in seine heidnische Zwingburg gelegt würde, durch welche Licht und Gnade einströmen könnte zur Erleuchtung und Stärkung der verirrtten Seelen. Doch der Löwe vom Stamme Juda hat gesiegt, zertrieben mußten alle feindlichen Mächte und sein Kreuzpanier wurde aufgepflanzt als rettendes Zeichen für alle, die seiner Einladung folgen werden.

Die Regierung bewilligte der Mission eine Parzelle von drei Aekern. Sobald ich das Schriftstück mit dem Rechtstitel in der Hand hatte, erjuchte ich den Magistrat, mir den Platz anzuweisen, wo Kapelle und Schule errichtet werden sollten. Es war an einem Samstag morgen, da sich der Herr zu einem Ritt in die Lokation anbot. In Begleitung des Rev. Br. Meinrad machten wir uns auf den Weg. Als wir auf dem zum Bau gewählten Hügel anlangten, erhob einer der dort wohnenden Heiden, der auch früher zu den bestigsten Protestlern gehörte, Einspruch. Der Magistrat, der die Leute auf keine Weise durch die Hinwegnahme eines besseren Stückchen Landes schädigen wollte, zog gleich weiter; wir durchquerten das Tal und erstiegen die andere parallel laufende Anhöhe, die sich einer Landzunge gleich tief ins Lafafatal erstreckt. Dieser ganz Berg ist ein Steinblock, eingehüllt in eine so dünne Erdschicht, die nur spärlichen Graswuchs zuläßt. An Steinen für Baumaterial war also keine Not, doch war der Nachteil, daß weder ein Grab noch irgend welche Gartenanlage oben auf dem Hügel gemacht werden konnte. Die erste Arbeit, die nun zu geschehen hatte, war die Um-

zäunung der drei Aecker. Wie mühsam das war, könnte uns am besten Br. Eustach erzählen. Nachher wurde der Platz für die Kapelle ausgesteckt, in der Ausdehnung von 22' mal 66'. Drei schwarze Maurer unserer Mission führten den Steinbau auf. Dieses Werk weist alle Merkmale auf, die ihm den Segen Gottes und den gedeihlichen Erfolg für die Zukunft sichern. Viel Schwierigkeiten waren zu überwinden, große Mühe und Arbeit zu ertragen, reichlicher Schweiß zu vergießen, bis die neue Pflanzung des Herrn in Lebenskraft dastand. Der Steinbruch war wohl in nächster Nähe. Aber all die Erde und das Wasser zum Mörtel mußten drunten im Tal, der Sand aus dem 15 Minuten entfernten Lufafasluß geholt werden. Mädchen

entfernten Kapelle bereit. Die Kindercharen zogen voraus, alle beladen mit Proviant für die Festteilnehmer. Ein vier-spänniger Wagen brachte die Schwestern in die Location hinüber. Am Rande des Talkessels angekommen, hieß es absteigen, und die Weiterreise mußte per pedes Apostolorum erfolgen, jenem allen Glaubensboten Christi unentbehrlichen Behülfel. Natürlich wirkte das Erscheinen der großen Missionskarawane wie bezaubernd auf die ganze Einwohnerschaft der Lufafa. Alt und Jung, Christen und Heiden machten sich zum Feste bereit. Der alte Chief mit seinem Stabe von Kronräten, eine Gesellschaft von ausgedorrtten, weißbärtigen Männlein kamen gravitatisch zu Pferd herangeritten und entlockten der brummigen Kehle der Stam-



P. Emmanuël

P. Bonaventura

P. Angelicus

P. Thomas.

**Der Apostolische Vikar Dr. Heinrich Delalle mit vier Mariannahiller Patres.**

schleppten all das Material auf dem Kopf herbei. Da brauchte es manches gute Wort, um den schwindenden Mut aufrecht zu erhalten. Der Hinweis auf Gotteslohn, dem zu Ehren die Arbeit galt, wirkte Wunder der Opferwilligkeit. Der Missionär mußte als treibende Kraft überall dabei sein und mithelfen, und welche Freude und Genugtuung gewährte es ihm, zu sehen, wie die Mauern des Gotteshauses sich erhoben als eine Feste im Kampfe mit den Mächten der Finsternis. Ueber ein Jahr verging, bis das Dach mit Türmen aufgestellt werden konnte, welche Arbeit Br. Jezelin und Br. Placidus mit großer Genauigkeit und zur größten Zufriedenheit verrichteten. Die feierliche Einweihung des stattlichen Baues wurde auf den 4. Juni 1917 festgesetzt. Zugleich fand die Errichtung des hl. Kreuzweges mit Erlaubnis des Hochw. S. Bischofs statt.

Ein tiefblauer, sonnenklarer Winterhimmel schaute freudig auf das Fest herab. Schon vom frühen Morgen waren alle Insassen Mariathals in heiterer Stimmung, alles machte sich zum Aufbruch nach der etwa 2 Stunden

messhäupter den dröhnenden Königsgruß: „Bahete“. Von all den Anhöhen jenseits des Lufafa kamen die Leute herübergeströmt auf den Hügel, wo die Kultstätte des wahren Gottes erbaut ward. War das ein Jubel und eine Freude! Ja, „das ist der Tag, den der Himmelsherr — Inkoji epezulu — gemacht“, so sang es begeistert in ihren Herzen. Gibt es doch uishwala nenjama-Bier und Fleisch, Lederbissen die munden wie Nectar und Ambrosia, Gaben, die der Unkulunkulu neidlos seinen Erdenkindern zugeteilt. Deshalb lohnte es sich schon, zum Wanderstab zu greifen und diesen Kirchgang zu wagen. Um 10 Uhr begann die kirchliche Feier. Durch die schönen und sinnreichen Zeremonien und Gebete des Rituale wurde der Bau dem profanen Gebrauch entzogen und als Stätte des Opfers und Gebetes dem Allmächtigen geweiht, sowie seiner hl. Dienerin Ottilia, der Landespatronin des Elsaß. Warum diese Wahl? Wie die Sage berichtet, wurde die edle Ottilionen-Tochter blind geboren, aber in der hl. Taufe zweifach wunderbar erleuchtet. Im Sakrament der Wiedergeburt wurde ihre Seele mit dem Lichtgewand der

heiligmachenden Gnade bekleidet und zugleich erschloß sich ihr leibliches Auge dem irdischen Sonnenlicht, das die prächtig romantische Gegend der Hohenburg bestrahlt. Diese hehre Jungfrau, deren gottliebendes Herz in leidenden Mitmenschen im Kloster Niedermünster selbstlos diente, sie leiblich und geistig pflegte, sie soll an dieser ihr geweihten Stätte ihres Fürsprecheramtes droben im Himmel walten. Möge diese Bitte Erhörmung finden. „Heilige Ottilia, zarte Blume des Wasgenwaldes, gedente der Huld, die der Vater des Lichtes dir erwies, als er deine leiblichen und geistigen Augen wunderbar von der ihnen anhaftenden Finsternis befreite, erlebe doch den zahlreichen in der Blindheit des Heidentums erstarrten Seelen jenes innere Gnadenlicht, das sie führt und lenkt auf dem Pfade der Gerechtigkeit, und sie erkennen läßt den allein wahren Gott und seinen Sohn Jesum, der um ihrer Rettung willen am Kreuzestamm sich geopfert hat“. Christus und Belial streiten sich nun um das Erbe dieser unsterblichen Seelen. Das schöne Kirchlein auf dem „Ottilienberg“ mitten in einem Talkessel gelegen, ist weithin nach Ost und West sichtbar. Als eine beständige Mahnerin steht es da, um den verirrtten Herzen ihre Richtung nach oben zu zeigen. Der natürliche Verstand der Leute sieht es wohl ein, daß ein Unternehmen, das so viel Mühe und Opfer kostete, einer guten und heiligen Sache dienen muß. Doch bis jetzt haben noch wenige der einladenden Gnade Folge geleistet.

Einige Wahrsagerinnen, die dort in der Nähe wohnen, schüchtern die Leute ein und wollen wissen, daß die „Herren der Unterwelt“ gar böse gestimmt und es den Leuten empfindlich entgelten, wenn sie sich ihrer Herrschaft entzögen und abfielen. Ein anderes, nicht weniger schädliches Hindernis ist eine protestantische Lügenprophetin, die unablässig mit ihren Gehilfsinnen von Kraal zu Kraal läuft, um die Leute von der wahren Kirche abwendig zu machen. Eine Art Scheinwunder kann sie als Beglaubigung ihrer Sendung anführen. Ihr Mann sei nämlich von den Toten wieder zum Leben zurückgeführt und erzählte ihr allerlei Wunderdinge, die er im Jenseits geschaut haben will. Nach dem Stande physiologischer Kenntnisse der Schwarzen kann ein Mensch des öftern sterben, so oft er nämlich einen Krampf- oder Ohnmachtsanfall gehabt, war seine Seele dem Lande der Lebendigen entrückt. Rachel heißt die Frau Predigerin, uns es ist nicht zu verwundern, wenn manche leichtgläubige Gimpel ihres Geschlechtes sich zu ihrem Evangelium bekehren. Ist es doch so leicht, ein Gläubiger dort zu werden. Ueber den alten Menschen wird der Firnis europäischer Lebensart in dünner Schicht aufgetragen. Ihre Glaubenslehre entnehmen sie der hl. Schrift, die jeder nach Maßgabe des ihm verliehenen Geistes verstehen und auslegen kann. Sonntag Nachmittags kommt diese Weibergemeinde und junges Volk beiderlei Geschlechtes zusammen in ihrem Bethause. Da wird gebetet und gesungen, Sünden bereut unter Schluchzen und Seufzen, bis der Geist sie erfasst und die Schleusen ihres Mundes öffnet. Abwechselnd besteigen dann die Berufenen die kleine Empore und schwätzen viel Unfug und Kauderwelsch, der Gott sicher nicht ehrt und den Leuten wenig frommt. Der Dichter hat recht, wenn er sagt:

„Wie einer ist, so ist sein Gott,  
Darum ward Gott auch so oft zum Spott.“

Doch wie die grauen Nebel der aufsteigenden Morgen-sonne weichen müssen, so wird dieses Zwitterwerk von Glauben durch die Kraft der Wahrheit des Evan-

geliums Christi überwunden werden. Um diesen Sieg zu beschleunigen, wurde neben der Kirche noch eine Schule erbaut, die ich am 10. September 1919 unter großem Zulauf des Volkes eröffnete. Dadurch soll die liebe Jugend mit ihrem bildsamen Herzen gewonnen werden, die dann allmählich die Alten heranziehen zu Christus, ihrem gemeinsamen Erlöser. Bis diese Zeilen den Lesern zu Gesicht kommen, werden wohl zwei Schwestern in St. Ottilia sein, die dem Gelingen der dortigen Mission mächtigen Vorschub leisten können durch Werke tätiger Nächstenliebe in der Krankenpflege und im christlichen Unterricht. Möge der Geist der hl. Ottilia in mancher frommen Jungfrau aufleben und sie hier im hl. Missionswerk zu solch edlen Taten begeistern, die sie und ihre Gefährtinnen einst verrichteten im Kloster Niedermünster zum Segen des leidenden Volkes und zur Ausbreitung und Festigung des Glaubens im schönen Maßlande. Schon ist die Kirche hier auf dem Felsenhügel von immergrünen Cypressen und Eukalyptusbäumen eingesäumt, für die eigene Löcher in Felsen gebrochen werden mußten. Wie eine Dase der Wüste steht das Plätzchen aus, wovon aus geistiges Leben und christliche Gesittung auf die umgebende Heidenwelt ausgehen soll.

### Maria Loreto.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Fortsetzung.

„Der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach“; so muß ich auch sagen. Die Lampe ist zwar längst wieder gefüllt worden, aber zum Schreiben bin ich nicht gekommen. So ist schon wieder eine ganze Woche vergangen seit jenem glücklichen Fischfang an den Ufern des Inwangwane. Aber weil sich gestern in der ersten Mittagsstunde ein kleines, aber blutiges Drama in unserem sonst so friedlichen Maria Loreto abge spielt hat, darf ich nicht zögern und will das Geschichtchen heute den lieben Lesern erzählen.

Es war der 14. August 1914, der Vorabend des Festes der Himmelfahrt unserer Himmlischen Mutter, an dem sich das zugetragen hat, was ich heute berichten will. Gerade heute am Festtage der lieben Mutter Gottes schreibe ich diese Zeilen, weil ich nämlich das arme Schmerzenskind, um das es sich handelt, ganz besonders der milden Himmelskönigin empfehlen will; ich selbst kann ja nicht helfen.

Es war um die Mittagsstunde zwischen 12 und 1 Uhr. Die Kinder saßen alle draußen im hellen Sonnenschein und aßen ihren Brei, den sie am Morgen von zu hause mitgenommen hatten. Alle waren guter Dinge. Wir Schwestern saßen drinnen in der Küche am Mittagstisch. Alle waren so froh und gut gestimmt. Es war so recht, wie es in einem bekannten Lied heißt: „Wir sitzen so fröhlich beisammen und haben einander so lieb; ach wenn es nur immer so blie!“

Aber leider blieb es nicht so. Ein lauter, vielstimmiger Schrei schreckte uns aus der Gemütlichkeit auf. Ein wilder, nackter Heide, bewaffnet mit Speer und Stoß, Knüttel und Hundspeitsche war plötzlich in den Kreis der herumstehenden Kinder gesprungen und hieb mit der aus Ochsenjehnen gemachten Peitsche derart auf einen Knaben ein, daß demselben das Blut in roten Strömen vom Kopf über Hals und Schultern rann. Es war der wilde, berüchtigte Zauberer Adhlovu, der Mann der armen Dulderin Columba. Kaum eine Woche vorher hatten wir Gerard, seinen Sohn, in die Schule aufgenommen.

(Es wird später noch eigens eine lange Geschichte von dieser Dulderin Columba im Vergißmeinnicht erscheinen.)

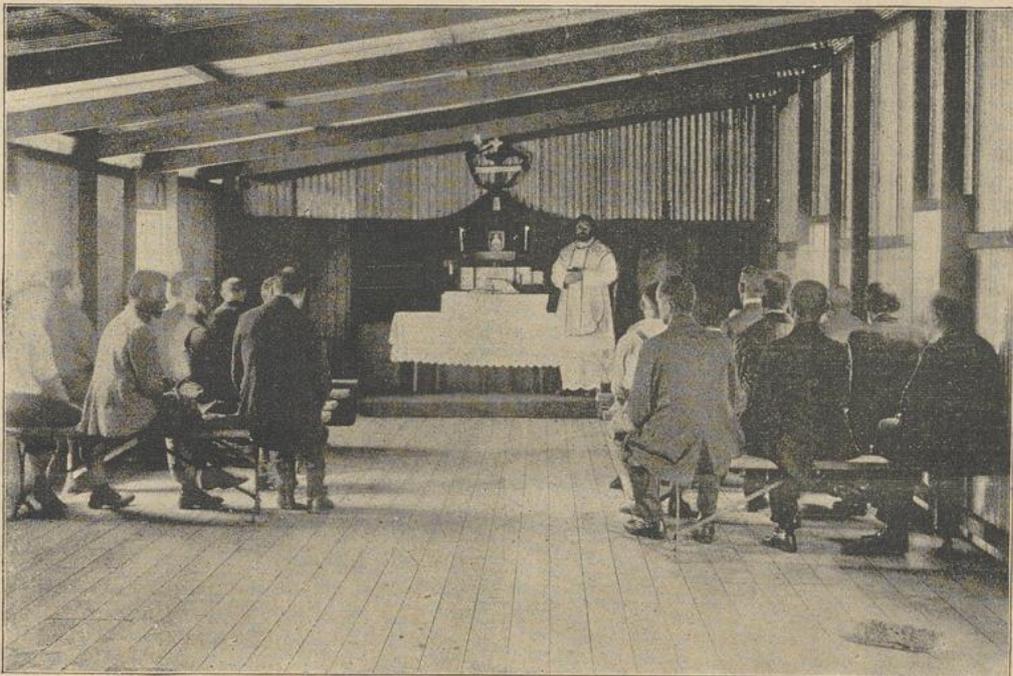
Ich nenne diesen Mann Ndhlovu; das ist aber eigentlich nicht sein wahrer Name. Den eigentlichen Namen anzugeben, fürchte ich mich, denn einige aus den gebildeten jungen Christen können bereits deutsch lesen und schreiben, namentlich ersteres. Da könnte nun der böse Mann erfahren, was ich über ihn geschrieben habe. Da ich nun noch immer hoffe, daß er sich später noch bekehren werde, möchte ich die Freundschaft mit ihm nicht verderben. Trotz dieses schlimmen Vorfalls sind der Zauberer und ich doch gute Freunde. Ich gebe ihm öfter ein paar schöne Orangen, sein auf grüne Blätter

Essen bei anderen Leuten im Nachbarskraale betteln, eben weil er ohne Erlaubnis zur Schule gegangen war.

Der Vater meinte dabei, ganz gut zu handeln, er wollte seinen Sohn strenge erziehen; er verstand es eben nicht besser, der arme Heide. „Ohne Religion erziehen, heißt Blumen mit kranker Wurzel pflegen“. Diesen Spruch mögen sich alle Mütter und Erzieher merken. Es ist die Quintessenz aller Erziehungsweisheit.

Nun will ich, teure Freunde, gleich wieder etwas recht Schönes, etwas recht Herzerfreuendes erzählen, etwas, was den guten Christen trösten und im hl. Glauben befestigt.

Ein „Bekennerkind“ will ich ihnen vorführen, ein



P. Odo beim Sonntagsgottesdienst im Gefangenenlager Marienburg.

gelegt, um ihm so meine Achtung zu bezeugen. Er wohnt ungefähr dreiviertel Stunden von Maria Loreto. Ich möchte diesen Herrn Doktor und berühmten Zauberer durchaus nicht zum Feinde haben.

Ndhlovu also, d. h. Elefant, war böse, daß sein Sohn ohne Erlaubnis zur Schule ging. Deshalb kam er so wild und rasend daher gesprungen und brüllte wie ein Stier und schlug in dieser entsetzlichen Raserei auf den armen, schwachen, aber hochgewachsenen Knaben ein. Gerard sprang in eiliger Flucht gleich einer Gazelle über Stock und Stein und entkam so weiteren Schlägen.

Mit dem Schulbesuch war es nun natürlich wieder aus. Armes Kind! Es hatte ihm in der Schule so gut gefallen, hatte wieder schön beten gelernt, so wie er früher seine gute Mutter beten sah. Einige Tage später traf ich mit Gerard wieder auf einem Weg zusammen. Er schien sich absichtlich mit seiner Viehherde in der Nähe des Berges herumzutreiben, obwohl er nicht in die Schule gehen durfte. Jetzt erfuhr ich erst, was der Knabe daheim ausgestanden hatte. Die böse Stiefmutter gab ihm nie etwas zu essen, er mußte sich sein

Mägdlein von kaum 9—10 Jahren, welches kämpft, streitet und blutet für den hl. Glauben.

Wie schon gesagt, übernahm ich die Schule in Maria Loreto am 26. Juli 1916.

Am 5. September wurde das Kirchlein geweiht. Von der Zeit an nahm dann die Zahl unserer Kinder mit dem Segen Gottes und dem Schutze Mariens immer mehr und mehr zu. Am 1. Mai 1917 kam nun wieder ein neues Kind, ein liebes, bronzefarbenes Kaffernmädlein. Es klopfte so schüchtern und leise an die Kirchthüre und bat so kindlich um Aufnahme in die Schule, daß es mir ganz warm ums Herz wurde. „Wer schickt Dich denn zur Schule?“ fragte ich das Kind. „Niemand, ich komme von selbst, aber ich weiß nicht, ob ich wohl immer kommen kann; meine Mutter hat zwar nichts dagegen, aber der Vater wird es wohl nicht gerne erlauben — doch er ist jetzt in der Arbeit bei einem Weißen“. So sprach recht verständig das Mädchen und blickte mich so treuherzig an mit seinen blauen Augen, daß es wunderbar erariff.

Das Kind hatte ein einfaches, blaues Druckfleischen an, war sehr reinlich gewaschen vom Kopfe bis zum

Fuße. „Bist Du schon getauft? Bist Du eine Katholikin oder Protestantin?“ fragte ich weiter. „Nein“, gab sie beschämt und traurig zur Antwort, „ich bin eine Heidin, ich möchte schon ganz gerne getauft werden, aber mein großer Bruder sagt, er wird mich töten, wenn ich gläubig werde.“ „Wo ist dieser große Bruder jetzt?“ „O, er ist fort, darum komme ich schnell zur Schule.“ „Wer hat Dir das nette Kleid gegeben?“ „Das habe ich mir selbst erarbeitet und im Kaufladen bei den amaroma (die Schwarzen nennen uns so) gekauft, damit ich an Sonntagen in die Kirche nach Ezenstochau und hierher kommen kann.“ „Wie heißest du, mein Kind?“ „Katanhana“, jagte es freundlich lächelnd. Damit beschloß ich das Verhör und führte die Kleine in die Schule. Als ich mit den Kindern den Angelus zu Mittag laut betete, staunte ich über die Frömmigkeit, mit welcher das neue, ungetaufte Mädchen mitbetete. „Wer hat Dich beten gelehrt?“ fragte ich Katanhana beim Herausgehen. „Niemand, aber das sehe und höre ich ja in der Kirche und wie es der Baba den Gläubigen auf der Kanzel lehrt.“ So waren ungefähr zwei bis drei Wochen vergangen. Katanhana kam fleißig zur Schule, kaufte sich Tafel und Griffel und zeigte großen Eifer und äußerst rasche Auffassungsgabe. Während des Religionsunterrichtes wandte sie kein Auge von mir, mit musterhafter Aufmerksamkeit hörte sie zu und gab Antworten, über welche ich staunen mußte.

Katanhana war entschieden von Haus aus gut erzogen, artig, bescheiden, dankbar, und aufs Wort gehorsam.

Noch war der Monat Mai nicht zu Ende, da blieb mein „Marienstäubchen“ plötzlich aus. Was war das? Sollte das Kind jetzt untreu werden, dachte ich. Sollte ich mich doch an ihr täuschen? — Ich frug einen Knaben, welcher in der Nähe ihrer Heimat, in guter Entfernung von Maria Loreto wohnte, ob er nicht wüßte, was mit ihr sei.

„O“, gab der Knabe zur Antwort, „das Mädchen kann nicht gehen; ihr großer Bruder hat sie sehr geschlagen und ihr das Kleid mitten auseinandergerissen; er schrie, daß wir's alle hörten, er werde Katanhana umbringen, wenn sie wieder zur Schule ginge“.

Also jetzt wußte ich den Grund. Wieder vergingen ein paar Tage, da kam das liebe Kind, freundlich lächelnd wie immer, als ob nichts gewesen wäre.

Ihr Kleid hatte sie mit großen Stichen zusammengeätzt; am Kopfe und am Arme war sie noch geschwollen, ihr Rücken zeigte blaue Striemen. Katanhana lernte mit neuem Eifer, um das Versäumte möglichst schnell nachzuholen. Auf den Rat ihrer guten Mutter, welche zwar noch Heidin, aber der Religion gut gesinnt war, verbarg sie sich in einem Nachbartraal; sie hoffte, der böse Bruder werde bald wieder fort gehen, da es seine Gewohnheit war, herumzustreichen. Eines Tages jedoch traf sie der tolle Mensch auf dem Wege zur Schule und wieder schlug er das Schwesterchen so arg, daß es mehrere Tage an heftigen Kopfschmerzen litt, diesesmal hatte er auch Vater und Mutter geschlagen und zwar nicht das erstemal.

Raum genesen, kam Katanhana zur Schule; sie sah zum Erbarmen aus, aber keine Klage kam aus ihrem Munde. Wie die Sonne unter dem Wolkenschleier schimmert, so lächelte des Mädchens Auge durch die Tränen. Das Leiden um ihres Glaubens willen hatte sie noch liebenswürdiger, sanfter und gehorsamer gemacht. Leiden ist die beste Schule. So war der

Juni unter fortwährenden Kämpfen, unter oftmaligem Flehen vor dem Bruder, einem rohen, 24—25jährigen Heiden, verfloßen. Es kam der Ferienmonat, in welchem die Kinder daheim ihren Eltern bei der Ernte usw. helfen. Jetzt hatte das Mädchen in etwas Ruhe. Im August ging die Schule wieder an und Katanhana brachte mir freudestrahlend zwei etwa 7—8jährige Mädlein, ihre beiden Nichten mit, sauber gewaschen und nett gekleidet. Da der schlimme Bruder wieder abwesend war, so hatte es dem Kinde unterdessen gut gegangen und es lernte mit frischem Mut und herzlicher Freude. Ende September 1917 kam zum 2. Mal der Herr Schulinspektor nach Maria Loreto und hatte dieß Mal sehr große Freude, daß er so viele Kinder, fast 70 an der Zahl, vorfand und daß die Prüfung so gut ausfiel. Katanhana war die beste in ihrer Klasse und der Schulinspektor lobte die Intelligenz des Mädchens. „Aus der können Sie einmal eine gute Hilfslehrerin heranbilden“, meinte der Herr. Mir war dieser Gedanke selbst schon einige Male gekommen.

Doch der Mensch denkt und Gott lenkt. Kurz nach der Prüfung gab es im Vaterhause des Kindes eine schreckliche Szene. Der entartete Sohn mütete neuerdings, daß die kleine Schwester die katholische Schule besuche, riß ihr die Kleider vom Leibe, warf dieselben ins brennende Feuer in der Hütte und schlug auf die Kleine derart los, daß sie bald verunglückt wäre. Die Mutter, schon alt und kränklich, warf sich dazwischen; da schlug sie der Unmenschen zu Boden und die arme Frau brach sich den Arm. Auf den gewaltigen Lärm hin riefen die Nachbarn den Vater herbei und nun raufte der Sohn mit dem eigenen alten Vater und schlug ihn ebenfalls auf den Kopf.

Der schreckliche Austritt war aber damit nicht zu Ende und sollte noch schlimmere Folgen haben. Der wilde Bursche ward aufgebracht und zornig auf die Nachbarnleute, besonders auf eine christliche Frau namens Maria, welche seine arme Mutter reich zu sich in Pflege genommen und ihn tüchtig ausgezankt hatte wegen des mißhandelten Mädchens.

Nach diesem Familiendrama kam Katanhana zu mir und sagte, sie möchte in die Schule nach Ezenstochau, wo die Kinder ganz und gar in Pflege und Erziehung genommen werden. Der gute Vater und ihre Mutter hatten es ihr erlaubt, weil sie daheim ihres Lebens nicht mehr sicher sei, wenn sie ihre Kleider nicht wieder ausziehe, wie es der Bruder wünschte. „Ich aber will lieber sterben als vom Glauben abfallen“, sagte das Mädchen mit zitternder Stimme und weinte bitterlich.

Eine zarte Kinderseele bedarf der Liebe und der Freude. Ein edler Kinderfreund sagt so schön: „Stört die Freude des Kindes nicht; es ist nichts leichter als einem Kinde Freude zu machen; aber auch nichts leichter als dieselbe zu unterbrechen und nach und nach zu zerstören, denn das Kind hat von tausend Waffen, die wir in Kunst, Wissenschaft, Erfahrung usw. finden, nicht eine einzige. Er hat nichts als sein kleines, unbeschütztes Herz, das wir ebenso leicht erheben als zu Boden schlagen können. Und wenn Ihr das bedenkt, so legt Euch die unendlich ernste Frage vor: „Was habt Ihr wohl einem Kinde als Ersatz zu bieten für eine verdorbene Freude oder gar für eine durch Euren Irrtum oder Eigensinn entblätterte verdunkelte und vertrauerte Jugend?“

Die Tränen dieses armen, verfolgten Kindes taten mir bitter weh. Ich tröstete sie und schrieb einen Bet-

tel an den Hochw. Vater Rektor, damit er von den Verhältnissen der Familie Kenntnis erhalte und das Mädchen in die Schule aufnehme. Diesen Zettel gab ich Kfatanyana mit; nur ungern verlor ich diese fleißige Tageshülferin.

Das Mädchen fand natürlich freundliche Aufnahme. Kfatanyana gefiel der lieben Schw. Udalrika, der Lehrerin der Mädchenschule von Czenstochau, gleich auf den ersten Blick und sie nahm sich des Mädchens mütterlich an. Die arme, alte Mutter des entarteten Sohnes wurde recht krank vor Leid und Schmerz und der Hochw. P. Eligius taufte sie, da er die Frau in der besten Stimmung fand. Sie bekam den Namen Sofja. Der Vater zeigte auf den Rat der Nachbarn den Sohn beim Gericht an; das hatte aber noch seine Folgen.

Es war an einem kalten, ziemlich stürmischen Septembertage 1917, am Schlusse des Monats; das Datum habe ich vergessen, aber an einem Sonntag war es. Da klopfte eine Frau mit einem Kinde an der Hand an unsere Kraaltüre. „Ich komme zu Dir, Kfojazana (Schwester)“, sagte sie mit zitternder, erregter Stimme, „ich flehe Dich an, hilf mir, nimm dieses Knäblein, ich gebe es Dir ganz und gar, denn ich habe nichts mehr womit ich das Kind ernähren könnte. Gestern, Samstag, in der Nacht, ist unsere Hütte samt allem, was darin war an Kleidern, Mais, Bohnen, samt allem, was ich geerntet hatte, abgebrannt.“

Die Frau, die so flehte, war Maria welche sich um die mißhandelte Mutter der Kfatanyana angenommen hatte. Aus Zorn darüber hatte der raiende Sohn dieser verhassten Christin die Hütte angezündet. Wir waren ganz erschreckt über das neue Unglück, welches dieser Heide angerichtet. Dann stellte mir die unglückliche Mutter ihr Kindlein vor und sagte mit aller Beredsamkeit, welche ihr die Angst, ich möchte ihr Kindlein nicht annehmen, weil es noch sehr klein war, verlieh: „Siehe, Kfojazana, wie lieb der Kleine ist! Und klug, sage ich Dir, ist er auch; er kann schon schön beten; höre einmal! Johannes, mache hübsch das heilige Kreuzzeichen, sei recht lieb, sieh diese Schwester wird jetzt ganz Deine Mutter sein.“

Ich sah, die Sorge, die Not sprach aus ihr. Was könnte sonst eine Mutter von ihrem Kindlein trennen? — Der kleine, vierjährige Knabe stand vor mir, tat, wie die Mutter sagte, betete mit glöckchenstem Stimmchen die Worte des hl. Kreuzzeichens, reichte mir und Schw. Donata das braune Händchen hin und sah mich so unschuldsvoll an; — ich wußte nicht, wie mir geschah. Das Wort unseres göttlichen Meisters: „Wer eines aus diesen Kleinen in meinem Namen aufnimmt, nimmt mich auf“, schoß mir im Augenblick, wo mich die bedrängte, arme Mutter so flehend ansah, und das herzallerliebste, rabenschwarze Büblein mir so treuherzig sein Händchen entgegenstreckte, in den Kopf. Ebenso fa-

men mir aber auch mancherlei Bedenken. Was sollte ich mit dem vierjährigen Kinde anfangen? Für die Schule war es noch zu klein; ferner unser Hin- und Herwandern, Montag von Czenstochau, 2 Stunden herauf, Freitag wieder zurück, oft bei kaltem Winde und schlechtem Wetter! — Ich äußerte diese Schwierigkeiten der Mutter gegenüber und sagte ihr, das Knäblein



Franz von Assisi. Von Fra Damascen Rahnel. (Originalbild.)

würde vielleicht nach ihr weinen, Heimweh haben, das wöchentliche Wandern sei zu schwer für das zarte Alter usw. Aber die Frau bat und beschwor mich, doch das Kind nicht zu verstoßen, sie habe zu sehr auf meine Güte, mein Mitleid, meine Liebe zu den Kindern gehofft; sie habe nichts zu essen, nichts, ihn zu bekleiden, alles ist jetzt verbrannt, der Mann ist alt und kränklich; sie müsse nun zu den Weißen gehen, um zu arbeiten und sich und den Mann zu unterhalten.

Daß die arme Frau das Kind in Czenstochau nicht unterbringen konnte, wußte ich; denn die Bewahrschule war daselbst aufgelöst worden. Der gute Bruder Gerold in der Knabenschule hatte ohnedies genug Buben (sagt

80); so ein einzelnes, kleines Kind bedarf noch der mütterlichen Pflege. Zudem: wäre es recht von mir, das Kindlein, das der Herr mir zugeschiedt, von mir zu stoßen? Daß der Hochw. Vater Superior und unsere liebe Schwester Oberin nichts dagegen hatten, wußte ich. So sagte ich endlich zu Maria, der Mutter des Knaben: „Gut, wir nehmen das Kind, aber mache mir keine Verantwortung, wenn der Kleine einmal krank wird oder sonst ein Unglück mit ihm geschieht“. „O“, rief die Frau voll freudiger Bewegung aus: „ich weiß schon, daß Ihr Schwestern auf das Kind besser acht gebt, als ich, die eigene Mutter, es verstehe; daß Du ihn weit besser erziehen wirst als ich es könnte; daß er bei Euch viel sicherer und besser aufgehoben ist als er es je bei mir wäre und daß zudem mein Kind bei Euch gleichsam wie in einem Gotteshause wohnt und zur Ehre Gottes heranwachsen wird. Wie eine Blume im Heiligtum wird mein kleiner Johannes aufblühen und mit Gottes Segen vielleicht sein Auserwählter, ein Diener des Herrn werden“, rief die ergriffene Mutter in förmlicher Begeisterung aus.

Maria war während ihrer Rede und eindringlichen Bitte in kniender Stellung vor uns auf den Boden gekauert, während das Knäblein, ernst und ganz verständig den Worten der Mutter lauschend, in seinem Hemdchen neben ihr stand, die Händchen gefaltet und mich mit seinen jammerischwarzen Augen, so groß wie vollreife, schwarze Kirschchen, unschuldvoll anblickte. Jetzt erhob sich die herrübte Mutter, legte wie segnend ihre Hände auf das Krausköpfchen des Knaben und sagte feierlich zu ihm: „Mfanyana“ (Knäblein), „siehe hier ist Deine Mutter; folge ihr, sei brav und verständig; Du wirst alles schön lernen, besonders schön beten und den lieben Gott kennen lernen; dann bete auch für mich und für Deinen alten, kranken Vater“. Nun nahm ich den Kleinen bei der Hand und frug ihn sanft: „Willst Du bei uns hier bleiben?“ „Ewe“ (ja), sagte er leise und trat ganz traulich an mich heran.

Diesen Augenblick, wo ihr das Kind den Rücken fehrte, benützte die Mutter und wollte sich unterdessen verstoßen aus unserer Hütte schleichen, aber der Kleine bemerkte es sofort und eilte ihr natürlich laut weinend nach.

„Ma, ma, (Mutter, Mutter) ungangishini“ (verlasse mich nicht), rief er schluchzend und lief, was er konnte, der Fliehenden nach und ehe sie zum Tore kam, hatte er sie bei ihrem Kleide erfaßt und klammerte sich fest an die Mutter; diese jedoch schlug nach dem Kinde, stieß es gewaltsam zurück und schloß das Tor hinter sich rajch zu.

Die arme Frau hielt sich Augen und Ohren zu, um den Jammer des von ihr verlassenem Kindes nicht zu sehen und zu hören. Johannes hatte noch nie Schwestern gesehen, er war noch nie bei uns in der Schule gewesen und obwohl er zuerst so verständig auf den Willen der Mutter einging, fiel sowohl ihm wie auch der Mutter jetzt diese Trennung sehr schwer. Zudem war die Abenddämmerung bereits hereingebrochen, es wurde dunkel und da wir zwei Schwestern ganz allein an diesem Abend waren, so war es auch ganz totenstill und einsam auf dem Berge. Schluchzend lief das Knäblein an das verichlossene Tor, schüttelte und rüttelte, aber es öffnete sich nicht.

Da nahm ihn Schwester Donata zuerst auf ihre starken Arme, während ich bescheidwichtigend auf das Kind einredete. Unter Tränen sah mich der arme, zitternde Kleine an und lauschte nun meinen beruhigenden Wor-

ten, legte das Köpfchen auf der Schwester Schulter und wurde sofort wieder ruhig.

Jetzt traten wir mit dem Kinde in unser hübsches, freundliches Zimmerchen. Die Lampe brannte auf dem Tische, die Wanduhr tickte; das waren lauter unbekannte, nie gesehene Dinge für den Knaben und seine klugen Augen sahen ganz verwundert darein. An der Wand die hübschen Bilder, das große Kreuz, das Weihwasserfesseln mit dem fliegenden Engel im blauen Kleide; was war das nur alles? Jetzt sah klein Hänschen auch das große, auf Leinwand in Del gemalte Madonnenbild, welches ich seinerzeit in Czestochau gemalt hatte und welches in dem Zimmerlein auf der Rückwand des Altares hängt. Ganz entzückt sagte der Kleine: „Ah, nanji isivale jezulu!“ (Ah, hier ist die Türe, Pforte des Himmels). Das Bild hat die Größe einer kleinen Türe. „Albani lo?“ fragte ich ihn, (wer ist das) auf die seligste Jungfrau deutend. „Inkofazi hazzulwini“ (die Herrin des Himmels), sagte das Kind. Dann bemerkte klein Johannes gleich die Bögelchen, die Täubchen, so weiß wie Schnee, die schönen Rosen und Blumen, hauptsächlich aber das schöne Lämmchen im Garten. Ungeniert fing er zu fragen an, und als dann die gute Schwester Donata dem Kleinen einen Teller voll süßen Maisbrei und einige goldgelbe Drangen vorsetzte, waren die Tränen alle versiegt; er stillte seinen Hunger und lächelte seelenvergnügt die beiden Schwestern mit dem weißen leuchtenden Schleier auf dem Kopfe an. Der Knabe konnte es nicht unterlassen, mit den Händchen mehrmals auf meinen Schleier zu tupfen, er mußte wissen, was das steife Zeug sei, er wollte überhaupt alles wissen und wurde mit Schauen und Fragen nicht fertig.

Unterdessen war der Tag vollends zu Ende gegangen. Wir richteten unserem Kindlein, welches uns der Herr so unerwartet ins Haus geschickt, ein Bettlein zurecht und als ich Hanserl — so wollte ich ihn nennen — mit Weihwasser besprenkte, machte er zu unserer größten Freude schon recht nett allein das hl. Kreuzzeichen und betete laut, so wie es ihm seine christliche Mutter gelehrt hatte. Gar bald schlummerte das Kind und das holde Lächeln auf den Lippen zeigte, daß es nichts mehr von dem herben Trennungsschmerze fühlte. Ob wohl die arme Mutter, welche sich, durch Not und Unglück gezwungen, von ihrem herzigen Knaben trennen mußte, auch so süß schlief? Ich glaube nicht. Ich konnte selbst nicht schlafen und stand noch spät am Fenster und sah in die ruhige sternenhelle Mondnacht hinaus. Die Nacht legte ihren grauen, kühlen Mantel um den Berg und die zarte Aeolsharfe sang und jummte ihre leisen, geheimnisvollen Weisen. War es nicht ein Schlummerlied, das sie heute einem armen, von den Eltern verlassenem Kinde sang? Ruhig und friedlich lagen in der Tiefe die heidnischen Kraale und das Kirchlein am Berge warf seine Schatten im hellen Mondenscheine. Eichendorffs Lied kam mir in den Sinn:

„Lieblich war die Maiennacht,  
Silberwölkchen flogen.“  
Uns hat sie ein Kind gebracht,  
Für Gott wird's erzogen,

dichtete ich dazu und dann begab auch ich mich dankerfüllten Herzens zur Ruhe. Eine neue, schöne, erhabene Aufgabe hatte mir der Herr gestellt, ein Knäblein, einen Johannes, hatte er mir gegeben, ihm sollte ich nicht nur wie den andern Kindern Lehrerin in der Schule sein, sondern auch Mutter. Die geistige Mutterschaft ist nicht geringer als die leibliche, sie ist erhabener als diese.

„O Mutter, halt Dein Kindlein warm,  
Die Welt ist kalt und helle  
Und trag es fromm in Deinem Arm,  
An Deines Herzens Schwelle.“

Clemens Brentano.

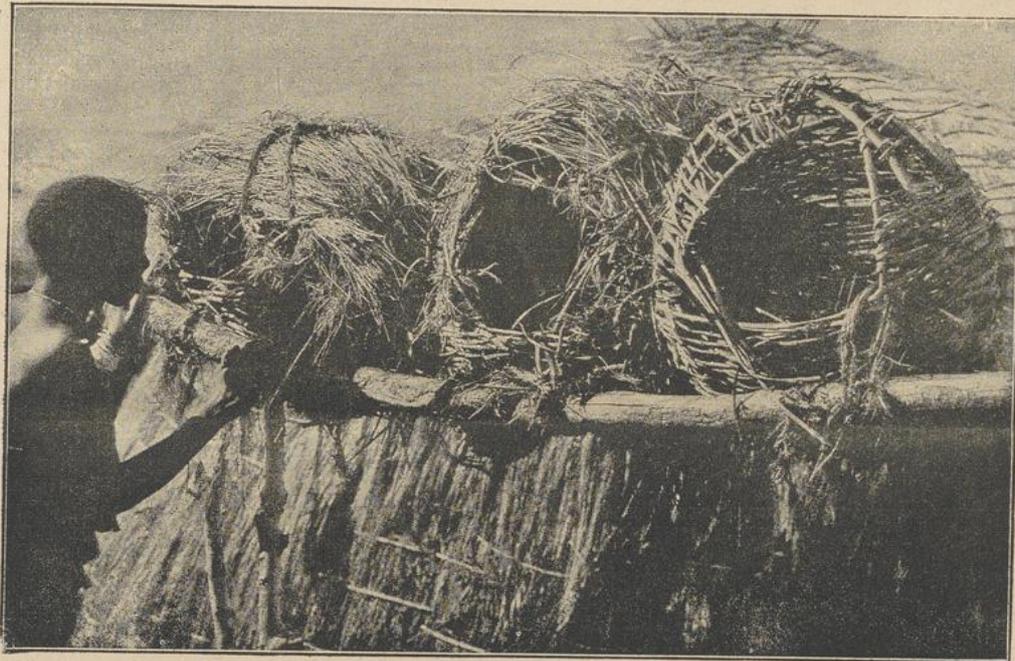
(Fortsetzung folgt.)

### Anfang in Lurana.

Von Schw. M. Amata, C. P. S.

Schon lange baten die Christen auf der Nebenstation Lurana, St. Katharina, um eine Schule. Endlich im Februar 1917 sollte ihnen diese Bitte erfüllt werden. Mir war es vergönnt, den ersten Anfang zu machen. Ende Januar verließ ich denn die Station Citeaux, wo ich 11½ Jahre in der Schule tätig gewesen war. Einige meiner Schüler, deren Eltern in St. Katharina wohnten, begleiteten mich und trugen mir das Allernotwendigste. In den früheren Jahren waren die

der Strohsack in der Mitte derselben zusammen faul. Ja, das war wirklich ein schönes Missionsleben. Ratten und Mäuse statteten uns des Nachts fleißig Besuch ab und ganz unfreiwillig erfolgte mancher Wehrzug, wenn die armen Tierchen über unsere Gesichter spazierten. Da wurde bald für ein paar Katzen gesorgt, die fleißig Umschau hielten, da sie mit uns den einzigen Raum teilten. Auch ein paar Hühner wurden uns von den Schwarzen gebracht; aber wohin damit. Nun, natürlich zu uns ins Zimmer, bis ein Hühnerstall hergerichtet war. Da gab es denn ein schönes Konzert in der Nacht. Wir begannen sogleich einen Garten anzulegen, um das Nötige selbst zu pflanzen, da es doch zu beschwerlich war, alle Lebensmittel von dem etwa 5 Stunden entfernten Citeaux herzuschaffen. Holz war nicht in der Nähe; hatten wir gar nichts mehr, dann



Kaffriische Hühnernester.

Felder von Lurana von Revelaer aus bearbeitet worden. So fand ich denn die Schulkinder der betreffenden Station mit ihrer Schwester dort, um die Felder vom Unkraut zu reinigen. Am folgenden Tage kam dann noch eine Schwester dazu. Alle halfen fleißig mit, einige Männer waren beschäftigt, Rafen zu stechen, Frauen und Mädchen trugen denselben zum Bauplatz, wo gleich einige Männer damit beschäftigt waren, die Mauern aufzubauen. Wegen des Regens ging es langsam voran, doch ein Obdach erhielten wir schon. Es war eine Hütte dort, worin der Mais aufbewahrt wurde und worin sich auch die Kinder aufhielten, wenn sie dort beschäftigt waren. Sie sollte auch uns beiden vorläufig als Küche, Schlafzimmer, Speisezimmer und Vorratskammer usw. dienen. Ein kleines Eckchen war durch einen Vorhang abgetrennt; 2 Betten hatten darin Raum und ein kleines Tischchen. Da wir anfangs noch zu dreien waren, stellten wir abends die einzigen zwei Petroleumkistchen in genügender Entfernung, um den Strohsack darauf legen zu können. Darauf schlief es sich ganz ruhig, bis zuweilen ein Kistchen umfiel oder

brachten die Christen hie und da wieder etwas. Gutes Wasser war nicht in der Nähe. Nach einigem Suchen fanden wir etwas klares Wasser in einem Gräbchen. Arbeit hatten wir genug, wobei uns die Christen und Kinder gerne behilflich waren. Gleich am ersten Tage kamen beinahe 70 Kinder zur Schule. Die Kapelle mußte als Schulzimmer dienen. Ein um die andere Woche wurde von Rev. P. Superior von Citeaux, wozu Lurana gehörte, dort Gottesdienst gehalten. Wie freuten sich die guten Leute, besonders die Kinder, doch endlich einmal eine Schule und Schwestern dort zu haben, die Kapelle war stets gefüllt und die Christen waren immer andächtig und gesammelt. Gar manche kamen zuerst aus Neugierde, baten aber dann halb um Aufnahme in die Schule. Auch die Kleinsten wollen bei Regenwetter nicht zu Hause bleiben; sie ließen sich von den Großen durch den gefährlichen Luranafluß tragen. So ging es denn mit der Gnade Gottes fleißig voran; wir erbauten uns sehr an dem Eifer der guten Christen.

## Januar in Natal.

Von Br. Otto, R. M. M.

Die Sonntagsvesper ist zu Ende.

Vor drei Tagen hat es zwei und ein halb Zoll geregnet und wir haben jetzt bei 18 Grad Wärme. Der feine Wasserdampf, welcher alle Konturen der Landschaft weich und unscharf macht, ist als Regen niedergegangen. Die Luft ist klar und erlaubt Fernblicke.

Der Regen hat alles grün gemacht. Der Mais ist hellgrün, die Kaffertartoffel ist dunkelgrün. Naturwald und Kunstwald zeigen eine feine Friese und frischkühler Wind zieht durch die Täler.

Die Sonne beleuchtet schon alles von der Seite und die einzeln stehenden Bäume werfen beträchtlich lange Schatten über die Grasflächen; alles Grün ist schattiert. Ueber den grünen Hügeln und Bergen ist blauer Himmel und am blauen Himmel ziehen wenige weiße Wolken.

Die Straße nach Pinetown ist wie frisch gewaschen und heute staubfrei. Sie ist ein weißer Streifen, welcher eben, bergauf, bergab durch die Landschaft schneidet. Wir gehen auf ihr entlang; 10 Minuten und wieder 10 Minuten; wir sind auf einer Höhe und haben einen Ausblick auf das Meer, auf den Indischen Ozean.

Die Hügel und Berge verlaufen in der Ferne unbestimmt und über diesem Bergbild kommt noch ein Stück sattblau gefärbt, oben schnurgerade abgeschnitten, aufgesetzt. Würde man nicht schon wissen, dieses jatte Blau ist die See, man würde es für einen fernen Gebirgszug halten, auch die schnurgerade Grenze berichtigt die Täuschung und erklärt das Blau als Wasser. Ueber der scharfen wagerechten Linie steigt schwach blau das Himmelsgewölbe auf.

Es ist ein einzig schöner Anblick.

Von der Küste erheben sich die Hügel, die Höhenzüge; wo sich die Hügel schneiden, läuft das Regenwasser und höhlt sich eine Rinne aus; hier ist mehr Wasser als sonst wo. Hier setzt der Baumwuchs ein und pflanzt sich auf der Schattenseite bis zum Berggipfel hinauf.

Der einheimische Wald ist Ringwald, oft auch nur Kümmerwald; alle zwanzig, dreißig Schritte steht auf der Grasfläche eine Baumgruppe.

In geschlossenen Massen erscheint der von Menschenhand angelegte Kunstwald. Die australische Eiche, die schwarze Wattle, welche um ihrer Rinde willen wälderförmig angebaut wird, geben der Natalküste einen neuartig günstigen Schmuck. Diese großen, dunkelschwarzen Flecke charakterisieren die Gegend in einem ganz neuen Sinn.

Es sind heuer hundert Jahre, seit die ersten englischen Ansiedler in Port Elisabeth Südafrika betraten. Der englische Farmer hat Südafrika in der Kultur namhaft vorwärts gebracht. Er selbst ist hier wohlhabend geworden; seine gute Lage spricht sich auch darin aus, daß er anfängt, solider zu bauen und so werden zwei neue Charakterfarben in das Landschaftsbild aufgenommen: die weißgeputzte Mauer und das rote Ziegeldach.

Aus der Hafenstadt Durban zieht eine Eisenbahn hinauf zu den Goldbergwerken, nach Johannesburg. An Werktagen fahren täglich, d. h. Tag und Nacht, auf der Strecke Pinetown-Durban rund 80 Züge. Heute ist Sonntag und von Eisenbahnzügen ist nichts zu hören und zu sehen.

Wir gehen wieder heimwärts und begegnen Kaffernleuten, die von Mariannhill kommen. Man grüßt sich, auch mit dem Gruße, natürlich in Kaffisch: Ge-lobt sei Jesus Christus!

## Gott bei den Zuluspredhenden Völkern.

Von P. W. Wanger.

(Fortsetzung.)

2. Umsondo: „Gott“.

Möglicherweise ist die erste Silbe uM von uMsondo derselbe Stamm wie uM „Himmelsgott“ in uMkulunkulu. Mehr als diese Vermutung läßt sich gegenwärtig über den Wortsinu dieses Namens nicht sagen. Je weniger wir aber über den Wortsinu wissen, um so klarer steht die Gleichung von uMsondo mit uMkulunkulu fest, mit dem einen Unterschied, daß uMsondo nie mit uMkulunkulu, dem „Urahn“, verwechselt worden ist.

In der landläufigen Wiedergabe der Legende über die ursprüngliche Unsterblichkeit und spätere Sterblichkeit des Menschen ist uMkulunkulu derjenige, welcher das Chamäleon, den Unsterblichkeitsboten, und den Salamander, den Sterblichkeitsboten, sendet. In einer anderen Fassung aber ist es uMsondo.

Stellt man einem Eingeborenen die Frage, ob uMsondo und uMkulunkulu zweierlei sei, so erhält man zur Antwort: „Nein, uMsondo ist dasselbe wie uMkulunkulu.“

Auch heute noch gebrauchen Heiden und Christen in ihren täglichen Gesprächen oft den Namen uMsondo, wo immer sie Lob, Verwunderung, Tadel usw. zum Ausdruck bringen. So kann man hören: „Wie schön doch der Himmel des uMsondo regnet!“ (der Zulu jagt nicht: „Es regnet“, sondern „der Himmel regnet“), oder „Was er doch für ein strammer Mann des uMsondo ist!“, oder „Was für eine prächtige Dame des uMsondo!“ oder beim Pflügen „Ach, wie hart doch die Erde des uMsondo ist!“, oder im Verzger über die Ungeschicklichkeit eines anderen „Ach, dieser Tölpel des uMsondo!“

3. UmVeli-ngqa-ngi und 4. umVela-fuqala-wetu: „der Gott der Urzeit“.

UmVeli-ngqa-ngi heißt wörtlich „der vor mir Seiende“ und umVela-fuqala-wetu „der vor uns Seiende“. In der Auffassung der Eingeborenen decken sich beide Namen mit dem „El Olam“ der Hebräer, dem „Gott der Urzeit“, dem „Alten der Tage“.

UmVelingqangi ist der einzige unter den sekundären Gottesnamen, der gleich uMkulunkulu mit ufulukulu verwechselt wurde. Aber angesichts der Aussagen „der Alten“ besteht kein Zweifel, daß er ursprünglich Gott allein bezeichnete.

So sagt eine Quelle Callaways: „Die Alten sagen: „uMkulunkulu ist derselbe wie umVelingqangi.“

Ein anderer alter Eingeborener sagte aus: „In früheren Zeiten, wo noch keine Missionare im Lande waren, wenn wir fragten: „Von wem wurden die Steine gemacht?“, hieß es: „Vom umVelingqangi“. Noch ehe die Missionare da waren, jagten die Alten: „Alle Dinge wurden vom umVelingqangi gemacht.“

Wieder ein anderer sagte aus: „Wenn Kinder fragen: „Wer ist uMkulunkulu?“, sagen die alten Leute: „Es ist der umVelingqangi, derjenige, welcher alle Dinge machte. UmVelingqangi ließ das Gras wachsen und ließ die Bäume hervorkommen, und alle Tiere, wie z. B. die Kinder, das Wild, die Schlangen, wie auch das Wasser und die Berge.“

Solche Aussagen ließen sich häufen.

5. UmZivelele: „Der aus sich Seiende“.

Diesen hochinteressanten Gottesnamen hat der Schreiber dieses erst im laufenden Jahre (1919) entdeckt. Ob er Gemeinut der zulusprechenden Völker ist, muß vorläufig dahingestellt bleiben. Dagegen steht es fest, daß er als einer der angestammten Gottesnamen in der königlichen Familie der Zulu bekannt ist. An der Richtigkeit dieser Tatsache besteht umso weniger Zweifel, als die erste Mitteilung ganz ungefragt erfolgte. Auf meine weiteren Nachfragen lautete eine Antwort: „Die Alten jagen vom uMkulunkulu, daß er der uZivelele, d. h. „der aus sich Seiende“, ist; ausgehend von umBela-kugala-wetu, d. h. „dem vor uns Seienden“ wurde uZivelele, der aus sich Seiende“ nach dem benannt, „der vor uns war.“

Wer hätte je gedacht, daß man in der Tradition der „wilden“ Zulu dem „Eus a se ipso“ der Gottesgelehrten wieder begegnen würde, einem so kurzen und inhaltsschweren Gottesnamen, wie wir ihn in den Sprachen Europas umsonst suchen, der sich aber vorzüglich mit dem biblischen „Jahwe“, dem „Ich bin, der ich bin“ deckt. Jetzt hat es keine Not mehr, 3. Moj. 3, 14 ins Zulu zu übertragen: „So wirst du den Kindern Israels jagen: „uZivelele“ hat mich zu euch gesandt.“

6. UmEnzi: „der Macher“.  
7. UmDali: „der Schöpfer“.

UmEnzi heißt wörtlich: „der Macher“ wie „Factor“ im nizaiischen Glaubensbekenntnis, und umDali wie „Creator“ im apostolischen Glaubensbekenntnis. Unter den „grünen“ Eingeborenen ist umEnzi das häufiger gebrauchte Wort, unter den christlichen Eingeborenen ist es umDali. Meistens hört man umEnzi allein ohne jegliche Beifügung: „Der Macher“ schlechthin. Doch sagen die Alten gelegentlich auch „der Macher der Welt“. Im übrigen ist umEnzi wezulu nomhlaba wörtlich „der Macher

Himmels und der Erde“ und umDali wezulu nomhlaba „der Schöpfer Himmels und der Erde“.

8. UmDabuko und 9. uHlanga: „der Ursprung“.

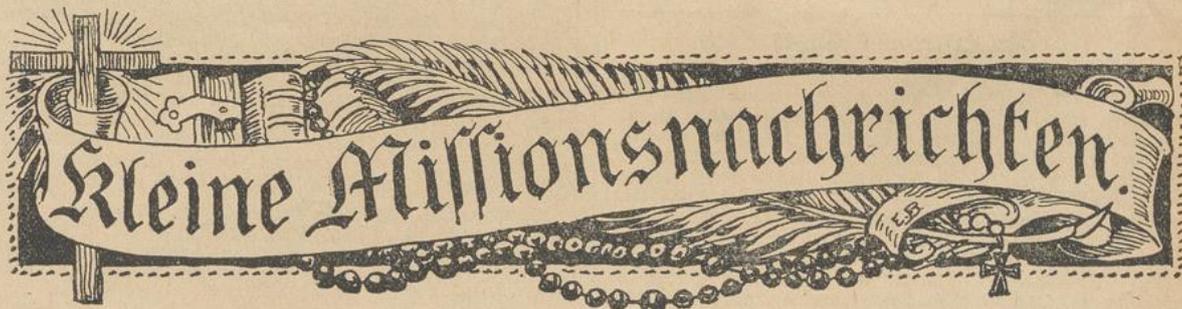
UmDabuko ist vom Zeitwort dabuka „meinen Ursprung haben“ abgeleitet und bedeutet demnach „Ursprung“. Der uMkulunkulu ist also der Ursprung, das Daseinsprinzip.

uHlanga ist dasselbe Wort, das in dem weiter oben besprochenen Text „uMkulunkulu wadabuka abantu ohlangeni“ im Adverbialkasus ohlangeni vorkommt. Hier wird aber Gott selbst der Ursprung, das Prinzip genannt. uHlanga ist nicht ausschließlich Gottesname, sondern nur auf ihn angewandt, ebenso wie es vom Vater ausgelegt wird bezüglich seiner Kinder, vom König bezüglich seines Volkes usw. Es braucht wohl nicht eigens erwähnt zu werden, daß umDabuko und uHlanga wesentlich dasselbe besagen.

In der Legende, wo erzählt wird, wie die Menschen entdeckten, daß Sorghum kein Gift, sondern gesunde Nahrung ist, heißt es: „Wo kam es (Sorghum) her?“ Die Alten antworteten: „Es kam vom umDabuko, dem Ursprung“, von demjenigen, welcher der Ursprung von allem ist.“

Calloways schwarzer Gehilfe stellte einem alten Manne namens Bebe die Frage: „Bebe, wenn wir den Ausdruck „umDabuko der Menschen“ gebrauchen, was meinen wir da mit umDabuko?“ Bebe erwiderte: „Wenn wir umDabuko gebrauchen, weisen wir dorthin, wo alle Menschen herkommen, weshalb wir sagen „umDabuko der Menschen“ . . . Nur uMkulunkulu allein ist es, von dem es hieß, daß er alle Menschen aus dem Ursprünglichen (ohlangeni) hervorkommen ließ, und deshalb sagen wir, der umDabuko ist der uHlanga“.

(Fortsetzung folgt.)



**Belohnte treue Amtsführung.**

Von Br. Adrian Pellazino, R. M. M.  
„Die Blume des Lebens ist frommer Dienst;  
Seil denen, die fröhlich ihn üben.“

J. W. Weber.

Der allgemein beliebte, langjährige Centocower Schullehrer Nikolaus Magoso war wegen Augenschwäche genötigt, sein Amt niederzulegen. Er hatte ununterbrochen volle 23 Jahre auf seinem verdienstvollen Posten als Lehrer in treuer Pflichterfüllung und unermüdlichem Eifer ausgeharrt. Diesregitäts, war er das Muster eines echt christlichen Lehrers. Als Anerkennung für seine treuen Dienste empfing er ein huldvolles Schreiben vom Staatsunterrichtsdepartement in Maritzburg nebst einem Geldgeschenk von 23 Pfund Sterling. Die überraschende, freudige Mitteilung lautete folgendermaßen:

Pietermaritzburg, 2. Februar 1920.  
Werter Herr!

Jetzt, da Sie Ihren Posten verlassen, wünsche ich Ihnen mitzuteilen, daß das Educations-Departement Ihre Arbeit sehr hoch schätzt und in Anerkennung Ihrer langen, treuen

Dienste hat Ihnen die Regierung einen Cheque von 23 Pfund Sterling bewilligt.

Gez. C. T. Loram  
Chief Inspector of Native Education.

Nikolaus gehörte dem Amafuze-Stamm an, der für das Christentum nicht sehr empfänglich ist. Da man seine guten Eigenschaften gar bald erkannte und zu schätzen wußte, wurde er zum Lehrer ausgebildet; dies kostete zu jener Zeit nicht so viel Mühe wie heutzutage, da bedeutend weniger verlangt wurde. Es wurden ihm in der Schule stets die untersten Klassen, oder, wie man sagt, die WC-Schützen anvertraut, nicht, weil er höhere Klassen zu leiten nicht imstande gewesen wäre, sondern weil er besonderes Geschick und auch die nötige Geduld besaß für die Kleinen, die eben erst aus dem Kraalleben kamen. Er verstand es gut, diesen freien Kindern der Natur die Grundelemente alles Wissens, Lesen, Schreiben, Rechnen und vor allem die Anfänge in der Religion und die notwendigsten Gebete — Vaterunser, Glaubensbekenntnis usw. — beizubringen. Selbst das Hörschen anziehen und anknöpfen mußte er den kleinen Knirpsen zeigen, die den ihnen jetzt unbequem scheinenden Zwang des Kleidertragens daheim bei der Mutter nicht kannten. Am

Anfang seiner Lehrtätigkeit, wo die Schule noch in der Entwicklung war und noch mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, verstand unser Nikolaus es gut, den gestren- gen Zuchtmeister zu spielen und hat manchen heidnischen Schlingel mit derben Streichen zu Zucht und Ordnung ge- führt. Wer immer die Unbeständigkeit der Schwarzen kennt, weiß zu schätzen, was es heißt, über zwei Jahrzehnte im mühsamen und mit vielen Widerwärtigkeiten verbunde- nen Lehramte auszuhalten und wird eine so rühmliche Aus- nahme umso mehr bewundern. Bei den Schwarzen ist die Existenzfrage noch nicht so sehr an den Stand und Beruf ge- bunden, wie dies bei europäischen Verhältnissen vielfach der Fall ist. Wenn ihm eine Arbeit nicht zusagt, so wählt er sich eine andere. Er lebt wie ein freier Vogel, wenn er an einem Orte keine Nahrung findet, sucht er sie anderswo und sei es in den 100 Meilen weit entfernten Goldfeldern Johannesburgs und in den Diamantgruben Kimberley's.

Nachdem Nikolaus einige Jahre in der Schule tätig war, dachte er daran, einen eigenen Herd zu gründen und ver- mählte sich mit der schon längst in Reichenau erwählten Braut, einer braven Christin. In der Wahl einer Lebens- gefährtin war er nicht leidenschaftlich blind vorgegangen, sondern hatte sich klug überlegend die fleißige Gertrud, ein Muster von Arbeitsamkeit, auserkoren; mit ihr führte er im Kreise von sechs wohlgezogenen Kindern ein wahrhaft mu- sterhaftes christliches Familienleben, an dem manche andere Familien sich ein nachahmungswürdiges Beispiel nehmen konnten. Gleich zu Beginn seiner Amtstätigkeit wurde dem Nikolaus auf der Station ein Häuschen aus Ziegelsteinen errichtet, wo er mit den Seinigen friedlich lebte, bis vor wenigen Jahren die Verhältnisse in Centocow sich derart gestalteten, daß er genötigt war, sein Heim zu verlassen und sich draußen im Dorfe anzustedeln. Dort erkreute er sich auch einer größeren Freiheit und konnte unbehelligt eine kleine Landwirtschaft betreiben, was die Lage der Dinge auf der Station nur in beschränktem Maße gestattete. Er versteht die bei den Kaffern so seltene Kunst, sein Hab und Gut zu- sammenzubehalten und zu vermehren. Die Treue und Zuver- lässigkeit des hiesigen Lehrers leistete den Missionaren, auch außerhalb der Schule, manche vortreffliche Dienste. Bei sei- nem Amtsaustritt wurde ihm gleich wieder eine gut besol- dete Stellung angeboten, die er auch annahm, nämlich als Gehilfe bei einem sog. Dip.-Inspektor. Auch kommt er noch zweimal wöchentlich auf die Station, um den Anfängern in der Schule Gebete einzulernen.

### Die Ernte des Todes.

Der Monat November des vergangenen Jahres (1919) war für unsere Missionsstation Himmelberg ein Monat des Schreckens und der Trauer. Ein unheimlicher Gast, die ge- fürchtete spanische Influenza oder Grippe hatte zum zweiten- mal bei uns Einkehr gehalten. Es war am Samstag, 25. Oktober, mittags, als sich die ersten Zeichen dieser verhee- renden Pest bei einigen unserer Boardingschüler bemerkbar machten. Doch sollte es nicht bei einigen wenigen Kranken bleiben. Immer mehr Kinder klagten über Kopfschmerzen und die angestellten Messungen ergaben, daß sie Fieber hatten. Innerhalb 24 Stunden lagen gegen 35 Kinder be- reits krank darnieder. Um die Krankheit nicht durch die Tagesschüler zu verschleppen, wurde die Schule geschlossen. Doch alle getroffenen Vorsichtsmaßnahmen konnten nichts hel- fen. Der gefürchtete Gast hatte sich schon in unserem gan- zen Missionsbezirk von Himmelberg breit gemacht. Nun gab es Arbeit für die Missionare. Von allen Seiten kamen Krankenrufe. Wenn ich früh nach der hl. Messe aus der Kirche kam, so wartete man bereits, um mich zu Kranken zu rufen. Kam ich gegen Mittag von meinen Besessgängen heim, so waren bereits wieder neue Krankenrufe da. In die- ser Weise ging es den ganzen Monat November hindurch. Da ich der einzige Priester war, der die Kranken besuchen konnte, so hatte ich gerade nicht über Arbeitsmangel zu klagen. Wäh- rend 4 Wochen war ich Tag für Tag von früh bis abends im Sattel, um die Kranken zu besuchen, den Christen die hl. Sterbesakramente, den Heiden die hl. Taufe zu spenden. Wäh- rend ich bei den Kranken, die oft mehrere Stunden weit wohnten, herumritt, um zu trösten und zu helfen, hat Hochw. P. Superior, der selbst kurz vorher schwer krank und noch Re- konvaleszent war, daheim die Toten begraben. Jeden Tag wurden Leichen gebracht, an manchen Tagen selbst mehrere.

Alle Kranken, die ich während dieser Wochen in ihren Wohnungen besuchte, waren 128; hiervon starben 47. Außerdem hatten wir auf unserer Station selbst noch 36

Kranke und 1 Todesfall. In Todesgefahr getauft wurden 50, wovon 30 starben. Von schon früher Getauften starben 18; 3 Katechumenen starben, ohne die hl. Taufe erhalten zu haben. An 10 Kranke spendete ich die hl. Delung und 9 er- hielt die hl. Wegzehrung. Im Ganzen kam ich somit mit 167 Kranken in Berührung, wovon 51 starben. Das ist ein ungemein hoher Prozentsatz von Todesfällen.

Auf Lebensalter verteilt ergibt sich folgendes Resultat:

Unter 15 Jahren	128 Kranke	39 Todesfälle oder 30,5 %
15 bis 30	24	10 " " 41,3 %
über 30	15	2 " " 13,3 %

Die meisten Kranken waren somit Kinder, während die größte Sterblichkeit unter jungen Leuten von 15 bis 30 Jahren zu finden war. Von den in den Kraalen Erkrankten starben über 38 Prozent, während von den auf der Station Verpflegten nur 2,8 starben. Dieser hohe Prozentsatz der in den Kraalen Gestorbenen ist der schlechten Verpflegung und der unvernünftigen Anwendung der vielen, oft schäd- lichen Medicinen zuzuschreiben.

Wie unvernünftig oft die Behandlung der Kranken ist, mag man aus folgendem Falle ersehen. Einer unserer Schulknaben bekam zu der Influenza noch Lungenentzün- dung. Er war sehr schwer krank. Das Thermometer zeigte fast 41 Grad Fieber. Seine heidnischen Eltern wollten ihn nun unbedingt nach Hause schaffen, um ihn daheim zu pflegen oder besser gesagt, auf heidnische Weise zu kurieren. Wir gaben uns alle Mühe, sie von diesem Vorhaben abzu- bringen und stellten ihnen den sicheren Tod des Knaben in Aussicht, wenn sie ihn in diesem Zustand nach dem heimatischen Kraale transportierten. Aber alle unsere Versuche waren vergebens. In einem unbewachten Augenblick nahmen sie den Knaben heimlich weg, trugen ihn eine Strecke weit auf dem Rücken und setzten ihn dann auf ein Pferd. Er war so schwach, daß ihn zwei Männer aufrecht halten mußten. In dieser Weise legte er einen Weg von etwa 2 Stunden über steile Hügel und durch tiefe Schluchten zurück, bis er zu Hause ankam. Da ich noch am gleichen Tage bei anderen Krankenbesuchen in die Nähe dieses Kraales kam, so be- suchte ich auch ihn. Ich fand ihn in einem elenden Zustande. Das freundliche Krankenzimmer auf der Missionsstation mußte er gegen seinen Willen mit einer schmutzigen, rauch- igen Kaffernhütte vertauschen. Anstatt eines Bettes hatte er jetzt eine einfache Strohmatte. Nicht einmal Ruhe gönnte man dem armen Kranken. In der gleichen Hütte mit ihm saßen etwa ein Duzend Personen, die lärmend und lachend ihr ushwala tranken. Wie sehr tat mir doch der arme Burjche leid. Ich tröstete ihn, sich in den Willen Gottes zu ergeben und spendete ihm die hl. Delung. Ich glaubte sicher, daß er noch in derselben Nacht sterben werde. Meine Befürchtungen waren jedoch umsonst. Wider alles Erwarten wurde er wieder gesund und an Weihnachten konnte er zum erstenmale wieder zur Kirche kommen. Ich glaube, daß er seine fast wunderbare Genesung seinen Mitschülern und Mitschülerinnen zu verdanken hat, die täglich für ihn beteten.

Nachdem diese furchtlose Geißel Gottes etwa einen Mo- nat lang in so schrecklicher Weise gewütet hatte, ist dieselbe fast ebenso plötzlich, wie dieselbe auftauchte, wieder ver- schwunden. Gebe Gott, daß wir in Zukunft von ihr ver- schont bleiben.

Von dem

## Mariannhiller Lesekalender 1921

ist noch eine große Anzahl auf der Vertretung vorhanden. Wir bitten unsere verehrten Leser und Leserinnen dringend, doch noch mitzuhelfen, daß diesel- ben noch abgesetzt werden können im Interesse der Hei- denmission, der ja der Erlös zu gute kommt. Der Liebe Gott wird die aufgewandte Mühe sicherlich reichlich belohnen.

**Mariannhiller Missionare.**



### König und Priester.

„Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag,  
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.“  
Goethe.

Als Karl II., König von England, im Februar 1685 tödlich erkrankt war und die Aerzte ihm keine Hoffnung mehr gaben, verlangte er noch einen römisch-katholischen Priester, um die Sterbesakramente zu empfangen. Einen solchen alsbald zu finden und noch dazu für diesen Zweck, war aber in jener traurigen Zeit durchaus nicht leicht; denn die Staatsgesetze Englands bedrohten jeden, der einen Proselyten der römisch-katholischen Kirche zuführte, mit dem schimpflichen Tode eines Verbrechers. Der Graf von Castell-Melhor, ein portugiesischer Edelmann, der durch politische Unruhen aus seinem Heimatlande vertrieben und am englischen Hofe gastfreundlich aufgenommen worden war, unternahm es nun, einen Priester zu suchen. Er fand aber bei seinen Landsleuten keinen Geistlichen, der genügend englisch oder französisch verstand, dem Könige die Beichte zu hören. Schon wollten der Herzog Jakob von York, der Bruder und Nachfolger Karls, und der französische Gesandte Barillon, den venetianischen Gesandten um einen Priester bitten, da hörten sie, daß ein Benediktinermönch namens Huddleston zufällig in Whitehall, dem königlichen Palaste bei London, war. Dieser Mann hatte einst mit eigener Lebensgefahr dem Könige nach der Schlacht bei Worcester das Leben gerettet; deshalb war er hier seit der Restauration stets eine privilegierte Person, und in den scharfen Proklamationen, die gegen die katholischen Priester, als falsche Zeugen das Volk zur Wut entflammt hatten, erlassen wurden, fehlte der Name Huddleston. Dieser mutige Mann war jetzt ein zweitesmal freudig bereit, für seinen König sein Leben zu wagen, und diesmal um so freudiger, da es die Rettung einer unsterblichen Seele galt.

Von einem treuen königlichen Diener wurde Vater Huddleston über eine Hintertreppe zu dem Zimmer geführt, wo der König im Tode lag. Der Herzog von York befahl im Namen des Königs allen Anwesenden, wovon viele protestantische Geistliche waren, das Gemach zu verlassen, und nur zwei anglikanische Lords, auf deren Verschwiegenheit man sich verlassen konnte, durften bleiben. Selbst der Arzt zog sich zurück. Jetzt wurde die Nebentüre geöffnet und der Priester trat ein. Ein Mantel verhüllte sein priesterliches Gewand; eine Perücke verdeckte seine tonsur.

Bruder, sagte der Herzog, dieser Mann Gottes hat dir einst das Leben gerettet; nun kommt er, deine Seele zu retten. Karl antwortete mit schwacher Stimme: Er ist willkommen. Dem Priester erklärte Karl seinen Wunsch, in der Gemeinschaft der katholischen Kirche zu sterben; er bereue unter seinen Sünden insbesondere die, seine Ausöhnung mit der Kirche bis auf diese Stunde

verschoben zu haben, und nehme sich fest vor, die Aufrichtigkeit seiner Reue, wenn Gott ihn erhalten wolle, durch vollständige Lebensbesserung zu beweisen.

Der Priester kniete am Bett nieder, hörte die Beichte des Sterbenden, sprach ihn los von allen seinen Sünden und spendete ihm das Sakrament der letzten Delung. Dann fragte er ihn, ob er auch die letzte Wegzehrung empfangen wolle. Der König bejahte es: Gewiß, wenn ich nicht zu unwürdig bin. Als ihm die hl. Hostie gereicht wurde, wollte er sich erheben und niederknien; doch der Priester bedeutete ihm, daß Gott bereits die Verdemütigung der Seele gnädig angenommen habe und nicht auch noch die des Lebens fordere.

Ehe der Priester Abschied nahm, hielt er dem Bußfertigen ein Kreuzifix vor und ermahnte ihn, seine letzten Gedanken auf das Leiden und Sterben des göttlichen Erlösers zu richten. Dann verließ er den Palast auf demselben Wege, den er gekommen war.

Als nach etwa Dreiviertelstunden die draußen harrende Menge wieder hereinkam, bemerkten sie, daß der König zufrieden und heiter aussah, als wäre ihm eine große Erleichterung zuteil geworden.

Am folgenden Tage schied er sanft hinüber in ein besseres Vaterland. J. W.

### Reiseabenteuer und Missionsarbeiten eines Glaubenshelden in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir zwei Tage die Annehmlichkeiten dieser Gegend genossen hatten, und uns wieder frisch und munter fühlten, brachen wir gegen Abend auf, und erreichten alsbald die große und unfruchtbare Ebene, aus welcher ganz Aethiopien seinen Bedarf an Salz bezieht. Die Hitze ist hier unerträglich, da die Sonnenstrahlen von den Bergen, welche diese Ebene von allen Seiten einschließen, mit verdoppelter Kraft zurückprallen. Die Gipfel dieser Berge sind stets in dichte Wolken gehüllt, welche sich in der Ferne wie ein großes Meer darstellen und aus dem viele Seen aufsteigen, deren Wasser sich in zahlreichen Fällen über die Ebene ausbreitet und durch die Sonne zu Salz verdichtet wird. Selbst in den Spalten des Gebirges findet man überall schwarzes Salzwasser, welches sich in größeren oder kleineren von der Natur selbst gebildeten Gruben oder Lachen sammelt, und wir bemerkten im Vorübergehen in den Felsen unterirdische Gänge und Kanäle, welche großartigen, von Menschenhänden geschaffenen Wasserleitungen glichen. Man begegnet hier stets abessinischen Karawanen, welche Salz holen, um es nach allen Ländern Aethopiens zu bringen; kein Wert steigert sich mit der Entfernung vom Fundorte und in manchen Gegenden wird es mit Gold aufgewogen. Da man der ununterbrochenen, fortbauenden,

übermäßigen Hitze wegen nur bei Nacht in dieser unheimlichen Ebene weilen kann, so haben Unwissenheit, Furcht und Aberglaube die Bergschluchten ringsum mit Geistern bevölkert, welche in den verschiedensten Gestalten erscheinen und die Reisenden, indem sie dieselben bei ihrem Namen rufen, auf Irrwege locken. Der maurische Hauptmann, welcher uns führte, erzählte uns eine Reihe solcher Geistergeschichten mit feierlichem Ernst und beteuerte, daß vor nicht langer Zeit einer seiner Knechte auf diese Weise verschwunden sei. Wahrscheinlich fiel er in die Hände der Gallas, welche an diesen Salzgruben umherzweifen, um die Handelsleute auszuplündern und zu ermorden. Da es bereits Nacht geworden war, als wir die Reise durch die Salzebene antraten, zeigten unsere Führer einige Unruhe über die Richtung, welche sie einzuhalten hatten, und faßten erst nach längerer Beratung, bei welcher sie auf einige in der Nacht kaum erkennbare Salzhaufen Rücksicht nahmen, einen festen Entschluß. Wir machten nur dreimal Halt, um ein wenig auszuruhen und die Kamele zu füttern und schritten in unserer Angst so rasch voran, daß wir bei Tagesanbruch die verrufene Salzebene hinter uns hatten.

Der Weg, worauf wir uns jetzt befanden, war übrigens noch weit beschwerlicher, denn er bestand aus schwarzem und so spitzigem Gesteine, daß es jeden Augenblick durch die Schuhe drang und barfuß zu gehen war noch weniger möglich. Dabei ängstigte uns fortwährend die Furcht vor den Gallas, welche sich, wie man uns sagte, gewöhnlich in dieser Gegend aufhielten; auch war erst vor kurzer Zeit eine ganze Karavane von diesen Unmenschen niedergemacht worden und wir sahen noch an dieser Stelle mit Entsetzen die Leichen der Erschlagenen herumliegen. Wir verweilten deshalb, so müde wir auch waren, nur kurze Zeit an einem längs eines Waldes hinfließenden, kleinen Bache und taten sehr wohl daran, denn ein uns verfolgender Haufen Gallas traf, wie uns später gesagt wurde, nur zwei Stunden nach uns hier ein. Mit Sonnenuntergang erreichten wir ein Gebirge, welches größere Sicherheit bot und übernachteten daselbst, ohne jedoch die uns sehr nötige Ruhe zu genießen, denn wir mußten gegen die maurischen Kamelführer stets auf der Hut sein, da sie nach manchen verdächtigen Aeußerungen Lust zu haben schienen, uns in der Nähe der abessinischen Grenze, bis zu welcher sie uns zu führen hatten, den Gallas, mit welchen sie vielleicht in Verbindung standen, gegen eine gute Belohnung zu überliefern. In den beiden folgenden Tagen zogen wir, Hunger und Müdigkeit vergessend, trotz des schlechten Weges und des Murrens der Kameltreiber, deren Tiere bei jedem Schritt strauchelten und öfters stürzten, unaufhaltsam voran und erreichten endlich am 17. Juni 1625 den Fuß des Gebirges Duan, welches Abessinien von dem Gebiete der Gallas und der Mauren scheidet. Hier pflegen alle Salzkarawanen Halt zu machen, um zu rasten und sich von der Angst, welche ihnen die Nachstellungen der Gallas verursachen, zu erholen. Die Bewohner des Gebirges steigen, sobald sich eine Karavane nähert, herab und helfen den Kaufleuten beim Entlasten der Kamele, wofür sie mit Brot und anderen Lebensmitteln beschenkt werden, wie wir selbst sahen, denn gleichzeitig mit uns kam eine Salzkaravane an, welche wir am Tage vorher eingeholt hatten. Die Führer der Karavane schenkten unsern Kameltreibern einige Kuchen und gaben auch mir einen solchen, den ich heimlich mit drei meiner Freunde verzehrte. Die Kuchen heißen Gurguta und werden aus einem mit kal-

tem Wasser gekneteten Teige von Korn oder Gerste gemacht. Man führt diesen Teig auf der Reise in einem ledernen Beutel mit sich, wirft, wenn man Lust dazu hat, einen zwei Fäuste dicken Klumpen in kochendes Wasser und läßt ihn wieder kalt werden. Ich fand diesen Kuchen so schmackhaft, daß ich mir zwölf Stücke, jedes zu 30 Glasforallen, kaufte. Später verlangte ich noch einige, da ich aber einen geringeren Preis ansetzte, gaben sie mir kleinere, tauschten sie jedoch, als ich mich darüber beklagte, gegen weit größere um. Ich wurde indessen für meine Unzufriedenheit bestraft, denn als wir diese Kuchen verzehren wollten, zeigte es sich, daß ich statt der Kuchen nur große, mit einem dünnen Teig überzogene Steine besaß. Wir würden über diesen Schelmenstreich gelacht haben, wenn uns nicht zugleich nach dem Genuße der Steinrinde eine ängstigende Uebelkeit befallen hätte. Diese verschwand jedoch alsbald wieder und wir überließen uns, da wir uns jetzt in Sicherheit und in einer herrlichen, mit gutem Trinkwasser im Ueberflusse versehenen Gegend befanden, gleich den Leuten der Salzkarawanen, einer ungetrübten Freude; einige von uns zerstreuten sich sogar in den nahen Wald, um den lieblichen Gesang uns völlig fremder Vögel zu hören und die zahlreichen Affen zu necken, welche ohne Scheu zu uns kamen und erst die Flucht ergriffen, als wir eine Musquete abfeuerten.

Da der Portugiese Nogueira uns schon am Hofe des Königs von Dancali mitgeteilt hatte, daß mehrere unserer Landsleute uns bis zu dem Gebirge Duan entgegen kommen wollten, so schickten wir, sobald wir am Fuße desselben angekommen waren, einen Boten voraus, um Kundschaft einzuziehen. Dieser kehrte schon in der nächsten Nacht mit der angenehmen Nachricht zurück, daß unser Ordensgenosse, Manoel Baradas, mit einem Neffen des Negus und dessen Gefolge uns an einem etwa noch vier Meilen entfernten Orte erwarte.

(Fortsetzung folgt.)



Oberemmel, 80 M. — E. B. Sch. 10 M. — St. H. M. 51. Messen können noch nicht angenommen werden. — S. A. B. Brief erh. und besorgt. — Grünstadt, Opfer erh. — R. B. M. 30 M. — Altötting, L. B. Brief und Opfer erh. — Jam. H. A. 50 M. erh. — Hildesheim Nr. 2000, Sendung nach Angabe verw. — Traunstein, L. B. 20 M. — Neustadt, 200 M. erh. — Schwarzward, Brief mit 170 M. erh. — Oberhaar, Th. K. wird alles besorgt. — Maierhof, L. S. Miss. Alm. erh. — Neustadt a. S. 10 M. Miss. Alm. — ;Rechtersheim, 30 M. — Steinbach, 10 M. Alm. Betrag für ein Heidenkind ist 50 M. — Nesselwang, 20 M. — U. W. D. 50 M. nach Angabe verw. — München — An „Patrona Bavariae“. A. S. L. 50 M. erh. — F. B. 20 M. erh. Ihre beiden Sendungen vom Herbst und Frühjahr sind anscheinend verloren gegangen. Wir quittieren im Briefkasten nur auf dringendsten Wunsch. — C. H. Schwerte. Reiche Arbeit im Dienste der Mission kann Ihnen von der Vertretung zugewiesen werden. — Ang. 100 M. als Dank für Befreiung von schwerem Seelenleiden. — Ossig, 76 M. Miss. Alm. von Ossiger Wallfahrern. — R. St. St. erh. — G. E. Mörschwil, erh. und besorgt. — Heidenkinder und Ant. Brot sind teils als Dank, teils als Bitte eingegangen: Waltes, 5 Hdt. — Maßlach „Anna“. — Allersheim, 1 Hdt. — F. in S. Ant. Brt. — Bobingen, 1 Hdt. — S. E. i. R. 2 Hdt. — R. N. „Ottilia“. — Zell, Josef und Maria Antonia“. — Rot, 50 M. Ant. Brt. — Wasserlosen, 10 M. Ant. Brt. — Rieden, „Josef und Maria Josefine“. — Zernath, 30 Fr. — „Angela“ und Antoniusbrot. — R. N. 25 Fr. „Fridolin“. — Gammiswald, 8 Fr. Ant. Brot. — Hohenreichen, „Leonhard.“ —

Wiekede, „Augustinus.“ — Elberfeld „Jakob und Johanna.“ — Aus d. Walde, 20 M. Ant.-Brot. — Aitrang, M. T. Ant.-Brot. — Hauendorf, 55 M, 1 Hdt. — R. E. Binzen, „Bruno und Judas Thaddäus.“ — Obersteinbach, „Jofef.“ — R. B. G. 25 Fr. „Antonius.“ Zollewente, 5 M. A.-Brot. — Reifelingen, „Katharina.“ — Frichhofen, 1 Hdt. — Herbolzheim, M. A. 20 M. Ant.-Brot. — Munweiler, „M. A. Theresia und Jofef“ und M.-Alm. — Ung. 100 M. Ant.-Brot. Aachen, 21 M, Hdt. — Neuwied, „Paul.“

### Dankfagungen.

Suzisfried (Dank für erlangte Hilfe in einem schweren Anliegen. Buffalo (Dank dem hl. Jofef für erhaltene Gnaden). „Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Jofef und Antonius für glückliche Heimkehr eines Kriegers, Genesung aus sehr schwerer Krankheit, für glücklichen Vorübergang einer schweren Sünde, für Erhöhung in einem großen Anliegen.“ Bidingen: (Der hl. Jofef hat die Sache zum besten gewendet). Kaiserswerth: (Dank der lieben Himmelsmutter und dem hl. Jofef für ihre Hilfe in so mancher Not und Bedrängnis). Str.: (Dank für Befreiung von Herzleiden). „Dank für Befreiung von einer bösen Gerichtssache, in die ich durch meinen Leichtsinns geraten.“ Ayl: (Dank für gewährte Hilfe in Krankheit). „Dem hl. Jofef sage ich hiemit Dank für seine Hilfe bei der Geburt meines ersten Kindes.“ „Dank dem hl. Jofef und der lb. Mutter Gottes für glückliche Wiederkehr meines Bruders aus dem Kriege.“ Niederjessenberg: (Dank für Hilfe in einem bestimmten Anliegen). „Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Jofef und Antonius für Hilfe in einer Wohnungsangelegenheit.“ „Dank für die Gnade einer glücklichen Standeswahl.“ Rodheim: (Dank dem göttlichen Herzen Jesu und der lb. Mutter Gottes für Genesung eines schwerkranken Kindes). „Geholfen wurde durch anhaltendes Gebet zum göttlichen Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Jofef und Antonius und die armen Seelen.“ „Dank für erlangte Hilfe in langer Krankheit und hartnäckiger Venenverstopfung.“ „Durch Anrufung des göttlichen Herzens Jesu, der lb. Mutter Gottes, des hl. Jofef und Antonius ist mir in einem schweren Anliegen schnell geholfen worden.“ „Nach Abhaltung einer Novene zu Ehren des hl. Antonius Hilfe erlangt.“ „Durch die Fürbitte des hl. Jofef haben vier Familien in schwerer Bedrängnis Hilfe gefunden.“ Inniger Dank dem hl. Jofef, Antonius und Judas Thaddäus, auf deren Fürbitte hin mir in schwerem Anliegen geholfen wurde. „Tausend Dank dem hl. Jofef für Befreiung von schwerem Herzleiden.“ „Gott sei Lob und Preis für wiedererlangte Gesundheit.“ Creek, Ohio (Dank dem hl. Herzen Jesu für Verhütung einer Operation). Nesselwigh (Dank für Bewahrung vor einem schweren Uebel). Hindenburg: (Dank für wiedererlangte Gesundheit eines schwerkranken Kindes). „Nach einer Novene zum hl. Judas Thaddäus und zum hl. Jofef in einem geschäftlichen Geldanliegen am 10. Tag wunderbar erhört.“ „Dank für Hilfe in einer Prozesssache.“ Freiburg (Dank für Heilung eines Soldaten von schwerer Lungen- und Rippenfellentzündung). Mannheim: (Dank für glückliche Niederkunft). München: (Inniger Dank für Hilfe in einer Familienangelegenheit). „Inniger Dank d. hl. Jofef, d. hl. Judas Thaddäus, Franz Xaver und der kleinen Theresia vom Kinde Jesu für auffallende Hilfe in Erlangung einer sicheren Stelle als Lehrerin.“ Cronheim (Dank dem hl. Judas Thaddäus für erlangte Hilfe bei Viehseuche). Baden (Dank für Hilfe in verschiedenen Anliegen, besonders in einem recht schwierigen Falle). Bidingen (Dank für Hilfe in schwerer Not). „Dank dem hl. Jofef für mehrmalige Hilfe in schweren Anliegen.“ „Auf die Fürbitte des hl. Jofef wurde mein Stall vor Unglück bewahrt.“ „Dank dem hl. Jofef und Antonius für Genesung meines Mannes von Grippe und Lungenentzündung.“ „Dank dem hl. Jofef und Antonius für wider Erwarten schnelle Hilfe in einer Familienangelegenheit.“ „Mein einziges Kind war dem Tode nahe. Der Arzt hatte es ganz aufgegeben. Da es gerade Mai war, flehte ich zur Marienkönigin und versprach das Kind ihr zu weihen und zum Marienkinde zu erziehen und ein Heidentkind loszukaufem, wenn es wieder besser würde. Und siehe, das Kind, dem schon die Sterbefeger brannte, wurde plötzlich wieder besser und ist jetzt wieder gesund und wohl. Innigen Dank der Himmelskönigin!“ „Innigen Dank dem hl. Herzen Jesu und der lb. Mutter Gottes und dem hl. Jofef, daß mein Mann die Fachprüfung mit gut bestanden hat. Weinarten: Für glückliche Heilung einer schweren Verwundung. Mendt: Betrag als Dank für Bewahrung vor Viehseuche erhalten.

Oberpleichfeld: Dank und Bitte um weitere Hilfe. — „Dank dem hl. Jofef und Wendelinus für Bewahrung vor Unglück im Stall.“ — „Dank dem hl. Antonius und Jofef für erlangte Hilfe und Abwendung von großer Gefahr und Befreiung von einer lästigen Zwangsvermietung.“ — „Dank der lieben Frau von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Jofef und dem hl. Antonius für erlangte Hilfe in schwerem Anliegen.“ — „Dank für Hilfe in einem schweren Anliegen, in dem es sich um den Verlust der Ehre handelte.“ — „Ich bin in meinem verzweifeltsten Anliegen, wo mir niemand mehr helfen konnte, auf die Fürbitte der Mutter von der immerwährenden Hilfe nach vorausgegangener Novene sowie Versprechen zweier Heidentkinder erhört worden.“ — „In großer, schwerer Not haben wir unsere Zuflucht zum hl. Jofef und hl. Antonius genommen. . . Die Hilfe kam. Nächst Gott tausend Dank diesen beiden großen Heiligen für ihre mächtige Fürbitte.“ — „Dank für Erhöhung in einem sehr schwierigen Existenzanliegen.“ — „Tausend Dank dem hl. Jofef und Antonius für Hilfe in einem besonderen Anliegen.“ — „Dank dem hl. Antonius für rasche Heilung eines Kindes und Bewahrung vor Anstufung.“ — „Dank der lieben Muttergottes, dem hl. Jofef und dem hl. Antonius für Ablegung einer guten Beichte, Wiedererlangung verlorener Sachen und Bewahrung vor Unglück im Stall.“ — „Auf die Fürbitte des hl. Antonius hat uns Gott den langerlebten Knaben geschenkt.“ — „Dank dem hl. Jofef und der schmerzhaften Muttergottes für Hilfe in einer Hauskaufangelegenheit.“ — „Den armen Seelen und dem hl. Wendelinus sei innigster Dank gesagt für Bewahrung vor Unglück im Stall.“ — „Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lieben Muttergottes, dem hl. Antonius und dem hl. Jofef für Erleichterung in schweren Gewissenszweifeln.“ — „Dank dem hl. Jofef, dem hl. Antonius und der lieben Muttergottes für Heilung von einer langwierigen, schmerzlichen Krankheit.“ — „Dank dem hl. Herzen Jesu, der lieben Muttergottes, dem hl. Jofef und dem hl. Antonius für Besserung in einem schweren Unterleibsleiden.“ — „Dank für Hilfe in einem schweren Seelenleiden.“ — „Dank für Erlangung einer guten Stellung.“ — „Dank dem hl. Antonius für Wiedererlangung einer auf der Weide abhanden gekommenen Kuh.“ — „Dank dem hl. Jofef und der lieben Muttergottes für schnelle Hilfe in Krankheit.“ — „Dank dem hl. Jofef und der lieben Mutter Gottes für schnelle Hilfe in Krankheit.“ — „Dem hl. Jofef und Antonius sei Dank gesagt für Erhöhung in einem großen Anliegen.“ — „Tausend Dank dem hl. Jofef für seine große Hilfe in einem Anliegen.“

### Dank und Bitte.

Willisau, Galgenen, Lenz, Tscherslach, Walljellen, Einjedeln, Reiden, Uffhusen, Tuggen, Wil, Mühlebach, Zugwil, Gossau, Ottinghausen, Zürich, Appenzell, St. Gallen, Kradoff, Petersthal, Biesingen, Löffingen, Bütthard, Eggsham, Anzhurst, Höfen, Kronheim, Pfensbach, Belleim, Semhofen, Oberkirch, Augsburg, Schlierstadt, Rughloch, Willenreuth, Obertringen, Untertürkheim, Humprechtshausen, Frechenrieden, Hambrüden, Mengen, Kaufbeuren, Moosbürg, München-Giesing, Brud, Eggolsheim, Tauberreitersheim, Hopferstadt, Bobenheim, Geismar, Uffhusen, Lautenbach, Lottman, Königshofen, Allersheim, Würzburg, Stühlingen, Bräunlingen, Wolfshausen, Grettstadt, Grestrath, Kaiserswerth, Limburg, Coblenz-Neuendorf, Osterath, Walbed, Braunschhausen, Cronau, Selm, Vanikum, Eilendorf, Nientert, Düsseldorf, Dentlingen, Waltrop, Essen-Bredenen, Bumbauer, Balesfeld, Wattenscheid, Heßler, Bewath, Niederwenigern, Hindenburg, Hermannsdorf, Arkhofen, Frankfurt, Oberroth, Ettlingen, Landstuhl, Grünstadt, Frohnstetten, Sulz, Göggingen, Waltershofen, Schlier, Erzingen, Oberhofen, Salach, Bobenheim, Bidingen, Steinstadt.

### Gebetsempfehlungen.

Mehrere Augenleidende. Erfüllung eines Herzenswunsches. Erlangung einer Dienstwohnung. Für einen vermählten Sohn. Schweres Familienanliegen. Schwere Krankheit und bevorstehende Operation. Für eine kranke Tochter. Um Befreiung einer Familie. Um Hausfrieden. Für die im Krieg Verstorbenen. Hilfe in einem großen Anliegen. Heilung von schwerem Nervenleiden. Erlangung der Arbeitsfähigkeit. Bewahrung vor Unglück im Stall. Sinnesänderung bei Kindern, die ihre religiösen Pflichten nicht mehr erfüllen. Um Besserung eines ungeratenen Sohnes. Um glücklichen Erfolg im Studium für einen

Priesteramtskandidaten. Erwekung von Priester- u. Missionsberufen. Um glückliche Standeswahl. Ein wichtiges Familienanliegen. Um glückliche Berufswahl eines Studenten. Eine Familienangelegenheit. Eine schwerkrante Missionsförderin. Ein augenkrankes Kind. Um Sinnesänderung eines Jünglings. Um Klosterberuf.



Sebastian Stok, Sillertshausen. Anna Kolnberger, Götting. Josef Wolf, Sinning. Peter Zins, Schwanden. Monika Ketterl, Angering. Elisabeth Schropp, Großaitingen. Josefa Böck, Hopftrau. Josefa Ruile, Reibergreuten. Karl Ludwig, Marbach. Maria Heim, Steinau. Philomena Soltner, geb. Schott, Wittelsheim (D.-E.). Ignaz Hemmerich, Brühl. Josef Schmitt, Munweiler. Theresia Cloos, Uttenweiler. Emil Courtot, Grajenstaden U. E. Maria Ditter, Pülfingen. Barbara Fleischhut, Augsburg. Maria Keißl, Weichs. Theresia Leopold, Wallerstein. Albert Antony, Wingenheim. Leonhard Gassert, Großschachen. Karl Kerber, Stadtpfarrer, Landau. Anna Roimer, München. Johann Kraus, Hundsbach. Juliana Rüttiger, Frauenroth. H. H. Pfr. Birk, Stetula. Georg, Gajmann. Jean, Fehr, Marie Ursula Wespieser, Katharine Hanfer, Agatha Fischer, Jean Helbert, Sidor Seiter, in Rantswiller D. E. Franz Knopf, Altschweier. Josef Schmitt, Munweiler. Afra Egelhofer, Trüdingen. Josef Martin, Freiburg. Schwester Gräpeta, München. Theresia Spitz, Kollnau. Anna Wagner, Oberstdorf. Ignaz Scheuermann, Prof. a. D., Neuburg. Johann Schlachter, Tannau. Viktoria Hueber, Heimenkirch. Jakob und Maria Leidner, Mannheim. Anna Kunigunda Haas, Zaubenberg. Joh. Georg Neuner, Oberallsfeld. Maria Fritsch, Baden-Baden. Rosa Heinlein, Langendorf. Lina Mayer, Steinensfeld. Joh. Reicher, Greding. Pfarrer Rorbiniian Wernld, Hartkirchen. Ferdinand Wieser, Hausham. Maria Schuegraf, Waldmünchen. Sophie de Dephose, Gundershofen. Barbara Fuchs, Gundershofen. Walburga Berger, Laudensberg. Margareta Dörfler, Rettern. Franziska Reichberger, Wallerstein. Frau Schindler, Ottersweier. Heinrich Borgmann in Münster. Wwe. Anton Ripper in Schauern. Frau Auguste Kfinde in Dresden. Johann Dulisch in Essen. Frau Wwe. Peter Huth in Godesberg. Josef Schroeder in Piffingen. Peter Schmittgen, Herm. Josef Altermann, Niederzissen. Ehrw. Sr. Maria Wymann, St. Andreas, Sarnen. Frau Birrer, Luzern. Ehrw. Sr. M. Lina Müller, Jngenbohl. Gustav Riegg, Benfen. Johann Herzog, Gachnang. Frau Balbina Bollhalber, Unterwasser. Ww. Bischof, Hl. Kreuz. Alois Seiler, Mühlebach. Karolina Niederer. Hochw. Sr. Stefan Desch, Ragaz. Frau Helene Geeltinger, Zürich. Alois Brühwiler, Ruzwil. Frau Gähler, Basel. Philomena Hammel, Kleinlühel. Heinrich Bramkamp in Essen. Frau Knopf in Boshum. Frau Johanna Boramann in Dinklage. Frau Peter Piffch in Pommern a. d. Mosel. Frau Biette in Champagne. Fr. Händrien Vogt in Crefeld. Agnes Kreuzer, Fischeln. Frau Gertrud Blömer in Köln-Lindenthal. Frau Ferd. Borgmann in Dinklage in Oldenburg. Frln. Agnes Kreuzer, Fischeln. Frau Mathias Arians, Walbed. Frln. Kath. Arians, Walbed. Frln. Maria Willenborg, Brünne b. Dinklage. Johann Janzen, Walheim. Odilia Schulte in Düren. Josef Jörden in Coesfeld. Frau Anna Maria Waldheim in Ader (Eichsfeld). Hermann Ferbahl, Epe. Ww. Michael Dillingen in Bernkastel. Hubertine Kohl in Nachen. Johann Peter Schneider, Deverich. Hochw. H. Pfr. Pieper, Geseke. Anton Schomer, Wawern. Leonhard Becker und Susanna Becker, Burbach. Jungfrau Maria Bruch, Ober Netphen. Johann Bössen, Lanf, Latum. Otto Reifener, Fleu. Kaspar Heinrich Fischer, Fleu. Sophie Jänniches-Baumann, Duisburg. Peter Bagnerowsky, Würjelen. Klara Kohler, Barmen. N. Knievel, Essen. Annes Bürgerhausen, Nachen. H. Arlinghaus, Langwege I. Maria Moll, W. E. H. W. Reuterger, Christian Schmitz in Heppendorf. Kaver Wichmann, Sögel i. Hannover. Frln. Agnes Schulte, Beisinghausen. Herr P. W. Kuland in Winden. Johann Bössen in

Lauf. Maria Bruch in Ober-Netphen. Heinrich Müller, Gertrud Meßger, Ursula Langen, Anna M. Dreßmann. Ww. Nikol. Jänniches in Duisburg-Ruhrort. Postverwalter Bollstadt, Billmar. Peter Bagnerowsky in Würjelen. Sofia Jänniches geb. Baumann in Duisburg-Neudorf. Apotheker Adolf Hopmann in Ahaus i. W. Hochw. Herrn Pfarrer Pieper in Geseke i. W. Klara Ködler in Barmen. Frau Jakob Derkum in Uerdingen. Frln. Agnes Bürgerhausen in Nachen. Herrn Hermann Arlinghaus in Langweg I i. D. Frau Kath. Förstl, Siegenburg. Josefa Zimmerer, Benediktbeuren. Elise Häusler, Lam. Monika Hoß, Eglham. Jgn. Rahm, Sondernau. Kunigunda Dittmann, Würzburg. Marg. Kemmer, Untermittighausen. Maria Schaefer, Dingelstädt. Wwe. Marg. Stein, Stertrade-Holten. Johann Dulisch, Essen. Hermann Flötgen, Bottrop. Maria Ache, Trebnitz. Schulschwester Duz, Cornelmünster. Maria Ache, Trebnitz. Schulschwester Mechtildis Lauffer in Breslau. Herrn Neß, Derlfon. Herrn Büttler, Mümliswil. Berta Schmutz, Frauenfeld. Micheline Stoffel, Bisperterminen. Josefina Strinmann, Ruswil. Ehrw. Sr. M. Proba Gehrig. Carl Friedrich Kiefer, Schaffhausen. Maria Agatha, Schmid, Ramsen. Moritz Zeiter, Bisperterminen. Cäcilia Baumann, Altdorf. Johann Ernst, Wärenlos. Hochw. P. Benedikt D. Cap. Altdorf. Max Planzer, Schattdorf. Peter Haas, Courmoen. Clara Meister, Farmer-J. Dal. Leo Staus, Detroit-Mich. Gertrud Bath, Buffalo-N. Y. Maria Busch, Cincinnati-Ohio. Rev. John C. Walleser, Walker-Kans. Elisabeth Stuckart, Raymond-Doma. Rose Feilen, Paul-Nebr. Jakob Gresl, Andala-Kans. Michael Ehel, New Haven-Conn. Miß Marg. Bertes, Milwaukee-Wis. Felix Meßger, Fort Newbern-Ohio. Mis Mary Sewald, Buffalo-N. Y. Mis. E. Gollwitzer, Buffalo-N. Y.

Das Bergisheimnicht muß auch diesesmal wieder in Doppelnummer erscheinen wegen der hohen Papierpreise.

### Missionsbrüder

Jünglinge von 15—35 Jahren, die sich als Brüder dem Dienste Gottes in der Mission widmen wollen, mögen sich melden bei

Hochw. P. Superior,  
Mariannhilfer Missionshaus St. Paul  
Post Arcen, Holland.

Wer die Mission unterstützen will, der sammle Briefmarken!

### Empfehlenswerte Bücher.

Mehr Priester für das Heil der Welt! Ein Aufruf zur Wehrung und Förderung der Priesterberufe für Heimat und Mission. Von P. Hermann Fischer. S. B. D. Verlag: Missionsdruckerei Bad Driburg i. W. Ein goldenes Buch, dessen weiteste Verbreitung zu wünschen wäre. Im 1. Teil zeigt der Verfasser dem Leser in herrlicher Ausführung das Großartige des kathol. Priestertums, die heiligen und hohen Aufgaben desselben. Im 2. Teil wird uns ein tiefer Einblick gewährt in den bestehenden großen Priesterangel. Im 3. Teile erdlich wird die Frage gelöst, wie die Zahl der Priester vermehrt werden könnte. Herrliche Gesichtspunkte werden da geboten. Eltern und Erziehern, Priestern und Kandidaten des Priestertums kann dieses Büchlein aufs wärmste empfohlen werden.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

# Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtlicher Bruderkonkurrenz und Genehmigung der Ordens-Obern.  
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Paps Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und  
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission  
in Würzburg, Pleicherring 5.

38. Jahrgang.  
Nr. 11/12.

Erscheint monatlich  
u. kostet pro Jahrgang  
5 Mark,  
wenn dasselbe von  
unsern Beförderern  
bezogen wird.

Bei Einzelbezu-  
gung erhöht sich der Preis  
um den Betrag des  
Portos, also auf  
6.20 Mark.

Heberzahlungen im  
Interesse der Mission  
sind willkommen.

Probenummern gratis.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleichzeitig  
ein gutes Werk zu  
Gunszen der armen  
Heiden in Afrika.

Bestellungen auf das  
Vergißmeinnicht ge-  
hen am einfachsten  
auf dem Abschnitt der  
Zahlfarte oder  
Postanweisung.

Postfach-Konto  
Nürnberg Nr. 194.



Würzburg  
Nov./Dez. 1920

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift wird  
nur für Missions-  
zwecke, für die  
Ausbreitung unserer  
heiligen Religion ver-  
wendet, weshalb  
der hl. Vater Pius X.  
zu wiederholtenmalen  
allen Wohltätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Für die Abonnenten  
des Vergißmeinnicht  
als Wohltäter unserer  
Mission werden täg-  
lich in der Kloster-  
kirche zu Mariannhil  
2, oft 3 hl. Messen  
gelesen.



Gnadenreiche Weihnachten!

## Weihnachten.

Horch, himmlische Lieder  
Santf tönen hernieder  
Und klingen fo fröhlich  
Auf Bethlehems Flur.  
Welch' wunderbar Warten  
Viel Engegeftalten  
Verkünden die Nähe  
Des Herrn der Natur.

Die Engel bejchereu  
Dem König der Ehren  
Im Jubelgefange  
Den lauten Tribut.  
Verkünden den Frieden  
Den Menschen hienieden,  
Die gläubig und fromm find  
Und willig und gut.

O kommet doch alle  
Nach Bethlehems Stalle,  
Betrachtet anbetend  
Das göttliche Kind!  
Es will uns erlöfen  
Vom Joche des Böfen  
Daß Jeder die Freiheit  
Und Freude gewinnt.

### Ewige Profefz in Mariannahill.

Von Br. Othmar Hayder, R. M. M.

Unfer diesjähriges Ordensfeft Peter und Paul wird für manchen der Kloftergemeinde ein denkwürdiger Tag bleiben. Es legten an diefem Fefttag in Mariannahill zwölf Brüder ihre ewigen Ordensgelübde ab. Unfer Miffions-Orden hatte feine Satzungen dem neuen Kirchenrechte anzupaffen und dementsprechend dauern die zeitlichen Gelübde drei Jahre und können höchstens auf sechs Jahre verlängert werden; nach altem Gebrauch waren hiefür zwölf Jahre vorgefehen. Für die betreffenden Brüder war das längfte Zeitmaß, sechs Jahre, schon verfloffen.

Auf diefen entscheidenden Schritt hatten fie fich durch achttägige hl. Exerzitien vorbereitet, welche von unferm Hochw. P. Superior, P. Hermann Arndt, geleitet wurden. Diefe Vorbereitung begann am 21. Juni, dem Feſte des hl. Aloyſius und konnten wir uns diefen Jugendpatron und Mufter der inneren Sammlung und des Gebetes als unfern Exerzitienpatron erwähnen. Nebft den üblichen erften Betrachtungen des hl. Ignatius über Berufung und Ziel des Menschen, jowie über die hl. Ordensgelübde hat unfer Hochw. P. Exerzitienmeister es auch beſonders verſtanden, uns Brüder für unfern ſchönen hl. Stand zu begeistern.

In ſeinen Betrachtungen ſtellte er uns den göttlichen Heiland vor als unfer Mufter und Beiſpiel, wie Er in Seinem verborgenen Leben im ſtillen Hauſe zu Nazareth durch Seine Demut und vollkommenen Gehorſam uns eine Lehre gab und wie auch der göttliche Heiland durch Seiner Hände Arbeit die Arbeit geſegnet und geheiligt hat. Der göttliche Heiland hat auch in Seinem verborgenen Leben viel gewirkt, ebenſo können die Brüder in ihrem Verufe viel zur Ehre Gottes und zum Wohle der Miſſion wirken. In Seinem öffentlichen Leben zeigte Er uns auch, wie wir mit der Außenwelt verkehren ſollen, wenn es unfer Beruf fordert.

Alsdann zeigte unfer geiſtlicher Führer uns den göttlichen Heiland am Delberge, da Er freiwillig aus Liebe zu uns ſich binden läßt und ſich für uns opfert. Ebenſo ſind auch wir nun im Begriffe, uns freiwillig aus Liebe zum göttlichen Meifter mit Seinen Banden binden zu laſſen und Ihm uns ganz zu opfern bis zum Tode. Hochw. P. Superior ermahnte uns, daß wir rückhaltlos uns zum Opfer bringen, da der göttliche Heiland ſich

nicht übertreffen läßt und es mit überreichen Gnaden erwidert. Er gab uns noch einige Mittel an, um im Guten ſtandhaft zu verharren. Es ſind: innige Verehrung des heiligſten Herzens Jeſu, des hl. Geiſtes, der allerſeligſten Jungfrau Maria. Dieſe achttägige gänzliche Zurückgezogenheit war überaus ſtärkend und ermutigend fürs künftige geiſtliche Leben.

Endlich war der große Freudentag, das Feſt der Apoſtelfürſten Petrus und Paulus herangerückt. Der Beginn des Tages nahm ſeinen gewöhnlichen Verlauf; bei der erſten hl. Meſſe ging die Brüdergemeinde wie immer zur hl. Kommunion. Beim Glockenzeichen zur zweiten hl. Meſſe um ſieben Uhr nahmen die Profefzandidaten ihre Plätze im Presbyterium ein. Gleich nachher trat der Hochwürdigſte P. General mit einfacher Miniſtratur und bekleidet mit dem Pluviale an den Hochaltar und ſtimmte das „Veni Creator Spiritus“ an. Nach beendigtem Geſang hielt derſelbe vom Altare aus eine Anſprache. In ſeinen Ausführungen wurden wir nochmals ermahnt zur treuen Beobachtung der hl. Ordensgelübde, der Armut, Keuſchheit und des Gehorſams und als herrliches Beiſpiel des Opfergeiſtes wurden die Apoſtelfürſten zur Nachahmung vor Augen geſtellt.

Nach dieſer belehrenden Anſprache begann der Hochwürdigſte P. General-Superior die hl. Meſſe, welche er für die neuen Profefſen zelebrierte. — Die hl. Handlung iſt vorüber. Der Celebrant hat das hl. Blut getrunken, das Confiteor iſt gebetet, die Abſolutionsworte ſind geſprochen. Vier Brüder treten vor an die Stufen des Altares. Nun kommt die ſo einfache und doch ſo tief feierliche Handlung. Ein jeder der Kandidaten hält ſein ſelbſt geſchriebenes und unterzeichnetes Profefzformular in gefalteten Händen. Der Hochwürdigſte P. General mit dem Leib des Herrn in der Hand tritt vor den erſten Bruder, der nun im Angeſichte des göttlichen Heilandes ſeine Profefz ablegt und ſich dem Herrn für immer weiht. Den Bund mit dem göttlichen Heiland beſiegelt der Profefſe dadurch, daß er Ihn gleich darauf in der hl. Kommunion in ſein Herz aufnimmt. Der erſte Bruder geht zurück an ſeinen Platz, ſo folgt der Zweite, Dritte, bis zum Jüngſten. Als Schluß der Feier wurde nach der hl. Meſſe das „Te Deum“ geſungen, das in der ganzen Kirche widerhallte. Nun können wir mit frohem Herzen ausrufen:

„Dem Herrn sei unser Leben, Ihm sei es geweiht,  
Dem Herrn soll es bleiben in Ewigkeit!“  
Die Glücklichen, welche sich an diesem Tage durch die

Br. Marcellus Walf von Neu-Ulm a. D., Bayern  
Br. Theodor Karolczak von Chrzostowo, Br. Posen.  
Br. Dismas Oberst von Elmspan, Baden,



**Weihnachtsmorgen.** Nach dem Gemälde von Ferdinand Brütt.  
Photographieverlag der Photographischen Union in München.

Seite.

hl. Josef Gott dem Herrn zum Opfer gebracht haben.  
sind folgende:

Br. Ghazinth Jazonas von Wadokly, Litauen-Ruß-  
land,  
Br. Venantius März von Holz, Luxemburg,  
Br. Siegfried Scheipers von Braubauerschaft.

Br. Gerekin Mitz von Lindenberg i. Allgäu,  
Br. Deokar Beck von Weingarten, Württemberg,  
Br. Othmar Gayder von Altmannshofen, Würtbg.,  
Br. Paulus Leblon von Königshütte, O.-Schlesien,  
Br. Cleius Indlekofer von Erzingen, Baden,  
Br. Anaflet Mayerhöfer von Gumpen, O.-Pfalz.

Welch' übergroße Gnaden, Herzensfriede und Freude der Herr an einem solchen Tag schenken kann, läßt sich nicht ausdrücken, hat doch der göttliche Heiland gesagt: „Wer Vater und Mutter und Bruder, Haus und Hof um meinetwillen verläßt, wird tausendfältiges dafür erhalten und dafür das ewige Leben besitzen!“

Den ganzen Tag hindurch war das Allerheiligste zur Anbetung ausgesetzt; dieses war für die Glücklichen des Tages so recht geeignet, sich oft beim göttlichen Heiland einzufinden und Ihm für Seine große Liebe und die bevorzugte Gnade, die Er ihnen an diesem Tage gewährte, von Herzen zu danken, für eigne und fremde Anliegen, für die hl. Kirche, die Mission, die Obern, die teuren Angehörigen in der Heimat, die Wohltäter und unser Vaterland zu bitten.

Um halb 10 Uhr war ein levitiertes Hochamt, wobei der Brüder-Gesang-Chor unter Leitung des Hochw. P. General-Sekretär, P. Willibrord Binder, eine vierstimmige Messe zum Vortrag brachte. Der Hochaltar war an diesem Tage aufs schönste geschmückt und abends beim sakramentalen Segen herrlich illuminiert. Zum sakramentalen Segen erklangen vom Chore schöne vierstimmige Lieder und feierlich ertönte es von den Lippen der Sänger, die am Morgen sich ihrem Heiland zum Opfer gebracht, in hl. Begeisterung:

„Dein sind wir, Herr, Dein wollen wir auch bleiben, zu eigen Dir uns neu und treu verschreiben! O, schreib uns selbst in Jesu Herz hinein, wir wollen Dein und Dein auf ewig sein!“

„O heil'ger Stand, bring du uns neuen Segen und neue Lieb', die Einigkeit zu pflegen, zu sammeln, was getrennt und was verirrt, daß bald sei eine Herde und ein Hirte!“

### Die Negermartyrer von Uganda.

Von Pf. Käufer, 3. St. St. Paul.

Unter den seligen Bewohnern des himmlischen Jerusalems verehrt unsere hl. Kirche eine sehr große Zahl, denen sie besondere Auszeichnungen, Kronen und Palmzweige zuerkennt, die sie als Sieger feiert, über deren Grabstätte sie schon vor Jahrhunderten Altäre errichtete, denen sie in ihrer Liturgie, d. i. in den Gebeten der hl. Messe und in den priesterlichen Tagzeiten einen breiten Raum gibt, — die hl. Martyrer. Welche Kinder der hl. Kirche haben Anspruch auf diesen höchsten Ehrentitel, wer kann und darf unter diese Siegerschar aufgenommen werden? Unter die hl. Martyrer rechnet unsere Kirche diejenigen ihrer Kinder ein, die ihr Leben hingaben auf das öffentliche und feierliche Bekenntnis ihres Glaubens hin oder, weil sie Gottes hl. Geheiß nicht übertreten wollten.

Diese ihre Kinder im himmlischen Jerusalem hält die Kirche höchster Ehren wert, weil sie in ihnen die treuesten Nachfolger des Ersten und des Hauptes aller Blutzeugen, des gekreuzigten Jesus, sieht. Des Heilands Todesstunde ward der Martyrer Geburtsstunde.

Der Tod eines jeden neuen Blutzeugen ist ein neuer Triumph der Kirche. Und so waren immer Verfolgungszeiten der Kirche, in denen es viel Martyrer gab, Zeiten des Wachstums und der Blüte des Gottesreiches auf Erden. Oft konnte das Evangelium erst dann in neues Erdreich verpflanzt werden, wenn der Boden mit Martyrerblut begossen war. In den Werken des hl. Kirchenlehrers Hilarius ist dies an einer Stelle sehr schön ausgesprochen: „Das ist eigentümlich bei der Kirche, daß sie dann siegt, wenn sie Wunden erhält.

... dann reich wird, wenn sie verlassen dasteht, dann blüht, wenn sie entblättert wird, dann wächst, wenn sie zu Boden gedrückt wird, dann am festesten steht, wenn sie überwunden scheint.“ Nach erfolgtem Siege schaut die Kirche ihre Martyrerfinder als die Seelen, die unter dem Altare des Lammes geborgen sind.

Das Martyrium für den heiligen Glauben ist ein Beweis für die göttliche Stiftung und Leitung der Kirche. Wenn man die große Zahl der hl. Martyrer, zu der jedes Volk, jedes Alter, jede Zeit, jedes Geschlecht eine unangebbare Zahl stellt, betrachtet, so kann diese Erscheinung ohne Eingreifen einer höheren Macht nicht erklärt werden. Bedenkt man weiter die furchtbaren Martern und Peinen, deren Nennung und Aufzählung uns schon mit Entsetzen erfüllt, die seelischen Erquickungen (Eternliebe, Kindesliebe, jugendliches Alter), unter dem die Martyrer standen, so wird uns das alles ohne einen Blick nach oben ein unlösbares Rätsel bleiben. Die hl. Martyrer sind und bleiben ein herrliches Zeugnis für die Göttlichkeit der Lehre Christi bis an die Grenzen der Erde, bis an das Ende der Zeiten. Das sind die Edel Früchte des hl. Evangeliums. Eine solche Selbendar in neuester Zeit sehen wir in den Negermartyrern von Uganda.

Uganda ist ein ganz kleines Land im mittleren Ostafrika mit eigenem König. Dahin brachten erstmals die Weißen Väter vor etlichen Jahrzehnten das Licht des Glaubens, nachdem ihnen das Apostol. Vikariat des Ober-Nil vom Heiligen Stuhl im Jahre 1878 übertragen war. Hier vollendeten 8 Jahre später, im Mai 1886, 22 Negerknaben, die alle ein halbes Jahr zuvor (November 1885) die Taufe empfangen hatten, ein bewundernswertes Martyrium, das, wie die „Acta Apostolicae Sedis“ sich ausdrücken, dem der altchristlichen Glaubenshelden Nordafrikas gleichkommt, ja sogar, da sie ein Doppelmartyrium um die Keuschheit und ihren Glauben vollendeten, an die hl. Agnes erinnert.

Die Anfänge der Missionierung unseres Martyrlandes waren, wie so oft, vielversprechend. Selbst der König Mteja war der Mission gewogen. Allein die böse Macht, die nun einmal in der Welt da ist, läßt sich nicht so leicht verdrängen. Es mußte zum Kampfe kommen. Muhamedaner, die das Uebergewicht des Christentums fürchteten, auch ihren gewinnbringenden Sklavenhandel bedroht sahen, hielten, und es gelang ihnen, den König gegen die christliche Lehre einzunehmen. Mit dem Tode des Königs Mteja und der Thronbesteigung seines Sohnes Muanga besserte sich auf kurze Zeit die Lage der Mission. Er rief die zum Teil, um die Schwierigkeiten der Christen nicht zu verschärfen, abgereisten Missionare zurück und umgab sich mit den Christen edler Abkunft, „nicht zu seinem Nachteile“, wie die A. A. S. sich ausdrücken. Christliche Edelknaben retteten dem König das Leben gegenüber heidnischen Aufrührern, wobei sie dem Herrscher versicherten, daß er sich auf sein christliches Heer voll verlassen könne. Allein nachdem der Ministerpräsident, das Haupt der Verschwörer, vom König begnadigt worden war, aber hörte, daß sein Posten von einem Christen besetzt werden sollte, kannte sein alter Grimm gegen die Christen keine Grenzen mehr. Keinen Anlaß, keine Gelegenheit ließ er unbenuzt, dem Könige die Christen als gefährliche Feinde des Landes und der Dynastie hinzustellen, die nur solange dem Könige Treue hielten, solange sie klein an Zahl und Macht seien; seien sie erst stark genug, würden sie ihn beseitigen und einen der Ihrigen zum Herrscher einsetzen. In dieser Hinsicht hat unsere, auf diese Verdächtigungen hin ausbrechende

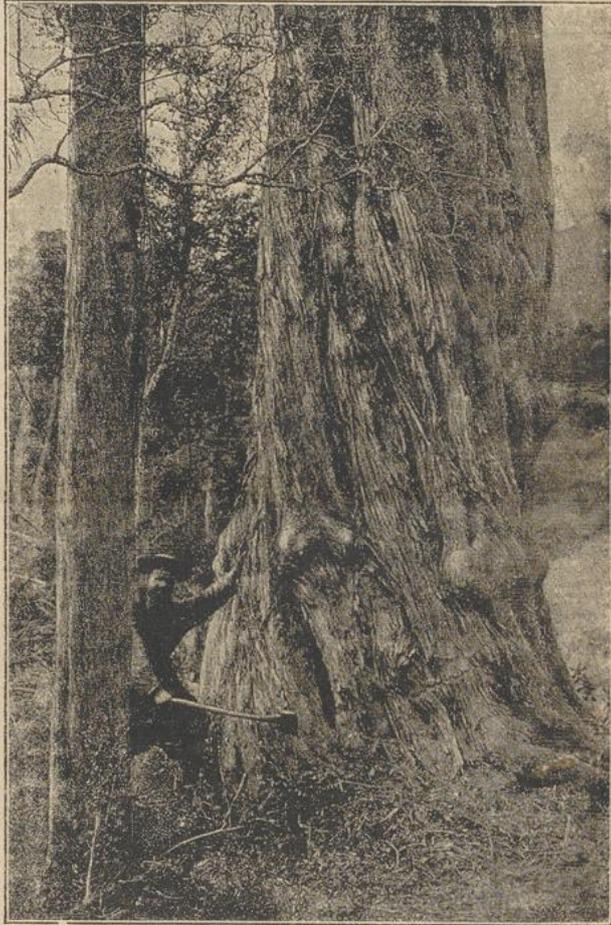
Verfolgung ihre Analogie schon in der Zeit der Christenverfolgungen römischer Kaiser, insbesondere in der Diocletians, die die blutigste von allen wurde; Diocletian war anfangs dem Christentum wohl gesinnt, er ließ sich aber durch die aus Christenhaß geborenen Einflüsterungen des Mitregenten Maximian zum grausamsten Verfolger umstimmen.

Zu den politischen Umstimmungsversuchen, die von außen her an den König Muanga herantraten, kamen noch solche aus dem eigenen Innern — die Leidenschaft, widernatürlichen Laster der Unzucht zu fröhnen, wozu die christlichen Hospagen dienen sollten. Durch deren standhaften Widerstand gereizt, übertrug er seinen Haß von den Personen auf die Religion. Endlich kam es zu Grausamkeiten und zuletzt erging das Verfolgungsedikt an den Ministerpräsidenten mit der Weisung, „der König wolle, daß alle, die beten, getötet werden.“ „Mit diesem wunderbar schönen Wortbilde waren die Unfrigen gemeint“, bemerkt unsere Quelle. Wieviele Christen in dieser Verfolgung den Blutzugentod erlitten, steht nicht fest.

Einen vor allen andern ausgezeichneten Märtyrertod aber errangen 22 Negerknaben. Die eine Gruppe von ihnen, 13 Opfer umfassend, wurde lebendig verbrannt, die andere in Martern verschiedener Art hingerichtet. Aus der ersten Gruppe seien genannt die Hofbediensteten Karl Luanga, Mbaga Tuzinde, Jakobus Buzabakiao, Bizito. Von dem ersten wissen die Acta Apost. Sedis zu berichten, daß er am 15. November 1885 die hl. Taufe empfangen hatte und daß er durch seine geistigen Vorzüge in allgemeiner Liebe und Gunst stand, ja, daß auch der König ihn sehr schätzte, weil er seinen Dienst auf das Genaueste erfüllte. Als Oberpage mahnte er seine Freunde, Glaube und Treue zu bewahren, er ermutigte sie, das schlimme Ansinnen des Königs auszuweichen und standhaft zu bleiben. Noch in Fesseln feuerte er vor aller Augen die Katechumenen zum Eifer für den heiligen Glauben an. Mit wunderbarer Seelenstärke eilte er zu dem Ort, wo der Märtyrertod seiner harrte. Er ging zu den himmlischen Freunden in seinem 21. Lebensjahr.

Ein gleich herrliches Beispiel edlen Glaubensmutes gab sein Mitpage Mbaga Tuzinde, der Sohn des Makdjanga, der unter den Senkern mit besonderer Grausamkeit zu Werke ging. Mbaga stand noch in der Vorbereitungszeit auf die hl. Taufe, als die Verfolgung ausbrach und war vor der gemeinsamen Verurteilung noch getauft worden von Karl Luanga. Ihn wollte sein Vater auf jede Weise vom Tode retten, drang immer wieder in ihn, der katholischen Religion abzuschwören oder sich doch verstecken zu lassen, oder wenigstens zu versprechen, nicht mehr „beten“ zu wollen. Allein der hochherzige Knabe erwiderte, er wisse wohl, wofür er sterbe und finde es für gut. Dann befahl der Vater Makdjanga, um seinen kaum 16jährigen Sohn den Martern des Feuers zu entziehen, einem seiner Unterhelfer, er solle denselben den Kopf abschlagen und den Leichnam dem Feuer übergeben. Von Jakobus Buzabakiao, am selben Tag getauft wie die vorigen, wird berichtet, daß er von einem ganz brennenden Eifer für

die Ausbreitung unseres hl. Glaubens entflammt war, daß er andere und den König Muanga selber, als derselbe noch Kronprinz war, zur Annahme der christlichen Religion zu bewegen suchte. Das hielt ihn der Verfolgerkönig auch vor, als er den einundzwanzigjährigen zum Tode verurteilte. Der 3. von den oben genannten Märtyrernegern, Bizito, erst 13jährig, der jüngste von allen, die Unschuld selbst, war von adeliger Abkunft. Derselbe hatte, bevor er ins Gefängnis kam, durch Karl Luanga die Taufe erhalten. Wie unsere Quelle berichtet, suchte der lüsterne Herrscher ihn, diesen Tapfersten



Br. Salomon fällt einen Urwaldriesen.

von allen im Kampfe um seine Unschuld, für seine Leidenschaft zu gebrauchen. Unsonst. Er war von solcher Begeisterung für den Martertod erfüllt, daß er einigen Christen, die sich der Verfolgung durch die Flucht entzogen hatten, Vorhalt darüber machte, so eindringlich, daß diese sich furchtlos dem Verfolgerkönig stellten. Und da die Stunde, da er und seine Freunde sterben sollten, gekommen war, ordnete er an, daß alle einander an der Hand auf dem Wege zum Martyrium führen sollten, damit ja keiner schwach werde und zurückbleibe.

Ein ähnlich herrliches Beispiel im Kampfe um ihre Tugend und Unschuld dem Begehren des Königs gegenüber, sowie in der Standhaftigkeit im Tode gaben auch die übrigen jungen Helden. Als Abschluß dieser ersten Gruppe möchten wir noch nennen ob seines ganz hervor-

leuchtenden Selbennutes: Lukas Banabakintu, der im Schloß des edlen Mukwenda mit größter Dienstfertigkeit diente. Am 18. Mai 1882 hatte er nach Empfang der hl. Taufe und Firmung seine erste hl. Kommunion empfangen. Seit diesem glücklichsten Tage seines Lebens hatte er sich ausgezeichnet durch Sittenreinheit und Befolgung der Gebote Gottes, allen zum Vorbild. Nichts suchte er mehr, als über göttliche und religiöse Dinge Gespräche zu führen. Er hätte sich leicht durch die Flucht dem Martertod entziehen können, allein er wollte dies nicht, sondern zum Tode gesucht, stellte er sich seinem Herrn, der ihn dann den Häschern des Königs auslieferte. Im Kerker war er heiteren Sinnes, bis er in seinem 30. Jahre zu Gott heimging.

Den Martertod erlitt die ganze Gruppe am 3. Juni 1886 morgens beim Namugongohügel. Auf die Marterstätte gebracht, wurden ihnen Hände und Füße gebunden, dann wurden sie in ein Geflecht von Schilfrohr gesteckt und diese Bündel wurden dann auf den zubereiteten Holzstoß gelegt. An der Stelle, wo die Füße der Glaubenshelden waren, wurde Feuer angelegt, damit sie umso länger und qualvoller leiden müßten. Vom brennenden Holzstoß her vernahm man die Laute betender Stimmen, die nach und nach verstummten. Die Henker staunten darüber, daß keine Klage, kein Seufzer von den Sterbenden gehört wurde; ähnliches hatten sie noch nie erlebt. „So“, schließen unsere Acta Apost. Sedis, „verzehrte ein Feuerbrand die engelgleichen, tapferen Helden zumal, ein Vaterland nahm sie auf zumal, sie auf herrliche Throne setzend“.

In der andern Gruppe der Blutzengen sind zu nennen: Mathias Kalemba Murumba, Athanasius Badzefuketta, Pontianus Ngondove, Andreas Kagwa u. a.

Der erstgenannte unserer Helden Mathias K. Murumba, hatte, da er, 50 Jahre alt, die Marterkrone erlangte, ein erfahrungsreiches Leben hinter sich. Im Nichterante angestellt, war er vom Mohammedanismus zum Protestantismus übergetreten und hatte erst von da aus den Weg zur katholischen Kirche gefunden, in die er durch die Taufe am 18. Mai 1882 aufgenommen wurde. Sein Amt hatte er aus Furcht, er möchte jemandem im Nichterante unrecht tun, niedergelegt. Mit Bescheidenheit und Milde des Herzens begabt, war er so sehr von Eifer für Ausbreitung des hl. Glaubens bejeelt, daß er nicht nur seine eigenen Kinder zur Frömmigkeit erzog, sondern wo er immer konnte, andere in der christlichen Lehre unterwies. Sein Martyrium ist voll entsetzlicher Peinen. Seines Glaubens wegen angeklagt, mußte er vor dem Kanzler erscheinen. Der Haß diktierte das schreckliche Urteil. Es sollten dem glaubensfeurigen früheren Beamten Hände und Füße abgehauen werden, Haut und Fleisch vom Rücken hinweggerissen und vor seinen Augen verbrannt werden. Gemäß des Befehls führten die Henker den heiteren Sinnes zum peinvollen Tode eilenden Martyrer auf einen einsamen mit Gebüsch bewachsenen Hügel, um nicht bei ihrem schrecklichen Beginnen gestört zu sein. Den Befehl führten sie aus bis ins kleinste. Damit der herrliche Martyrer länger gequält werde, verhinderten sie so geschickt den Ausfluß des Blutes aus den Adern, daß ihn noch drei Tage später einige Sklaven, welche an den Platz kamen, um Schilfrohr zu schneiden, mit schwacher, halb erloschener Stimme um einen Trunk Wassers stehen hörten. Da sie aber den also schrecklich verstümmelten Helden daliegen sahen, flohen sie und ließen ihn, wie unsere Quelle sagt, als Mitgenossen Christi im Leiden, ganz ohne jede Erquickung verschmachten.

Der nächste von den obengenannten Blutzengen, Athanasius Badzefuketta, königlicher Hofpage, war seit seiner Taufe, die er am 17. November 1885 empfing, ein eifriger Befolger der Gebote Gottes und der Kirche. Ein so großes Verlangen nach dem Martyrium hatte er, daß er die Henker, die ihn mit seinen Freunden zum Tode führten, bat, sie möchten ihn jetzt gleich töten. In immer neuen Streichen wurde der starke 22jährige Jüngling am 26. Mai 1886 zerfleischt.

Pontianus Ngondwe, erst Hofpage des Königs Mteja, diente seit der Thronbesteigung Muanga's beim Militär. Obwohl noch Katechumene, war er schon von solch christlichem Geiste bejeelt, daß er seine rohe und mürriſche Naturanlage als Selbstbesieger bezwang. Bei eintretender Verfolgung aber empfing er am 17. November 1885 die Taufe, weshalb er nicht lange nachher in den Kerker geworfen wurde. Da der Oberhenker, der ihn zur Vollstreckung des Urteils nach dem Hügel Namugongo führte, auf dem Wege dahin zweimal fragte, ob er der christlichen Religion angehöre und er dies zweimal bejahte, durchbohrte er ihn mit der Lanze und das abgeschlagene Haupt warf er auf die Straße. Das geschah am 26. Mai 1886.

Andreas Kagwa, in hoher Wertschätzung bei Muanga, da er noch Prinz war, wie nachher, da er den Thron innehatte, empfing am 30. April 1882 die hl. Sakramente der Taufe, der Firmung und der Eucharistie. Ob seiner hohen geistigen Vorzüge allen lieb, unterwies er nicht nur alle, die zu ihm kamen, in der christlichen Weisheit, sondern pflegte auch in aufopferndster Weise, als einmal eine Pest das Land heimsuchte, in einzigartiger Liebe die Kranken, wobei er allen alles that. Eine ziemliche Anzahl taufte er, sie so für Christus gewinnend, und den Toten verschaffte er eine Ruhestätte. Da aber der Kanzler, der alte Feind der Jünger Christi, es sehr ungnädig aufnahm, daß seine Kinder von ihm in der christlichen Lehre unterrichtet wurden, befahl er nach erlangter Einwilligung des Königs, ihn zu ergreifen und zu töten, den Schwur heifügend, daß er eher nicht mehr essen werde, bis der Scharfrichter ihm die abgehauene Hand des toten Andreas gebracht habe. So eilte am 26. Mai 1886 in seinem 30. Lebensjahr der ehrwürdige Gottesdiener nach herrlichem Martyrium zu den himmlischen Freuden.

Mit gleich edlem Heldenmut, nach gleich edlem, heiligem Leben, starben die übrigen Blutzengen dieser Gruppe. Nicht ganz unerwähnt möchten wir lassen das herrliche Beispiel echt christlichen Lebens und standhaften Todes des zweitletzten der herrlichen Glaubensbekenner: Johannes Maria Muzei, eigentlich Imari, in dem Dorfe Minziro geboren, der einen so würdigen, abgeklärten Wandel zeigte, daß ihm der genannte Beiname Muzei, d. i. Aeltester (Vater) beigelegt wurde. Er zeichnete sich aus an Klugheit, Liebe, Sanftmut des Herzens, Freigebigkeit gegen die Armen, besondere Hinneigung zu den Kranken. Geld und Mühen wandte er auf zum Loskauf der Gefangenen und der Sklaven, die er dann im christlichen Glauben unterrichtete. Von ihm wird erzählt, er habe an einem einzigen Tag den ganzen Stoff des Katechismus zu beherrschen gelernt. Die Taufe empfing er am 17. Nov. 1885 und im folgenden Jahr am 3. Juni die hl. Firmung. Nachdem sein vertrauester Freund, einer unserer Martyrer, sein Leben für den Glauben geopfert hatte, und er wohl erkannte, daß ihn der König nicht verschonen werde, hätte er sich verborgen können, wollte dies aber nicht. Da er begab sich noch in Begleitung eines ge-

wissen Kurlugi zum König, der ihn unter einem Scheinwand zum Kanzler gehen hieß. Er tat das, obwohl er Hinterlist vermutete, weil er eben Furcht ob Gefahren des Glaubens wegen nicht kannte. Der Kanzler ließ ihn denn auch in einen Wasserjumpf auf einem seiner Güter werfen am 17. Januar 1887. So starb dieser Zeuge Christi. Diese Beispiele echt christlichen Lebens gleichen bis ins Einzelne dem Leben der alten Glaubenshelden, dem Leben der Heiligen unserer Kirche.

Auf dies hl. Leben und den noch rühmlicheren Tod für Christus hin nahm der Hl. Vater, unser gegenwärtig glorreich regierender Papst, im Beisein der Kardinäle und eines zahlreichen Klerus die Seligsprechung der Glaubenshelden von Uganda vor, am 6. Juni dieses Jahres.

### Maria Loreto.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Maria, breit' Deinen Mantel aus,  
 Mach einen Schutz und Schirm daraus,  
 Laß gnädig uns darunter steh'n,  
 Bis alle Stürm' vorübergeh'n!

Es war Mitte Oktober 1917. Da brach gegen Nachmittag ein fürchterlicher Sturm los. In der folgenden Nacht nahm das Wüten desselben derart zu, daß wir glaubten, das Dach, ja das ganze Kirchlein müßte davon fliegen. Windig, ja stürmisch ist es ja hier oben auf dem hohen, von allen Seiten freien Berge meistens, sodaß wir an das Säusen und Brausen in der Nacht schon gewöhnt sind. Aber diese Nacht war es kein Sturm mehr, sondern ein Orkan. Wir konnten vor Schrecken die ganze Nacht kein Auge schließen. Betend saßen wir in unsere Bettdecken eingehüllt an den Stufen des Altares. Maria Roswitha zitterte und bebte, die Glocke läutete manchmal ganz von selber, vom Sturm in Bewegung gesetzt. Nur das vierjährige Kind, das bei uns weilte, der kleine Hans, war allmählich eingeschlafen.

Durch das Dunkel der Nacht leuchtete plötzlich ein greller Feuerchein. Als wir erschreckt ans Fenster traten, sahen wir, wie sich von drei Seiten eine riesige Feuer Schlange heranwälzte. Der Sturm hatte einen Grasbrand angefacht, der sich infolge des Orkans rasend schnell ausbreitete. Es war ein schauerlich schöner, aber auch zugleich ein erschreckender Anblick; denn das Feuer näherte sich immer mehr unserem Berge. Wir fürchteten für unsere Küche, die in dem mit Stroh gedeckten Kraale untergebracht war, für die hölzernen Pfähle unseres Zaunes, für unsere jungen, zarten Bäumchen und Blumen. Zuletzt war bei diesem Orkan und diesem Flammenmeer nicht einmal das Kirchlein sicher, obwohl es von blauem Granit erbaut war.

Heiß und innig flehten wir zur lieben Mutter Gottes, uns doch in ihren liebevollen Schutz zu nehmen. Wohin hätten wir jetzt in der Nacht gehen sollen? Infolge des Orkans konnten wir kaum die Türe auf- und zumachen; wir hätten den Berg hinab nicht gehen können, der Orkan hätte uns in die Tiefe geschleudert. Das Feuer hätte uns auch keinen Ausweg gestattet.

Doch wenn die Not am größten ist, ist Gottes Hilfe immer am nächsten. Die hl. Rosenkranzönigin,

die wir hier im Kirchlein Loreto im Monat Oktober immer mit unsern Schulkindern ganz besonders verehrten und der wir alle Tage schon vor der Schule ein Rosenkränzlein wanden, ließ uns nicht im Stiche. Nahe, ganz nahe war das Feuer, da — wandte sich plötzlich der Sturm und trieb dasselbe wieder den Berg hinunter nach dem Flusse hin, wo es niemand mehr schaden konnte. Gegen morgens drei Uhr legte sich dann allmählich der Sturm, die bangen Gemüter be-



Raffriße Maischeune.

ruhigten sich. Die Schreckensnacht war mit Gottes Hilfe und Mariens Schutz glücklich überstanden.

Der Morgen aber zeigte ein trauriges Bild. Alles war schwarz und grau. Kein grünes Halmchen war weit und breit zu sehen. Von den Hütten der Eingeborenen, die im Tale unten wohnten, waren einzelne niedergebrannt, andere abgedeckt, wieder andere eingestürzt. Bäume lagen entwurzelt am Boden, sogar Felsstücke waren abgestürzt; auch Vieh war im Feuer umgekommen. Bei allem Unglück und Verlust aber konnte man doch von Glück sprechen, denn kein einziges Menschenleben war umgekommen, wenigstens bei uns in der Nähe des Kirchleins nicht.

„Ein süßer Trost ist ihm geblieben,  
Er zählt die Häupter seiner Lieben  
Und sieh, es fehlt kein teures Haupt,“  
konnte ich mit Schiller sagen, denn am Morgen kamen alle unsere lieben Tagesschulkinder frisch und gesund. Alles wußte von den Schrecken der Nacht zu erzählen.

Stefan, ein 10—11jähriger, frischer Knabe, voll Freundlichkeit und Offenherzigkeit, wußte am meisten zu berichten. Er erzählte, er habe im Kraal seines noch heidnischen Vaters (die Mutter ist bereits Christin) alle Bewohner verjammelt und habe dann laut den Rosenkranz gebetet; die geweihte Kerze, die er sich an Maria Lichtmeß gekauft hatte, habe er angezündet und sei damit im Kraale herumgegangen, auch habe er denselben innen und außen mit Weihwasser besprengt. Der Vater und noch ein paar alte und junge Heiden seien ganz still am Boden gekauert und hätten ihn alles machen lassen. Die Mutter und die zwei kleineren Brüder Eligius und Jeremias, neun und sieben Jahre alt, hätten tüchtig mitgebetet; sie hätten noch lauter geschrien, als der Sturm heulen konnte.

Die stille, ernste Greti, ein äußerst talentvolles Kind, kaum 11—12 Jahre alt, sagte ganz einfach: „Ich habe mich nicht gefürchtet, ich bin die einzige Getaufte in unserer Hütte, die einzige, die bekleidet ist. Mein Vater rief die Geister seiner Väter an und streute umuti (Medizin) herum, die Mutter saß am Boden mit dem Kleinsten und schien zu weinen; sie hatte sich die Augen zugehalten. Meine Geschwister versteckten sich hinter dem Vater. Ich aber legte mich auf meine Matte und hüllte mich bis über die Ohren ein, damit ich das Heulen des Sturmes und das Trafseln des Brandes nicht hören sollte und versuchte zu schlafen.“ „Ah, ah,“ rief Romkaudhli, eine kleine Ungetaufte von 9—10 Jahren, aus: „Du hättest Dich gar nicht gefürchtet? Das glaube ich nicht. Denk doch, wenn die Hütte über Dir zusammengebrochen wäre und Dich begraben hätte!“ „Nein, ich habe mich nicht gefürchtet“, antwortete Greti, „ich habe recht aufrichtig Reue und Leid über alle meine Sünden erweckt und habe mich in das heiligste Herz Jesu versenkt, ganz so, wie es uns neulich unser guter Baba Eligius so schön gesagt und gelehrt hat. Ich fühlte mich dann so sicher und legte mich ruhig hin, sei es auch zum Sterben.“ Alle schwiegen nachdenklich; ich saß am Tischchen, die Kinder beachteten gar nicht, daß ich sie bei ihren Besprächen belauscht hatte.

Die pechschwarze, etwas wilde, kleine Dadula, ein Mädchen von kaum 8 Jahren, trippelte zu mir an den Tisch heran und fragte ganz ernst: „Kosazana, wann werde ich denn getauft werden? Ich habe mich vergangene Nacht schrecklich gefürchtet und dachte, wie gut haben es doch die getauften Kinder; wenn sie sterben, kommen sie in den Himmel, aber ich —?“

Jobo, ein großer, 14—15jähriger, stämmiger Bursche, kam ganz laut redend und gestikulierend daher, blieb erstaunt stehen, sah sich alles an und sagte: „Nansi, indawo ehingewelev (hier ist ein heiliger Platz), nichts ist geschehen, Bäumchen und Blumen stehen noch, kein Dach ist fort, keine Hütte eingestürzt, nichts ist verbrannt, wahrhaft hier ist das imparadiiso (Paradies)“.

Es freute mich wirklich, zu hören, welche fromme Gesinnung die guten Kinder hatten und wieviel sie schon vom religiösen Unterricht sich gemerkt hatten. In der Heimat des vorhin genannten Jobo waren mehrere Stück Vieh ins Feuer gerannt und darin umgefom-

men. Er erzählte es mir und als ich ihn am Schluß bedauerte, denn es waren ja seine amatole (junge Rüste), sagte der verständige Knabe: „O, das tut nichts, Schwester, wenn auch mein impahla (Besitztum) verloren ist, ich bin jung, gesund, stark und kann arbeiten und mir später etwas verdienen. Am vorigen Sonntag hat Hochw. P. Emanuel in der Kirche in Ezenstochau so schön gepredigt; dabei hat er auch gesagt, Gesundheit ist ein sehr großer Schatz.“ Recht hat er, unser Jobo. Er ist ein fleißiger Bursche und wenn die Schwester eine schwere Arbeit mit Pickel und Spaten im Garten zu verrichten hat, dann springt er schnell herzu und zeigt seine amandhla (Kraft). Mit dem Lernen geht es bei ihm etwas langsam, aber er plagt sich redlich, das ABC sich anzueignen und vorwärts zu kommen. Dem großen starken Burschen erscheint es einfach unglaublich, daß er mit seinem klaren Verstand und seinen tüchtigen Händen dieser winzig kleinen Buchstaben und des armeneligen Griffels nicht Herr werden sollte. Die ersten Griffel brachen in seiner nervigen Faust einfach entzwei. Jobo meinte in seinem praktischen Sinn, man solle zu diesem Zweck etwas festeres machen. „Kann man einen großen, eisernen Nagel nicht auch nehmen?“ fragte er in den ersten Tagen seines Eintritts in die Schule. Es war ihm zu dumm, daß er so viele Griffel kaufen mußte. Jobo verspricht ein sehr guter Christ zu werden. Nach zwei Jahren Schulzeit wird er jedenfalls zur hl. Taufe zugelassen werden. Später will er Maurer oder Schlosser werden. Es gefällt ihm sehr gut, wenn er unsere ehrw. Brüder in Ezenstochau in der Werkstätte arbeiten sieht.

Außer diesem Jobo habe ich noch einen großen, starken Buben, einen Musterjungen, in der Schule; aber ach, den plagen die weißen Farmer zu sehr. Der Junge muß das Lernen so oft unterbrechen und den Weißen im Felde helfen, das Vieh hüten, im Stalle Dienste tun, ob er will oder nicht. Nicht nur der Vater und die Mutter, sondern auch die Kinder müssen immer bei der Arbeit eingreifen, so oft und so lange, als sie von den Weißen gerufen werden. Wenn der weiße Farmer nicht will, dürfen die schwarzen Kinder, welche auf dem Grund und Boden des Weißen sind, gar nicht in die Schule gehen. So geht es auch unserm großen, lernbegierigen Umcimoo. Er kommt trotz all seines Fleißes auf keinen grünen Zweig. Und so sitzt dieser Knabe, der bereits 16 Jahre zählt und hoch gewachsen ist, wie eine edle Tanne, noch auf der Schulbank mit den ganz kleinen, 6—7jährigen Kindern. Wie so ein alter Onkel, angetan mit einem alten, schwarzen Gehrock und einem großen, breiten, runden Tropenhut, den er von seinem Farmer geschenkt bekommen hat, springt er mit seinen langen Beinen mitten unter unseren meist noch kleinen Schulkindern herum und buchstabiert a, e, i, o, u. Er überragt mich, seine Lehrerin, mehr als um Kopfeslänge.

Der schreckliche Sturm bildete lange Zeit das Tagesgespräch für unsere Kinder. Aber bald war unter dem Eindruck sovieler neuer Dinge auch dieses Unglück wieder vergessen. Der Oktobermonat ging zu Ende. Fleißig hatten unsere Kinder während desselben der lieben Mutter Gottes Rosenkränze gewunden und ganz gewiß dafür manche Gnade, Kraft und Segen erhalten, um sich so mitten im Heidentum, umgeben von bösen Beispielen, rein und fromm bewahren zu können.

Vor drei Tagen hat sich nun etwas ganz besonderes auf unserm Berge Loreto zugetragen. Es war Hochzeit. Ja, Hochzeit, kleines Frühstück der Brautleute

und nachher Tanz und Heimführung des Ehepaares in den etwa eine halbe Stunde entfernten Kraal.

„Ein Glück, ein schönes, gibt's hienieden,  
Für diese Welt zu gut fast und zu groß —  
Die Häuslichkeit! Sie birgt den Frieden  
Und Glück und Seligkeit in ihrem Schoß.“

So dachte auch unser guter Ambros und nahm sich darum zum 2. Mal eine junge Frau, nachdem seine Karoline gestorben war, mit der er in zwar glücklicher, aber kinderloser Ehe gelebt hatte. Ambros war sehr reich. Er hatte viele Pferde, Rinder, Kälber, Ziegen, Schafe, Schweine, Hühner, sogar Tauben und Gänse; die letzteren Tiere pflegen die anderen Kaffern nicht zu halten.

Er hatte ferner eine schöne Hütte und eine igogosi (Scheune), arse Felder, einen Wagen und sogar ein Geselzgepann. Was Wunder, wenn Ambros heiraten wollte und für sein Hab und Gut gerne Söhne und Töchter gehabt hätte. Nach dem Trauerjahr ging er also wieder auf Brautschau und er hatte sich diesmal eine umafoti (Braut) unter den Mädchen einer protestantischen Mission gesucht, mit Namen Lucia. Nachdem ihm das Mädchen das Jawort gegeben, verlangte er, daß sie zum katholischen Glauben übertreten müsse, sonst wolle er sie nicht heiraten. Die Braut zeigte sich sehr geneigt, katholisch zu werden. Sie hatte, wie sie selbst sagte, die Katholiken schon so oft um ihren schönen Gottesdienst beneidet und hatte demselben auch schon öfters an Festtagen mit ihren katholischen Verwandten angewohnt. Ambros stellte nun diese seine Braut dem Pater Superior vor und bat um dessen Einwilligung zur Heirat und um den nötigen Konvertiten-Unterricht für seine Braut. Da Ambros in der Nähe unserer Tageschule und unseres Kirchleins wohnt und seine Braut ebenfalls nicht weit davon entfernt war, so bestimmte R. Superior, Lucia sollte alle 2 Tage zu mir auf den Berg hinauf kommen, ich würde sie gewiß gerne unterrichten; aber am Schluß werde er sie auch noch tüchtig unterweisen und prüfen. Natürlich gab ich der lieben Braut gerne den Unterricht und freute mich gar sehr, als ich sah, daß es dem Mädchen wirklich ernst war, daß es fleißig zum Lernen kam, sich ganz kindlich mitten unter die Kinder setzte, den Katechismus gut lernte und außerdem noch ihre besondere Unterrichtsstunde einhielt. Lucia sollte vor ihrer Heirat die hl. Taufe bedingungsweise erhalten, die hl. Beichte ablegen; zur hl. Kommunion aber sollte sie erst zu Ostern mit den Erstkommunikanten gehen.

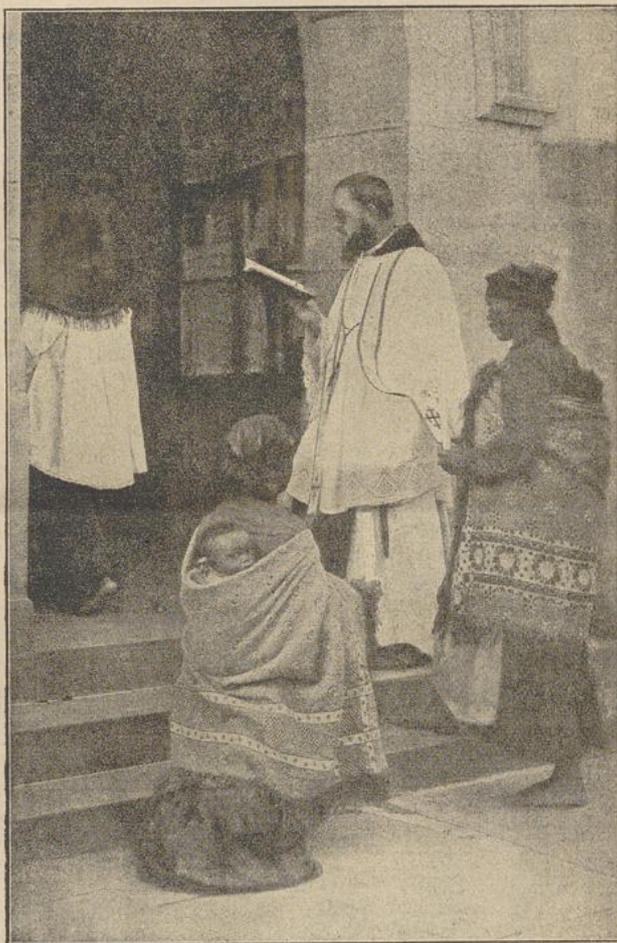
Da Lucia gut lesen konnte und auch daheim fleißig lernte, so brachte ich sie im Unterricht ziemlich schnell voran. Ambros drängte auch zur Heirat, ebenso seine alte, gebrechliche Mutter Humbelina, die sich nach einer Schwiegertochter sehnte, die sie pflegen würde.

Eines Tages nun prüfte unser Hochw. P. Superior Lucia sehr eingehend, nachdem er ihr vorher selbst noch einigemal eingehenden Unterricht gegeben hatte. Da er mit ihren Kenntnissen vollständig zufrieden war, durfte der Bräutigam die nächsten Vorbereitungen für die Hochzeit treffen. Ende Oktober war alles gerüstet.

Die Trauung sollte im Loreto-Kirchlein stattfinden. Hochw. P. Superior las selbst die hl. Messe. Lucia empfing bedingungsweise die hl. Taufe, schwur dem

protestantischen Glauben ab, beichtete und wurde dann in der hl. Messe getraut. Die Verwandten des Bräutigams und der Braut und viele Christen waren anwesend. Unsere Schulkinder sangen bei der hl. Messe.

Ambros schritt ganz stolz an der Seite seiner jungen Frau, die züchtig und bescheiden die Augen nieder schlug und vor innerer Erregung zitterte, aus dem Kirchlein. In der Küche war der Tisch für das Brautpaar und die Brautzeugen gedeckt. An der Spitze saß P. Superior und trank seinen Kaffee. Ambros und Lucia hatten auch



Aussegnung. (Missionsstation Neichenau.)

ein jedes einen Becher Kaffee und ein Stück Brot dazu. Den Schmuck der Tafel aber bildete ein Körbchen voll goldgelber Orangen und ein Blumenstrauß.

Unterdessen tanzte und sang das junge Volk draußen vor der Türe den Getrauten etwas vor. Der Berg glich einem Ameisenhaufen, so wogte und rann das Völkchen durcheinander. Das war die erste Hochzeit in Maria Loreto.

Ambros ist ein guter Mensch. Alle haben ihm zu seiner zweiten Heirat aufrichtig Glück und Segen gewünscht. Er ist ungefähr 40 Jahre alt, seine Frau zählt 26. Lucia ist sehr demütig, bescheiden, unterwürdig uns gegenüber. Wenn sie auch als Frau und Schwiegertochter so bleiben wird, dann wird das häusliche Glück, nach dem sich Ambros so sehr sehnte, nicht ausbleiben.

„Wenn ich den Wand'rer frage:  
 Wo willst Du hin?  
 Nachhause, nachhause!  
 Spricht er mit frohem Sinn.  
 Wenn ich den Landmann frage:  
 Wo weilt Dein Glüd?  
 Zuhause, zuhause!  
 Spricht er mit frohem Blick.“  
 (Fortsetzung folgt.)

### Missionswanderungen im Transtai.

Von P. Clemens Hartweg, R. M. M.

Es ist ein eigentümliches Geschick, daß unsere sämtlichen Außenstationen von Keilands jenseits des großen Keisflusses im Transtai liegen. Dieser Fluß, der unsere Missionsstation im Halbzirkel umschließt, bildet die Grenze zwischen den beiden Distrikten Stutterheim und St. Marks, und wir müssen ihn passieren, wenn wir zu irgendeiner von den Außenstationen wollen. Er ist ein gar gefährlicher Nachbar; davon wissen wir hier alle, Weiße und Schwarze, zu erzählen und ich selbst mußte dieses schon wenige Tage nach meiner Ankunft hier erfahren. — Als ich nämlich am ersten Sonntag bei meinem Hiersein mit unserem Br. Malachias nach Saliva zum Gottesdienst wollte, fanden wir den Fluß in der Frühe ziemlich niedrig und wir konnten ihn leicht passieren. Ich verrichtete meine Arbeiten und gegen Mittag setzten wir uns wieder in den Sattel und ritten heim. Unterwegs aber äußerte der Bruder schon seine Bedenken, ob wir wiederum so leicht über den Kei kommen würden, da vielleicht in den Strombergen ein Gewitterregen niedergegangen sei und derselbe gewöhnlich 24 Stunden später eintreffe. Ich hatte nur ein ungläubiges Lächeln und meinte, daß ein solcher Regen einen so großen Einfluß auf den Kei nicht haben könne. Aber siehe da, plötzlich hörten wir schon „das Rauschen vieler Wasser“, ein Raffer kam uns entgegen und bestätigte, daß die Flut schon da und der Rückweg nach Keilands abgeschnitten sei. Als wir an den Fluß kamen, sahen wir, daß er weit aus seinem Bett getreten war und hohe Wellen schlug. An ein Passieren desselben zu Pferde war nicht mehr zu denken. Glücklicherweise hatte man schon in Keilands Kenntnis von dem Steigen des Flusses und Hochw. P. Albert und Br. Simon waren schon zur Hilfe erschienen. Sie setzten mit dem größeren Boot über; wir legten die Sättel in das Boot und fuhren dann alle zurück, während die Pferde nebenher schwammen. Das war meine erste böse Erfahrung mit diesem heimtückischen Fluß. Seit jener Zeit habe ich ihn immer besser kennen gelernt und er führt mich nicht mehr so leicht an.

Zum Passieren des Flusses bei niedrigem oder mittelmäßigem Wasserstand stehen uns drei Driften zur Verfügung: die Saliva-Drift, die zweite auf dem Wege nach Ziguudu und die dritte und letzte flußabwärts bei Nqoloja. Die Saliva-Drift ist wohl die schlechteste von diesen dreien, denn sie ist besät mit vielen Steinen, die besonders hinderlich für die Ochsenwagen sind und den armen Tieren doppelte Anstrengung kosten.

Die Ziguudu-Drift ist die beste zum Passieren, hat aber leider die schlechteste Verbindungsstraße nach Ziguudu. Dieselbe führt sofort hinter dem Fluß über Steingeröll sehr steil den Berg hinan, den man in zirka 20 Minuten erklimmen kann. Zu Pferde geht es einigermaßen, aber unendlich schwierig mit dem Wagen. Ist der Wanderer auf der Spitze des Berges angelangt, so

breitet sich plötzlich die weite Transtai ebene vor seinen Blicken aus und er wird für den sauren Weg entschädigt durch ein herrliches Panorama auf Keilands und Umgegend. Tief unten zu seinen Füßen schlängelt sich das Silberband des Keis dahin und etwas auf einer sanften Anhöhe, von Bergen geschützt, liegt die Missionsstation. Das Bild wird geradezu reizend, wenn man bei Sonnenuntergang da oben steht und sieht, wie die letzten verglimmenden Strahlen ihren Abschiedsgruß in das friedliche Tal werfen, auf die weißen, schmucken Sandsteingebäude und die hohen Berge, an deren Abhängen noch Kühe, Ziegen und Schafe ihr letztes Futter suchen. Hier am Fuße dieses Berges gibt es schon die ersten Buschmannshöhlen mit ihren uralten Malereien und Verzierungen. Sind wir einmal auf dem Hochplateau angelangt, so haben wir noch ungefähr einen Ritt von einer Stunde zu der Außenstation Ziguudu. Weiter links in der Nähe von Bacela sehen wir eine andere Außenstation Neiba oder St. Albert.

Da es nicht jeden Tag in der Mission vorkommt, daß eine protestantische Schule zu einer katholischen wird, und besonders unter den hiesigen Verhältnissen, so dürfte es nicht uninteressant sein, etwas näher auf die Geschichte dieser Schule einzugehen. Als wir im Jahre 1908 hierher kamen, fanden wir die Schule von Ziguudu geschlossen. Mit großer Mühe eröffnete sie P. Bernard wieder am 7. Oktober desselben Jahres. In Neiba befand sich eine protestantische Schule in einer Blechhütte. P. Bernard begab sich des öfteren zum Mshwehwe, um mit ihm betreffs der Errichtung einer katholischen Schule zu unterhandeln, aber ohne Erfolg. Sein Sohn jagte ihm einmal: „Wir haben bereits einen anglikanischen Lehrer; jetzt wollen wir sehen, wie sich eure Schule in Ziguudu macht und dann werden wir handeln“. Als sich nun die Zahl der Kinder in Ziguudu immer mehr vermehrte und die Leute allmählich großes Vertrauen zu uns bekamen, besonders als wir auch in Camama und Sabalela Schulen eröffneten (was jedermann für rein unmöglich hielt), da bekamen auch die Leute von Mshwehwe allmählich Respekt vor den ama Roma. Sie sahen auch, wie die katholischen Missionare fortwährend auf den Weinen waren, um sich Kinder für unsere neuen Schulen zusammenzujuchen und auch fleißig überall selbst nachzuschauen, während die Missionare von St. Marks sich um die Leute des Mshwehwe gar nicht kümmerten, außer wenn es sich darum handelte, ihre Gelder einzutreiben. Das öffnete den Raffern die Augen und sie verlangten, zu uns zu kommen. Dazu kam noch ein wichtiger Faktor. Eines Tages ereignete es sich nämlich, daß der junge Lehrer von Neiba einen Schüler schlagen wollte. Der Knabe lief davon, der Lehrer ihm nach; sie kamen beide an eine steile Felsenwand. Der Knabe stürzte hinab und war tot. Die Sache kam vor Gericht, der Lehrer wurde als schuldig befunden und bestraft. Die Folge war, daß sämtliche Leute des Mshwehwe das Vertrauen zu den Anglikanern verloren und ihre Kinder nicht mehr in die Schule schickten. Bald sah sich der Schulinspektor genötigt, Neiba offiziell zu schließen. Die Raffern wandten sich nun an uns und baten uns, zu kommen und die Schule wieder zu öffnen.

Aber so schnell wollten die Anglikaner ihre Waffen nicht strecken. Sie sandten Unterhändler zu Sendile, dem Häuptling, hetzten die Leute gegen uns auf und versprachen, sie wollten selbst alles wieder schön ordnen, nur dürften sie gar nicht zu uns kommen. Zur selben Zeit kam der anglikanische Bischof von St. John zur Visitation nach St. Marks und äußerte dem Erzdiakon

gegenüber seine große Unzufriedenheit darüber, daß er dulde, daß die römische Gefahr im Tembuland ganz ungehindert überhand nehme. Da die Unterhändler beim Sendile nichts ausrichteten, sah sich nun der Herr Erzdiakon, obwohl er zu bequem ist, am Sonntag in St. Marks selbst nur Gottesdienst zu halten, genötigt, den weiten Weg nach Keiba in eigener Person zu machen. Er ließ die Männer von Sendile rufen und donnerte sie an: „Lupina ujapo kwam?“ (Wo sind meine Kinder?) Sendile jagte, sie wollten jetzt zu den ama Roma gehen. Der Erzdiakon wurde darauf bitter böse und erwiderte: „Das geht mich nichts an, ich will meine Kinder, und wenn ihr nicht wollt, so zwingen ich euch, indem ich euch in Kapstadt (und England!) verklagen werde.“

Wirklich waren einige Kaffern dumm genug, sich einschüchtern zu lassen, indem sie glaubten, die englischen

mal zu kommen.“ Das war die Gründung unserer Keiba-Schule und heute haben wir ein großes, neues Schulhaus dastehen. Darin waltet eine fleißige, gute Lehrerin, die zwar noch Protestantin ist, aber schon zu unsern Katechumenen zählt. —

Wir wollen jetzt weiter gehen auf unserer Wanderung durch den Transkei. Salima ist nicht sichtbar vom Wege aus, es liegt weit unten hinter Bergen versteckt an einer Krümmung des Kei-Flusses. Halbwegs auf dem Wege nach Zigudu liegt ein Store (Kaufladen), das einzige Haus eines Weißen für viele Meilen. Der Besitzer ist ein Junggeselle und macht gute Geschäfte mit den Schwarzen, führt aber in der Wildnis ein nicht geradezu erbauliches Leben. Er hat sich dem Trunke ergeben und oft weilt er in dem Magistratsstädtchen Cojimbaba, wo er seine leicht verdienten Goldstücke in



Zuckerrohrschneiden.

Kriegsschiffe würden bald den Großen-Kei-Fluß heraufkommen, um Keiba zu beschützen vor der römischen Gefahr. Die meisten aber waren jetzt erst recht unwillig über den Herrn und die Folge war, daß sie gar nichts mehr von ihm wissen wollten. Dies merkte auch bald der eifrige Erzdiakon und er kam ein zweites Mal und nahm zur größeren Sicherheit eine anglikanische Schwester (Diaconin) mit. Diesmal schenkte ihm die Männer reinen Wein ein. „Schau, Mfundisi, wir sehen, daß dir sehr viel an uns gelegen ist. Jetzt wollen wir dir auch einmal die ganze Wahrheit sagen, damit du nicht ein drittes Mal zu kommen brauchst. Die ama Roma sind beständig auf dem Pferd, um sich mit großer Mühe die Kinder zusammenzusuchen. Das tun sie, weil sie dieselben lieben, Geld verlangen sie keines dafür. Von euch aber sieht man die ganze Zeit niemanden; nur wenn Geld einzutreiben ist, schickt ihr euren schwarzen Prediger. Um unsere Schule kümmert ihr euch nicht. Wir haben es deshalb satt und gehen zu den ama Roma. Du magst tun, was du willst, es hilft dir nichts mehr. Spare dir die Mühe, noch ein-

Brantwein umsetzt. Vor einigen Monaten brannte sein Kaufladen auf unerklärliche Weise nieder, die Leute munkelten allerlei, aber man konnte ihm nichts beweisen. So oft wir den Mann sahen, haben wir einige freundliche Worte für ihn, und daß diese auf nicht ganz unfruchtbaren Boden gefallen sind, zeigt folgender Vorfall. Eines Tages sah er wieder im Hotel in Gesellschaft anderer Engländer, darunter auch der protestantische Obermissionar der englischen Hochkirche. Wir katholischen Missionare in Keilands haben die Ehre, von ihm ganz speziell gehaßt zu werden. Er hat seine Gründe dafür, weil wir ihm überall das Wasser abgraben und seine besten Schäflein zu uns übertreten. An jenem Tage nun machte er im Hotel wiederum Befehrungsversuche und es fehlte nicht an Ausfällen auf die katholische Kirche. Da trat ihm dieser Kaufmann von Zigudu scharf entgegen. Er erklärte ihm vor der ganzen Gesellschaft: „Ich bin zwar ungläubig und glaube an keinen Gott, keine Ewigkeit und keine Unsterblichkeit der Seele. Aber wenn ich jemals gläubig werden würde, dann würde ich nur katholisch werden, denn die katholische

Kirche ist die beste. Im Uebrigen, wenn Sie nochmals in der Wirtschaft Befebrungsversuche machen, werde ich an Ihren (anglikanischen) Bischof schreiben, denn Sie haben hier dazu kein Recht.“ Der Herr war still, der kalte Wassertrahl hatte gewirkt. —

Zigudu, unsere zweitälteste Außenstation, wurde unter unendlichen Schwierigkeiten von den Jesuitenvätern gegründet. Die Verhandlungen dauerten nahezu 1½ Jahre, weil immer wieder der anglikanische Erzdiakon in St. Marks mit seinen Leuten Schwierigkeiten machte und den Plan zu hintertreiben suchte. Er hegte die Schwarzen auf und diese beschwerten sich dann wieder beim Magistrat. Aber endlich wurde doch der katholischen Mission ein Platz zugestanden und am 25. April 1900 die erste hl. Messe gefeiert. Die Mission hat sich dort langsam gehoben und figuriert die Ziguduschule als eine der besten unter allen. Nur augenblicklich ist ein kleiner Rückschlag in der Schule eingetreten, woran hauptsächlich die jetzige Hungersnot und die weitverbreiteten Krankheiten (Spanische Influenza, Typhus usw.) Schuld tragen. Wir hoffen aber, wenn die Hauptschwierigkeiten überwunden sind, die Schule wieder vorwärts zu bringen. Ich sage, die Mission hat sich langsam gehoben, denn wenn auch die Leute ihre Kinder zur Schule schicken, so zeigen sie doch gegen das Christentum selbst ein hartes Herz. Wie oft möchte da dem Missionar der Mut sinken, wenn er sieht, wie alle seine Worte taube Ohren finden und in harte Herzen fallen, wenn er sieht, wie die Macht des Satans hier noch so stark ist und anscheinend nicht zu brechen ist. Da heißt es, Geduld üben und nochmals Geduld und wiederum Geduld; da heißt es, den harten Boden auflockern durch Opfer, Leiden und Gebet. Tag für Tag sitzen sie da in ihren roten, mit Fett eingeschmierten Decken am Boden, und Männer wie Weiber fröhnen dem Biertrinken und Tabakrauchen. Das erste, was man hört, ist das Betteln um Rauchtobak, denn die Kosa, Männer wie Weiber, sind leidenschaftliche Tabakraucher im Gegenjatz zu den Zulus in Natal, die das Tabakschnupfen vorziehen. Doch wollen wir jetzt zu einer anderen Außenstation weiter gehen, nach Sabalela.

Der Weg dorthin führt uns über den Hoytasfluß, durch das freundliche Eingeborendorf Hoyta und durch die Sabalelberge. Man ist freudig überrascht, wenn man nach ein- bis zweistündigem Ritt über eine kahle Ebene plötzlich Hoyta vor sich liegen sieht. Eng zusammengebaut liegt es da zwischen den immergrünen Dornbäumen am Fluße gleichens. Aus der Ferne grüßen die Sabalelberge mit ihren schwarzbraunen Kuppen herüber. Die Leute in Hoyta sind zum größten Teil Mitglieder der anglikanischen Hochkirche und unser protestantischer Konkurrent von St. Marks hat hier eine Hochburg. Das ist auch nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, wieviele Jahrzehnte die protestantischen Missionare vor den katholischen im Lande waren. So ist denn der ganze Transkei besät mit protestantischen Missions-Stationen und Schulen, und wir haben große Schwierigkeiten, dazwischen zu kommen. Mehr wie einmal mußte man so von unseren guten Christen die treffende Bemerkung hören: „Vater, die katholischen Missionare sind 50 Jahre zu spät ins Land gekommen“. — Die Leute in Hoyta betreiben Ackerbau und Viehzucht. Während der langandauernden Trockenheit haben sie sich die Mühe gegeben, große Länderecken künstlich zu bewässern. So findet man denn hier grüne Weizen- und Maisfelder, während das ganze Land umher trocken ist und einen trostlosen Anblick gewährt. Infolge dieser letzt- und diesjährigen Trocken-

heit ist eine Hungersnot eingetreten; der Mais ist sehr hoch im Preise gestiegen und das Vieh liegt am Wege am Sterben. Ja, wir hörten schon, daß Kaffern dem Hunger erlegen sind. So ist vor kurzer Zeit eine Frau auf dem Wege von Keilands nach Ngolosa buchstäblich verhungert. Sie hatte noch vorher die Leute in einer Hütte gebeten, ihr das Essen zu geben, was für die Hunde bestimmt war, die hartherzigen Leute hatten sie aber abgewiesen. Da war sie denn am Wege dem furchtbaren Hunger erlegen. Und gerade wird uns ein anderer Fall von einem anderen Platz, Namata, gemeldet. Dort drangen hungernde Kaffern in die Hütte einer Frau, ermordeten sie und ihr Kind, während ein anderes Mädchen noch rechtzeitig entlaufen konnte, dann raubten sie die Nahrungsmittel. Die unglücklichen Leute sind natürlich von der Polizei eingesperrt worden und sehen schweren Strafen entgegen.

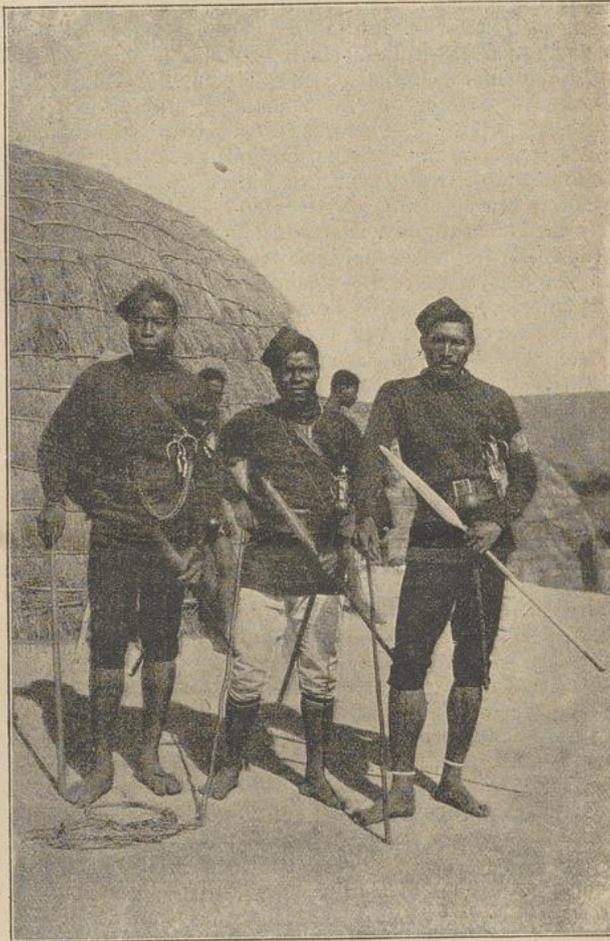
In Hoyta haben wir trotz des mächtigen Protestantismus in letzter Zeit festen Fuß gefaßt. Wenn wir nach Sabalela gehen, unterlassen wir nicht, bei den Leuten einzukehren und einige freundliche Worte zu ihnen zu sprechen, denn „ein gutes Wort findet immer einen guten Ort“. Das machte nach und nach Eindruck auf die Leute und ihr Herz taute auf. Sie erzählten uns, wie die ama Roma, die katholischen Missionare, doch ganz andere seien, als die protestantischen, die nichts als Abgaben verlangen. Einige kamen dann stundenweit zu unserem Gottesdienst nach Keilands oder Sabalela. Die Schönheit und Würde unseres katholischen Gottesdienstes verfehlten ihre Wirkung nicht; jetzt haben sich schon eine Reihe der besten Protestanten von Hoyta zum Katechumenat gemeldet, darunter drei brave Lehrerinnen. Wir haben große Hoffnung, den größten Teil des Dorfes für den wahren katholischen Glauben zu gewinnen.

Bevor wir nach Sabalela kommen, haben wir die Sabalelberge zu überschreiten, eine lange, zusammenhängende Gebirgskette. Nur wenige Kaffern wohnen in ärmlichen Hütten an den Bergabhängen zwischen Steingeröll versteckt. Ich weiß selbst nicht, wie diese Leute dort ihr Leben fristen können, denn es gibt nur spärliches Gras dort für die Ziegen, die es an den Steinen mühsam suchen müssen. Haben wir die Berge hinter uns, so eröffnet sich unseren Blicken ein weites Tal, und auf einer sanften Anhöhe sehen wir unsere Außenstation Sabalela vor uns liegen. Diese Außenstation wurde von unserem P. Bernard Fuß gegründet, ebenfalls unter großen Schwierigkeiten. Sipango, der Häuptling von Sabalela, wünschte eine Schule von uns. Er ist ein Bruder von Sigabalala, des Häuptlings von Zigudu. Die Kinder, die unsere ersten Missionare dort antraten, waren noch so unwissend, daß sie die einfachen Begriffe: Schule, Buch, Lesen, Schreiben, Beten usw. noch nicht kannten. Von Mariannhill wurde die Erlaubnis erteilt, die näheren Schritte einzuleiten. Als die Protestanten von St. Marks davon Kenntnis erhielten, hezten sie auf alle Weise gegen uns bei den Eingeborenen von Camama, und ganz besonders von Sabalela. Zu diesem Zweck sandten sie schwarze Katecheten dorthin und trachteten mit allen Kräften, uns mit Eröffnung einer Schule zuvorzukommen. Auch stellten sie den Leuten von Sabalela keine Pässe mehr aus, sodaß diese nach Zigudu kamen. Jedoch erreichten sie mit diesem Vorgehen und diesen Hezereien sehr wenig bei den dortigen Schwarzen. In Betreff der Frage der Eröffnung der Schule wollte der Schulinspektor gar nicht recht anbeißen. Er suchte das Gespräch darüber auf alle Weise zu vermeiden. Di-

jenbar wollte er es nicht mit dem Erzdiakon von St. Marks verderben, der ihn bereits auf seine Seite gezogen hatte. Es half aber alles nichts; er mußte einfach anbeißen. Und so wurden auch von seiner Seite die ersten Schritte für zwei katholische Schulen in Sabalela und Camama eingeleitet, trotzdem er es gar nicht gerne tat. Zuerst wollte er versichert sein, daß Sabalela auch weit genug von St. Marks entfernt sei; dann fürchtete er Streitigkeiten zwischen uns und St. Marks, dann hatte ihm der Herr Erzdiakon mitgeteilt, in der Umgebung von St. Marks hätte nur er allein das Recht, Schulen zu eröffnen, was aber nicht den Tatsachen entspricht. Der Inspektor begab sich auch auf seiner Heimreise zum Häuptling nach Camama und versuchte ihn zu überreden, daß er es doch mit seiner protestantischen Schule versuche; doch der Häuptling versicherte ihm kategorisch: „Ich will von ihm nichts wissen, ich will eine Schule von den ama Roma (Katholiken)“. Die Protestanten von St. Marks wollten aber absolut verhindern, daß wir in Sabalela eine Schule eröffneten und so hatten sie bereits eine in Sabalela. Der neue Inspektor wollte sie besichtigen und lud auch P. Bernard dazu ein. Es wurde ihnen ein gewöhnlicher Raffernkraal gezeigt, der die angebliche Schule vorstellen sollte. Als sie eintraten, sahen sie nichts als einen alten Tisch, auf dem sich die Kleider befanden. Der Schulinspektor fragte, wo denn der Lehrer sei? Da erhob sich aus einer Ecke ein ganz grüner, roher Raffernjunge, der sich als Lehrer präsentierte. — „Wo sind denn die Schulkinder?“ — Antwort: Die sind heute nicht da! — „Waren sie gestern da?“ — „Ja.“ — „Wieviel?“ — 20. — „Das ist aber sonderbar, daß gestern zwanzig Kinder da waren, und heute, wo ich komme, erscheint gar keines! Wo soll denn die neue Schule erbaut werden?“ — Der angebliche Lehrer zeigte ihnen einen Platz. — „Wie groß soll sie werden?“ — „Etwas kleiner als der Kraal hier.“ — „Was, noch kleiner? Nun daraus wird sicher nichts!“ — Offenbar nahm der Herr Inspektor den möglichst ungünstigsten Eindruck von dieser neuen protestantischen Schule mit, denn wir konnten bald mit unserer katholischen Schule beginnen. Heute haben wir die größte und schönste Schule von unseren Außenstationen dort. Ein braves, tugendhaftes Mädchen, Aloisia, wirkt dort als fleißige Lehrerin; sie war anglikanische Protestantin, fand aber den Weg zur Wahrheit und ist jetzt überglücklich in unserem katholischen Glauben.

Da wir von Sabalela nicht mehr weit haben, ungefähr zwei Stunden, so wollen wir jetzt einem unserer jüngsten Babys, das in Not und Leiden geboren wurde, einen Besuch abstatten. Dieses kleine Wickelkind befindet sich, sage und schreibe, auf der protestantischen Missionsfarm St. Marks selbst, neben der anglikanischen Kathedrale und 20 Meter von Herrn R. B. Haus, des Oberleiters der ganzen anglikanischen Mission im St. Marks-Distrikt. Sein Entstehen ist etwas sonderbar. In Gofimwaba wohnte ein eifriger katholischer Konvertit, Herr O'Grady. Da ihm in diesem Städtchen die Nacht zu hoch war, so beachtete er nach St. Marks überzusiedeln, wo sein Vater schon früher gewohnt hatte. Vor mehreren Monaten siedelte er nun nach St. Marks über und setzte sein Geschäft dort fort. Auf dieser Missionsfarm haben sich ebenfalls andere europäische und einge-

borene Katholiken niedergelassen. Ich kann darüber nach, wie diesen Leuten in ihren religiösen Bedürfnissen zu helfen sei. Direkt zu dem Herrn R., unserem ärgsten Feinde, gehen und ihn um einen Platz für unseren Gottesdienst zu bitten, wäre töricht gewesen. Doch bald hatte ich einen Ausweg gefunden. Es fiel mir die Geschichte vom hl. Sebastian ein, wie dieser mitten in der ärgsten Christenverfolgung klugerweise den Papst im kaiserlichen Palast verborgen hatte. Da suchten ihn die Verfolger nicht so leicht, und es dauerte eine Zeit lang, bis



Drei kaffrische Polizisten.

sie ihn entdeckten. Ich teilte dem Herrn O'Grady meinen Plan mit, in seinem Wohnhause einen Platz einzurichten für Gottesdienst und Unterricht und dort die Christen zusammenzurufen. Er war sofort begeistert dafür und gab seine Zustimmung. Er gab auch die Versicherung, daß die Protestanten uns in seinem Hause, in einer Privatversammlung, nichts machen könnten. So wurden denn bald die nötigen Meßutensilien nach St. Marks geschafft und ich fing an, dort Gottesdienst zu halten. Es war ein feierlicher Augenblick, als zum erstenmale die europäischen und eingeborenen Katholiken sich dort versammelten und zum Tische des Herrn gingen. Ich hielt ihnen in Englisch eine Predigt und sprach von der Liebe des göttlichen Herzens Jesu zu uns armen Menschen und ermahnte sie, Treue mit Treue zu vergelten und Ersatz zu leisten für die vielen Unbilden,

die dieses gütige Herz in der Welt erfährt. Da wurde mehr wie ein Auge feucht und die Herzen bewegt. — Seitdem halten wir dort regelmäßig Gottesdienst und die kleine mutige Schar der dortigen Katholiken freut sich im Herrn.

Da wir nun gerade in der Nähe des Herrn R. B. sind, so möchte ich etwas näher darlegen, wie dieser Herr gegen uns deutsche Missionare feindlich gesinnt ist und besonders während des Krieges war. Während des Krieges setzte er alle Hebel bei Behörden und in der Öffentlichkeit in Bewegung, um uns aus dem Felde zu schlagen. Aber Gottes Vorsehung wachte über uns und hielt uns in dieser Sturm- und Drangperiode. Nach dem Waffenstillstand berief er in dem nahen Magistrate distriktchen Cofimbaba eine Versammlung ein und brachte als Resolution ein, daß alle Deutschen, Oesterreicher, Türken und Bulgaren, die während des Krieges interniert oder auf Meldung hin frei waren, sowie alle nichtnaturalisierten Untertanen obiger Länder — speziell die deutschen und österreichischen Missionare — ein für allemal in ihr Vaterland zurückgeschafft werden sollten, da sie für den Staat eine große Gefahr seien usw.

So war in dieser und in vielen Versammlungen die Stimmung gegen uns, ja in dieser Versammlung betonte R. B. sogar: Wenn von der Zurücksendung der Deutschen die Rede sei, so dürfe man gar nicht die deutschen Missionare (gemeint waren speziell wir) vergessen, denn sie seien eine große Gefahr für die Union; sie verführten die Kaffern und bezten sie auf. Er spreche dies nicht aus Haß gegen sie, sondern weil er ein Patriot sei. — Aber er erhielt auch einen Trumpf darauf. In der Versammlung war auch ein naturalisierter, jüdischer deutscher Kaufmann aus Köln. Dieser erwiderte scharf gegen R. B. und protestierte dagegen. Er sagte u. a., er als Jude wundere sich, wie ein Christ, der das Gesetz der Liebe kennen sollte, so sprechen könne. Nun sei R. B. ein „Diener am Worte“, der seinen Christen dieses Gesetz predigen und erklären und mit der Erfüllung desselben ihnen ein gutes Beispiel geben sollte; das tue er aber nicht. Seine Behauptungen aber, wenigstens gegen die deutschen katholischen Missionare, könne er nicht beweisen. — Aber R. B. sollte einige Tage später noch eine gründlichere Abfuhr erfahren.

In Cofimbaba wohnt ein guter katholischer englischer Kaufmann mit Namen J. B. M. Er schrieb dem Herrn R. B. eine gewaltige Epistel, und der Brief ist so interessant, daß ich nachstehend eine deutsche Uebersetzung geben will:

Hochw. Herr!

Die Volksversammlung in Cofimbaba vom letzten Samstag ist die Ursache, warum ich an Sie schreibe.

Ich wende ein und behaupte, daß Sie Ihren Angriff gegen die Katholiken führten, obwohl Sie flugerweise behaupteten, daß dies nicht der Fall sei. Sie erwähnten, daß die deutschen Missionare eine Gefahr seien für den Staat; Sie hätten wenigstens so aufrichtig sein und hinzufügen sollen: Kirche und so die Wahrheit der Sache darlegen sollen.

Und nun zum Beweise Ihrer Behauptung: Können Sie mir zeigen oder beweisen, auch nur durch ein Beispiel, wann die genannten Missionare eine Gefahr für den Staat gewesen sind, oder in welcher Weise sie es etwa in Zukunft sein werden?

Nein! Hochw. Herr, unter dem Deckmantel einer Protestversammlung gegen die deutschen Grausamkeiten usw. suchten Sie den Hauptvorwurf darin, einen hinterlistigen Schlag gegen die katholische Kirche zu führen.

Verbergen Sie sich nicht unter dem Mantel der „Ge-

jahr für den Staat“, um einen Schlag gegen die älteste Kirche der Christenheit zu führen und ihre deutschen Missionare, denn dadurch jammeln Sie nur glühende Kohlen auf Ihr Haupt, indem Sie versuchen, Splitter von „dem Felsen“ abzureißen, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden.

Bei allen rechtendenkenden Menschen haben Sie jetzt selbst bewiesen, daß Sie Ihren Beruf verfehlt haben, indem Sie sich identifizieren mit unchristlichen, böswilligen Leidenschaften, anstatt Ihren Einfluß zu gebrauchen, dieselben zu zügeln.

Indifferentismus und Materialismus beherrschten vor dem Kriege die Welt. Durch die Geißel des Krieges hofften wir alle, daß die Menschheit zu Gott zurückkehren und ein besseres und mehr christliches Leben führen würde, aber wenn die Diener und Prediger der hl. Schrift Haß und Bosheit ermutigen und unterstützen, dann sind uns diese Hoffnungen genommen und sie lassen uns in Verzweiflung.

Man kann es ganz gut verstehen, daß wir Schadenersatz fordern für alle die Millionen unschuldiger Leben, die auf allen Seiten verloren gegangen sind, aber von wem sollen wir diesen Schadenersatz fordern? Sicherlich nicht von den einzelnen deutschen Individuen, sondern von den Häuptern der Nation und von den Ministern der Regierung.

Diese Angelegenheiten können wir ruhig in den Händen der Verbündeten und der Amerikaner lassen.

Sicherlich, der Becher der Leiden und das Elend, das uns umgibt und in der ganzen Welt herrscht, ist zum Rand voll, jedoch wir nicht nötig haben, noch mehr dazu beizutragen.

Der Sieg ist unser, darum seien wir großmütig und liebevoll und nicht anmaßend und böswillig. Dank dem allmächtigen Gott für den Sieg, den er uns gegeben hat, und für seine große Barmherzigkeit, indem er diese Geißel beendigte und deshalb laßt uns fest entschlossen auch Barmherzigkeit zeigen zu unseren Feinden, wie er Barmherzigkeit auch gegen uns gezeigt hat.

Können wir wohl zur Weihnachtszeit mit gutem Gewissen singen: Friede und guter Wille der ganzen Menschheit, wenn wir es in unserem Herzen doch nicht wünschen?

Zum Schluß will ich Ihnen einen Auszug geben, welchen ich in der „Zeitung für unvernünftige Tiere“ las. (Ich will bemerken, daß diese Zeitung eine Publikation ist von Seiten der „Amerikanischen Gesellschaft zum Schutze unvernünftiger Tiere“.) Der Leitartikel ist überschrieben: „Der hassende Pfarrer“ und lautet wie folgt: „Allen Personen, die da mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten eins sind, daß der Krieg nicht mit dem Geiste der Nachsicht und des Hasses geführt werden solle, kommt es als ein Vergernis vor, daß so viele christliche Prediger die Rolle des Feuerfressers spielen und in den Herzen ihrer Gemeinde den Geist der Unveröhnlichkeit und Bitterkeit und Feindseligkeit gegen den gemeinamen Feind aufzustacheln suchen. Wenn sogenannte christliche Prediger ihre Predigtstühle aufgeben und von Meer zu Meer pilgern, um ihre Mitbürger zu gefühllosem Hasse aufzustacheln, dann tun sie nichts anderes, als ihrem Meister den Rücken zuzufahren, dem sie einstens zu dienen versprochen haben. Man mag dieses nennen wie man will — Heidentum, Barbarei, Verrücktheit — aber um Himmels willen! man nenne es nicht Christentum! Was auch immer an den „deutschen Grausamkeiten“ sein mag, und wie heiß auch immer die sittliche Entrüstung eines Mannes werden mag auf begangene Unmenschlichkeiten hin, so haben wir

doch kein Recht, einen Geist zu betätigen, der schon das Urteil des ewigen Richters fällt und das Schuldig ausspricht und alle göttliche Hoffnung und alles menschliche Erbarmen beiseite setzt. „Mein ist die Rache“, so wurde, wie wir belehrt worden sind, es von demjenigen ausgesprochen, der der „Alleinige Zuständige“ ist, die Menschheit zu richten. Wer von uns ist groß genug oder weise genug oder heilig genug, einen Sitz neben Ihm zu beanspruchen, und anmaßend Seine höchste Autorität anzugreifen und zu sagen „auch mein ist die Rache“? Anstatt unseren Haß und unser Verdammungsurteil gegen unsere Feinde mit gewissen Stellen aus dem Alten Testament zu rechtfertigen, würden wir besser tun, zu den Füßen desjenigen zu sitzen, der, als Seine erbarmungslosen Feinde Seine Hände und Füße durchbohrten, für diese betete: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“

Ihr ergebenster J. B. M.

Soweit der Brief unseres braven Katholiken in Cofimvaba. Es war wirklich ermutigend für uns in diesen Delbergstunden, wenn auch andere nichtkatholische Engländer uns ihr Beileid bezeugten und uns ermutigten, auszuharren in dieser für uns so traurigen Zeit und ihren Abscheu aussprachen über ein solches Vorgehen der Protestanten. Lobend muß ich auch hier erwähnen das schöne Verhalten der Magistrate von Stutterheim und Cofimvaba, die uns absolut keine Schwierigkeiten machten. Ganz besonders aber waren es unsere Mitbrüder aus dem Klerus, die Jesuiten und die irischen Priester und an erster Stelle unser Hochw. H. Bischof Mac Sherry von Port Elizabeth, die es an Beweisen aufrichtiger Teilnahme nicht fehlen ließen und uns hinwiesen auf das Kreuz, das auch der göttliche Heiland für uns getragen hat.

In Cofimvaba, das 22 englische Meilen von Beilands entfernt ist, haben wir ebenfalls seit einigen Jahren eine Schule. Wir hatten zwar nicht die Absicht, dort einen Platz zu eröffnen, da es gegen unsere Praxis ist, in Städten Mission zu betreiben. Der Hochw. H. Bischof von Natal hatte jedoch von einem Wohlthäter in Cofimvaba einen Platz geschenkt bekommen, den er uns für die Mission übergab. So eröffneten wir denn dort eine Schule, die meist von halbweißen Kindern (Hottentotten) besucht wird. Den Christen in der Stadt (Weißen wie Eingeborenen) geben wir regelmäßig Gelegenheit zur Erfüllung ihrer religiösen Pflichten. Wie die Mission sich dort entwickeln wird, müssen wir noch abwarten; wir versprechen uns jedoch nicht zuviel, denn die Halbweißen sind ein verschlagenes Völkchen.

Mehr versprechen wir uns von unseren Außenplätzen, die Cofimvaba in einem Halbzirkel umgeben: Camama, Kombolo und Sifobeni. Die Plätze sind je eine Stunde von Cofimvaba entfernt und weisen eine starke Bevölkerung auf. Camama wurde, wie oben schon erwähnt, gleichzeitig mit Sabafela angefangen. Die Schule geht gut vorwärts; ein ernster, eifriger Lehrer aus dem Stamme der Fingos wirkt in ihr; bei den Schulprüfungen erzielte er gute Resultate. Ein Schulneubau in Camama, den wir vor dem Kriege begonnen hatten, mußte während des Krieges ruhen. In Kombolo sind wir schon im Stamme der Fingos und politisch gehört es schon zur Magistratur Nomo. Hier im Fingoland liegt unsere Zukunft. Die Fingos sind dem Christentum nicht so abgeneigt wie die Tembus. Sie haben ein weicheres Herz, sind intelligenter und in der Bildung weiter vorgeschritten als die Tembus. In Kombolo haben wir u. a. einen sehr eifrigen Christen namens Stephan.

Er kam ebenfalls von den Anglikanern zu uns herüber, sie konnten diesen erusten, mit Aufrichtigkeit die Wahrheit suchenden Mann nicht befriedigen, bis er sie dort fand, wo sie allein nur ist, in der katholischen Kirche. Als gelernter Schmied und Besitzer einer großen Schafherde, von Ziegen, Rindvieh, Pferden, Wagen usw., genießt er ein ziemliches Ansehen unter seinen Stammesgenossen und sein Wort fällt schwer in die Waagschale. Mit einem warm für die katholische Sache schlagenden Herzen spricht er zu seinen Landsleuten und predigt noch mehr durch sein Beispiel als durch seine Worte. Es ist rührend zu sehen, welches christliche Familienleben bei ihm geführt wird. Am Morgen versammelt er die ganze Familie um den Familientisch, um gemeinsam die Morgengebete zu verrichten. Dann geht es an das Tagewerk und ist der Abend gekommen, sammelt er wiederum seine große Familie, die Abendgebete werden kriehend gesprochen, ein jedes wird mit Weihwasser gesegnet und man begibt sich zur Ruhe. Das ist ein wirkliches christliches Familienleben und manche Familie in Europa könnte sich daran ein Beispiel nehmen. Unser guter Stephan hat schon eine Anzahl der Protestanten zu uns herübergeführt und wir hoffen, daß Gebet und Arbeit noch reichliche Früchte in Kombolo tragen werden.

Nicht weit davon, aber wiederum im Tembuland, haben wir einen anderen Platz: Sifobeni. Der Stock unserer dortigen Christen sind wiederum gewesene Protestanten von der anglikanischen Kirche. Sie sind auch sehr eifrig; einige Katechumenen bereiten sich augenblicklich auf die hl. Taufe vor. Der Platz ist leider augenblicklich wegen ansteckender Krankheiten gesperrt, und die Leute dürfen ihn nicht verlassen. Ich erhielt Kenntnis davon und wollte doch unsere Christen etwas aufrichten und trösten. So ritt ich denn vor einigen Wochen von Cofimvaba herüber, um die Leute zu sehen. Und siehe da! Gottes Vorsehung macht wunderbar! Ich taufte das Kind eines unserer Christen und hörte dann, daß nebenan eine protestantische Frau am Sterben liege. Als ich in die Hütte eintrat, rief mir die Frau schon entgegen: „Vater, ich will katholisch werden; ich will beichten, ich will beichten. Ich kniete nieder und überlegte einen Augenblick, was zu tun sei. Ich sah, daß sie furchtbare Schmerzen litt und daß es wirklich mit ihr zu Ende ging. So entschloß ich mich denn zur hl. Taufe und gab ihr den Namen Maria. Nachdem alles erledigt war, wurde sie ruhiger, aber der allgewaltige Tod faßte sein Opfer immer fester und es konnte nicht mehr lange dauern. O es ist immer etwas Ergreifendes, wenn man an einem Sterbebette steht, besonders für den Priester. Ich habe immer einen Heißhunger darnach, an ein Sterbebett zu kommen, nicht nur, um die Seele zu retten, sondern auch, um mir selbst predigen zu lassen von dem Allüberwinder Tod. Er führt unter dem Menschengeschlechte eine zu Herzen gehende Sprache. Für die große Menge hat er zwar etwas Kaltes und Abstoßendes, aber nichts desto weniger tritt der Priester mutig aus der großen Menge heraus zur Zeit, da der Tod sein Opfer ergreift. Die Eindrücke, die der Priester und Missionar in solchen Augenblicken empfängt, sind von so überwältigender Natur, daß sie ihm oft bis zum Lebensende verbleiben. Und ist der Kampf endlich vorbei und die entseelte Hülle liegt da, dann denkt er an das Wort des Dichters:

Es ruht die Welt in Schweigen  
Ihr Tosen ist vorbei;  
Stumm ihrer Freude Reigen  
Und stumm ihr Schmerzensschrei.

Da es bereits dunkel wurde und ich noch nach Kombolo mußte, wo ich für den nächsten Morgen Gottesdienst angefragt hatte, so konnte ich der Sterbenden leider bis zum letzten Augenblick nicht beistehen. Am anderen Morgen hörte ich schon, daß sie bald nachher friedlich gestorben sei. Wir aber hoffen, daß wir wiederum einen Fürsprecher mehr für unsere Mission im Himmel haben.

Von Kombolo zieht sich die Regierungsstraße über den Kombolosfluß über eine sanfte Anhöhe durch das Fingoland nach Tjomo, das wir in ungefähr 2½ Stunden erreichen können. Auf dem Wege dorthin passieren wir einen Platz, der den Namen Gange führt. Hier lebt eine wohlhabende, katholische Familie aus Irland. Die Leute betreiben Handelsgeschäfte unter den Kaffern und da so selten ein Priester in die Gegend kommt, haben sie uns gebeten, ihnen Gelegenheit zum Gottesdienst zu geben. Wir haben deshalb dort eine Messelstelle eingerichtet, und wollen wir hoffen, daß Gottes Gnade hier das Weitere tut unter den dort zahlreich lebenden Fingos.

Einen ebenjolden Platz haben wir in Tjomo Town eingerichtet bei einem katholischen Kaufmann namens Johnson. Hier und in der Umgebung hat die wesleyanische Sekte ihre Hochburg. Diese wesleyanischen Christen scheinen guten Willen zu haben, sie grüßen uns freundlich und sind zuvorkommend und gefällig. Wir müssen uns auch hier wiederum durch Freundlichkeit und Entgegenkommen den Weg zu ihren Herzen bahnen und Gottes Gnade wird dann sicher nicht ausbleiben.

Gehen wir jetzt zurück und besuchen noch eine andere unserer Außenstationen: Ngolosa, am Flusse gleichen Namens, der die Grenze zwischen Tumbuland und Fingoland bildet. Diese Außenstation ist romantisch gelegen zwischen hohen Bergen am Zusammenfluß des Ngolosa und des Great-Bei-River. Der Platz muß ein Lieblingsaufenthalt der Buschmänner gewesen sein, denn die großen Buschmannhöhlen zeugen davon. Jetzt sind sie verschwunden diese Ureinwohner, still geworden ist es in dem romantischen Tal und das Christenkreuz erhebt sich an Stelle ihrer Lagerplätze. In der Schule waltet als Lehrerin unsere Franziska Maqobshyana, die Vorsteherin des marianischen Jungfrauenbundes in Keilands; die Kinder empfangen christliche Lehre und Gesittung. Möge auch dieses Reis von Keilands zu Gottes Ehre und Ruhm wachsen und gedeihen.

So habe ich denn den freundlichen Leser in kurzen Sprüngen über unser Missionsfeld im Transkei geführt. Vieles gäbe es noch zu sagen von den Dornen und Disteln, von den Leiden und Opfern des Missionars, aber auch von dem Opfermut, der Glaubensbegeisterung, der Standhaftigkeit so mancher unserer oft noch jungen Christen. Das richtet den Priester und Missionar wieder auf in den Stunden, wenn es dunkel vor seinen Augen werden will. Und er weiß auch fernerhin, daß das Gebet und das Scherflein so vieler treuer Seelen draußen in der deutschen Heimat ihm zur Seite stehen und ihm helfen in seinem schwierigen Amte. So wollen wir einander nicht vergessen, mein teurer Leser, und wollen wir oft im Geiste bei demjenigen zusammenkommen, der das Wort sprach:

„Fürchtet euch nicht, denn ich habe die Welt überwunden.“ „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt.“

## Reiseabenteuer und Missionsarbeiten eines Glaubenshelden in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

Wir brachen jogleich auf und trafen nach einem Marsche von sieben Stunden mit den lange sehnsüchtig auf uns wartenden Freunden zusammen. Ich vermag nicht zu schildern, mit welchem Jubel und welcher Zärtlichkeit sie uns umarmten und welche Mengen von Tränen sie vergossen, als sie sahen, wie wir vor Hunger und Mühseligkeit abgemagert, unsere Kleider in Lumpen verwandelt und unsere Füße mit Wunden bedeckt waren. Unsere Kameltreiber wagten nicht, sich zu nähern und ihr Führer, welcher sich auf dem Wege so unverschämt betragen und uns durch sein zweideutiges Benehmen so oft geängstigt hatte, war aus Furcht vor der ihm ange drohten Strafe bereits verschwunden, wir hatten jedoch nach der Vereinigung mit unsern Brüdern alle uns zugefügten Beleidigungen und allen Groll vergessen. Nach dem nun unser Gepäck der Obhut zuverlässiger Leute übergeben war, setzten wir auf guten Maultieren unsere Reise fort und erreichten am 21. Juni Fremona, die Residenz unseres Ordens, welche durch die Arbeiten und den Tod des Glaubenspredigers und Patriarchen Andre Dviedo und durch die dafelbst in Frieden ruhenden sterblichen Ueberreste vieler anderer Väter unseres Ordens geheiligt ist. Wir wurden hier von unsern Landsleuten und einer großen Anzahl katholischer Abessinier empfangen und alle wetteiferten in dem Bestreben, uns für die Mühseligkeiten der weiten und mühsamen Reise, die wir zu ihrem Seelenheile unternommen hatten, zu entschädigen. Ehe ich aber weiter über unsere Unternehmungen und über den Erfolg unserer Mission spreche, will ich eine kurze Beschreibung des abessinischen Landes und seiner Bewohner versuchen.

Die Behauptung der Abessinier, daß sie von Cham, dem Sohne Noahs, abstammen, ist nicht mehr und nicht weniger glaubwürdig, als die Sage von dem Ursprunge der übrigen Völker, gewisser ist, daß das Christentum schon sehr früh und wahrscheinlich schon zur Zeit der Apostel bei ihnen Eingang fand und daß die Beherrscher dieses Landes mit ihren Untertanen wetteiferten, ihre Reichthümer zu frommen Zwecken zu verwenden, Kirchen und Klöster zu bauen und Anstalten zur Unterstützung der Kranken und Armen zu errichten. Die Abessinier sind überhaupt von Natur gutmütig und wohlthätig, sie spenden reiche Almosen, besuchen fleißig die Kirchen, halten gewissenhaft die Fasten, kreuzigen ihr Fleisch und haben, obgleich ihr Glaube durch die Kezerei des Gutches und die Berührung mit den Muhamedanern äußerst verunstaltet ist, doch in vielem die glühende Religionsliebe der ersten Christen getreulich bewahrt. Bergehens aber hat man bis jetzt versucht, sie wieder mit der römischen Kirche zu vereinigen; die größte Aussicht zu dieser Wiedervereinigung zeigte sich zur Zeit des Negus Melek Segued, welcher uns zu diesem Zwecke in seine Staaten berief; wir trafen, wie ich bereits bemerkt habe, im Jahre 1625 dort ein, wurden aber schon im Jahre 1634 wieder verjagt. Während dieser 9 Jahre meines Aufenthaltes im Reiche des Negus habe ich hinreichende Gelegenheit gehabt, die Umtriebe der Gegner der kathol. Religion genau kennen zu lernen, und wird man wohl, da ich als Augenzeuge erzähle, meiner Darstellung der Staatsumwälzung, welche die Vereinigung der Abessinier mit der römischen Kirche vielleicht ewig immer unmöglich machte, einigen Wert beilegen.

(Fortsetzung folgt.)

# Kleine Missionsnachrichten.

## Die Venlosche Missionswoche.

Wie das „Bergitzmeinnicht“ von einer so alltäglichen Sache — Venlosche Missionswoche — die mit den Schwarzen Afrikas nichts zu tun hat, reden mag! Sachte, geneigter Leser! So nennt sich nämlich eine kirchlicher- wie weltlicherseits gleich gut eingeleitete und auf das glänzendste durchgeführte Veranstaltung der Stadt Venlo für Weckung der Liebe zum Werke der Heidenmissionen, auch der Verufe hiefür, Förderung der Kenntnisse und der Wohltätigkeit. Sie dauerte vom 29. August bis 5. September l. J. Du siehst also, eine Sache, von der zu reden das Bergitzmeinnicht berufen ist.

An der Veranstaltung, die wir schildern möchten, ist schon die Idee, nämlich eine Feier mit doppelter Natur, kirchlicher und weltlicher, in den Dienst des Missionswertes unserer Kirche zu stellen, groß zu nennen und lobenswert, wie es auch der Heilige Vater im Eröffnungs schreiben des erteilten apostol. Segens getan hat. Daß von der Erfassung des Gedankens bis zur Ausführung ein weiter Weg zu machen war, ist leicht verständlich. Und so standen denn die ganze Stadt Venlo und darüber hinaus alle Missionsklöster von ganz Holland seit Tagen, ja Monaten im Reichen der nahenden „Missie-Week“ (Missions-Woche). Dementsprechend fiel auch die Feier großartig aus, und der Zuschauer stand unter dem Eindruck: Venlo feiert einen seiner Säkulartage.

Die Stadt Venlo, wohin wir den fröhl. Leser führen wollen, liegt unweit der deutschen Grenze, ist Eintrittsstation für die Reisenden, die etwa von Köln aus über M. Glabbach, oder Kempen-Kaldenkirchen holländisches Gebiet betreten. Die Stadt ist von der Maas durchflossen, über die eine gewaltige Doppelbrücke führt. Die schon gelegene, mit herrlichen Alleen, freien Plätzen und Straßen versehene Stadt gewinnt Herz und Liebe des Fremden sofort; die Häuser, meist aus dunkelroten, fast braunen Backsteinen erbaut, manche stilvoll aus früheren Jahrhunderten, zierlich, von mittlerer Größe, weitentfernt von den erdrückenden Palästen der Großstadtstraßen, in frischem Verputz gehalten, machen gleich ihren Bewohnern den freundlichsten Eindruck. Wer das rege religiöse Leben der fast ganz katholischen Maasstadt bisher nicht kannte, konnte aus der zu erzählenden Veranstaltung darauf schließen. Nach außen hin zeigt dies unsere Stadt durch ihre große Zahl von kirchlichen Häusern und Instituten. Venlo darf der Zahl seiner Ordensniederlassungen und klösterlichen Instituten nach ein kleines Rom genannt werden. Unter den Ordensniederlassungen möchten wir nennen: das deutsche Dominicanerkloster, das Dominicanerinnenkloster, das Kloster der Söhne des hl. Franciskus, das große Exercitienhaus der PP. Jesuiten, die Niederlassung der Ursulinerinnen, das Wyl der Schwestern von der christl. Nächstenliebe (nimmt gefallene Mädchen auf), das Kloster „Nazareth“ (verpflegt verlassene Kinder und Waisen), u. a.

Von den Kirchen ist Haupt und Krone die St. Martinskirche, ein herrlicher, dreischiffiger Dom im sog. gotischen, d. i. Spitzbogenstil erbaut, wie alle Kirchen durch-

gehends in der ganzen Umgegend und den deutschen Grenzgebieten, wodurch die Gegend wie in ihrer Natur, so auch in ihren Kirchen sehr einheitlich ist. Eine Perle an Kunst und Pracht birgt die Martinskirche in ihrem mit Flügeltüren versehenen Hochaltar, dessen zahlreiche Reliefs das Leiden und Sterben Jesu, sowie die Verherrlichung des Gottesmenschlichen, seine Auferstehung, Himmelfahrt und Sendung des hl. Geistes darstellen. Die Stadt selbst zählt etwas über 21 000 Einwohner.

Beginnen wir nun mit der Schilderung unserer Erlebnisse selbst. Der erste Tag unseres Missionsfestes war für Venlo, ja die ganze Diözese Roermond, wohin die Stadt gehört, ein großer Gnadentag. Ungemein groß war an diesem Sonntag (29. Aug.) die Beteiligung am Empfang der hl. Sacramente. Nicht nur Venlo, die ganze Diözese feierte durch Generalkommunion das Missionsfest der Maasstadt mit. Außerlich prangten Stadt und Kirchen im Festschmuck.

Kurz nach 9 Uhr begann in der oben genannten St. Martinskirche das Pontifikalhochamt, nachdem, wie wir aus der „Kloffe van Sint Martinus“ (das pfarramtliche, kirchliche Wochenblatt für Venlo) entnehmen, in allen Kirchen der Stadt von Missionspriestern, die bereits in Heidenländern gewirkt haben, gepredigt worden war. Dasselbe hielt, wie der offizielle Festführer angibt, Missionsbischof Mgr. Frederic, Tit.-Bischof von Tagaste, Apost. Vikar von Nord-Kanfu (China) unter Assistenz zweier weiterer Missionsbischöfe Mgr. Wolff, Tit.-Bischof von Byblien, Apost. Vikar von Logo (Westafrika) und Mgr. Pacificus Vos, Tit.-Bischof von Capitolias, Apostol. Vikar von Borneo und Sumatra. Die große Kirche vermochte die gewaltige Menge der Andächtigen kaum zu fassen. Nachdem gegen 12 Uhr die Feier zu Ende war, läuteten um 12 Uhr alle Glocken der Kirchen und Klöster zum Zeichen, daß die kirchliche Feier an diesem Tag vorüber sei.

Den Glanzpunkt und den Höchststand erreichte unsere Missie Week, jovielse Veranstaltungen auch schon vorausgegangen waren und noch nachfolgten, in ihrem „Groote Missie-Optocht, am 2 uur“, d. i. in dem großen Missionsumzug, der sich bald nach 2 Uhr nachmittags in Bewegung setzen konnte. Ein wahrhafter Triumphezug, — tief sinnig ausgedacht, musterhaft veranstaltet und geleitet.

Um 1 Uhr begannen die einzelnen Zuggruppen sich auf dem Festsammlerplatz einzufinden. Es war diese allmähliche Ansammlung lieblichst anzuschauen. Da nahte eine Schar kleiner Negerknaben und -Mädchen, „wahrhafte“ Indianer tauchten auf, Ordensschwestern führten festlich geschmückte Kinder ihrer Schulen zur Beteiligung am Zuge vorbei, vom oberen Ende der großen Allee her vernahm man das Geräusch einer mit Behängen, exotischen Pflanzen und Menschen ausgestaffierten Wagenburg, die in ihrer Höhe die hochhängenden elektrischen Bogenlampen gefährdete und bald in ihrer langsamen Fahrt von flinken Indianerrossen überholt wurde. Ehe man sich verschaute, stand in nächster Nähe eine Schar Jungchina, Knaben und Mädchen, „wahrhafte“ Chinesinnen. Auch Angehörige eines alten Völkerstammes in Algier, „Kabylen“ konnte man sehen.

Allein auch die Unbeteiligten wurden immer zahlreicher und so geschah es, daß man bei bestem Willen immer mehr in den Hintergrund kam und man sich möglichst groß machen mußte, um das farbenprächtige Treiben nicht ganz aus dem Auge zu verlieren. Ein Besteigen der Alleepappeln, nach bekanntem Beispiel, ging nicht an, so sehr die Lust dazu lockte.

Der Zug selbst, der sich etwa um halb 3 Uhr in Bewegung setzen konnte und sich durch sämtliche Hauptstraßen der Stadt hinzog, bestand aus drei deutlich, auch äußerlich abgegrenzten Teilen, wovon der erste einige Hauptvertreter der Heidenvölker der heißen Zone, der 2. das Glück und die Gnade des christl. Glaubens, der 3. die Edelwürdigkeit des Evangeliums, sowie das Glück des Rufes in die Mission darstellte. Dabei war eine, wie ganz natürlich, besondere Betonung der Missionen in Holländischen Kolonien (Niederländisch Indien) nicht zu verkennen.

Nun zogen sie vorüber die „Völker“, farbenprächtige Bilder. Mit ihnen wechselten solche von häuslichen und staatlichen Vorgängen.

Wer kennt die Völker, nennt die Namen.

Die gastlich hier zusammen kamen.

Stämme, geboren an den entlegensten Teilen der Welt, bunt in Hautfarbe und Gewandung. Wir bemerkten kostümierte „Chinesische Säger“, die sich alsbald vor den obengenannten H. H. Missionsbischöfen produzierten, eine Schar Logonesen, „gekommener von der Westküste Afrikas“, Mandarine aus dem Reich der Mitte (China). Illustrationen hiezu lieferten die „Praagwagen“, unsere schon genannten Wagenburgen. Der erste stellte einen Göpientempel in Logo vor, ein zweiter eine Gerichtssitzung in China, wobei es Verurteilte gab, die den geschlossenen Block um den Hals trugen — eine unangenehme Halskrause. Der folgende Festwagen hatte ein ganzes Indianerdorf auf seinen Achsen. Den Schluß bildete eine Musikkapelle, die dem kunstliebenden Ohr zu einem Genuß verhalf.

Im Beginn der zweiten Abteilung kam ein allerliebstes Bild: Eine Gruppe Kinder, Knaben und weißgekleidete Mädchen mit violetten, zierlichen Schulterträgern, weißen und roten Schärpen, die Mädchen mit Haarmalchen in eben diesen Farben. Diese Gruppe sollte die 3 göttl. Tugenden darstellen, Glaube, Hoffnung und Liebe. Die Praagwagen dieser Abteilung stellten dar: Die Anbetung der hl. Drei Könige (Verufung der Heiden), ihre Huldigung vor dem Jesuskind, als des Patrons des Kindheit-Jesu-Vereins, Christus in der Bergpredigt, — der erste Missionär, — erschien auf dem 2. Festwagen, während der dritte dankbar der Glaubensboten gedachte, die um Venlo erstmals das Evangelium verkündeten. (Hl. Servatius, Bischof von Maastricht mit Genossen). Dazwischen sah man manch liebliche Gruppe, die wir uns nicht sicher erklären konnten, darunter aber ein schönes Bild — eine Schar hl. wohlbekannter Jungfrauen: die hl. Ursula mit Genossinnen, die niederdeutsche, näherhin Kölner Heilige, die hl. Katharina, hl. Barbara, hl. Cäcilia, hl. Agnes, zum Schluß die hl. Elisabeth, — lauter Gnadenwirkungen des Evangeliums Jesu. Fanfaren in der Mitte des Zuges, Fanfaren am Schluß verherrlichten die Darstellungen.

Der Anfang des 3. Teiles galt der Ehrung des gezeierten Curienkardinals van Rossum (Holländer von Geburt), des Leiters der Glaubensausbreitung der Kirche. Des weitern sah man Ehrungen an die Missionare. Es folgte ein Praagwagen, darstellend die Ausendung von Missionschwestern. Ein Zukunfts-

bild zeigte ein nach den fremden Ländern abgehendes Schiff mit Missionären, deren Wiege in Venlo stand. Der folgende Praagwagen war der Darstellung der Selbstweiheung des christl. Teils Savas an das göttl. Herz Jesu vorbehalten. Musik bildete einen gewissen Abschluß.

Der folgende Praagwagen führte wieder in das Reich der Mitte. Er war von den deutschen Dominicanern gestellt worden und gab das Bild des hl. Dominikus wieder, wie er den Rosenkranz aus den Händen der Gottesmutter empfängt, den seine Jünger den Heiden beten lehren. Ein wenig hinter diesem Wagen folgte eine Schar „Babylon“, auf diese der Schlußteil des Zuges. Er war ganz der vor kurzem selig gesprochenen Martyrerschgar von Uganda vorbehalten. Jungfrauen in Engelsgestalt versinnbildeten die im Himmel verklärte Heldenchar. Der letzte Praagwagen trug einen großen, rot ausge schlagenen Baldachin, unter welchem der glorreich regierende Hl. Vater Benedikt mit 2 Kardinälen zur Seite zu sehen war. Hiezu hatten sich Abgeordnete aus Uganda eingefunden. Ein wahrhaft würdiger Abschluß der denkwürdigen Veranstaltung!  
B. Pf. Käufer, 3. St. St. Paul.

## St. Paul.

Die St. Paulus-Gemeinde erhielt in den Sommermonaten bedeutenden Zuwachs, sei es durch neue Postulantinnen, sei es durch die Kleriker, die daselbst ihre Ferien verbringen. Die einsamen Waldwege sahen letztere regelmäßig an schönen Tagen dahinschreiten, ihre befeuchteten Lungen mit würziger Waldluft erfrischend, und manches Eichhörnchen fragte sich wohl verwundert, warum dieser Frater dort auf der Bauf ihm so zunickte. — Auf dem missionswissenschaftlichen Kurs holländischer Akademiker in Steyl waren auch die Akademiker von St. Paul vertreten, um auch für ihren Beruf neue Anregungen zu bekommen. Auf der Missionsausstellung in Venlo trat St. Paul zum ersten Mal in Holland an die große Öffentlichkeit. Die Ausstellung der Mariannhiller Mission stand ebenbürtig neben den Ausstellungen fünfzehn anderer Missionskongregationen. Die Missionswoche in Venlo bezeichnet ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Missionsbewegung in Holland, welches im Verhältnis zur kleinen Katholikenzahl mehr tut für die katholischen Missionen als jedes andere Land. An der Missionsausstellung, welche die verschiedenartigsten Kulturprodukte aller Weltteile zeigte, traf sich eine große Anzahl Missionare verschiedener Nationalitäten, alte Kämpfer und junge Rekruten der Missionsarmee; sie boten alle zusammen ein schönes Bild katholischer Universalität und Eintracht.

Festtage für St. Paul waren der erste und der dritte Sonntag des September. Am ersten Sonntag empfingen 14 Chornovizen, darunter 2 Priester und 7 Brüdernovizen das Kleid der Kongregation, gewiß ein schöner Zuwachs. Und doch beten wir inbrünstiger als zuvor: „Noch mehr, o Herr!“ — Sonntag, den 19. September, machten 5 Kleriker, die Fraters Urban Staudacher, Leonhard Fetter, Paulinus Müller, Ludgerus Jasper und Willehad Krause, und die Brüder Heriber, Maternus, Raymond und Cletus ihre erste Profess, weiheten sich in junger, idealer Opferbegeisterung dem Heilande. Bruder Pachomius, ein Veteran von St. Paul, da er zu den ersten Novizen des neugegründeten Noviziatshauses gehört, leate ewige Gelübde ab.  
Fr. Norbert.



### Mariä unbesleckte Empfängnis.

Freudig danken wir Gott an diesem hohen Feste, daß er sich in Maria eine Wohnung bereitet hat, welche würdig war, den verheißenen Heiland aufzunehmen. Als seine zukünftige Mutter wurde sie schon voraus geheiligt und unbesleckt vom Makel der Erbsünde empfangen. Wie schön sagt von ihr das alte Kirchenlied:

Als die ersten Eltern gingen,  
Wo verbotne Früchte hingen,  
War Maria nicht dabei;  
Gottes Rat erhielt sie frei.  
Jene bald zum Falle kamen,  
Alle wir vom Apfel nahmen;  
Doch Maria, unverjücht,  
Kostet nicht die Todesfrucht.

Welch ein wunderbarer Vorzug vor allen anderen Menschen, selbst vor Johannes, dem Vorläufer Jesu!

Maria, der Braut des hl. Geistes, die als unbesleckt empfangene Eva des neuen Bundes der Schlange den Kopf zertrat, gelten die Worte des hohen Liedes: „Ganz schön bist du, meine Freundin, und kein Makel ist an dir; du bist die vollkommene, die auserwählte, schön wie der Mond, rein wie die Sonne.“ Maria ist die herrliche Rose ohne Dornen im Sanct Annä Mutterschoß; kein noch so schöner Mai, selbst nicht der Paradiesgarten, brachte eine solche Wunderblume hervor, deren starke Wurzel von Gottes Kraft war und die vom Tau des Himmels befruchtet wurde. Ihre Arznei erfrischt den Mut, kühlte glühende Leidenschaften und stärkt uns zum letzten Streite. Maria ist eine helle Fackel ohne Rauch, ein lichter Schein ohne Schatten, der ersehnte Morgenstern, der den sonnigen Tag ankündigt, der wahre Jakobshrumen, das goldene Bließ Gedeons, die gnadenreiche Stadt Gottes aus lauterem Golde und edlen Diamanten, der herrliche Tempel Salomons, ein starker Turm wider alle Feinde des Heiles und die offene Pforte des Himmels.

Die frommen Eltern Mariä, Joachim und Anna, waren lange Zeit kinderlos, fügten sich aber mit Geduld und Ergebenheit in den Willen Gottes. Die alte Ueberlieferung weiß zu melden, daß sie viel beteten und viele Almosen gaben, um mit einem Kinde erfreut zu werden, wofür dieses ihrem Heil nicht nachteilig sei. Endlich erhörte Gott ihr beharrliches Gebet und schenkte ihnen ein Töchterlein, das die Mutter des Erlösers werden sollte. O glückselige Eltern, deren Gebet also über alle Erwartung aufs allerbeste erhört wurde, denen in Maria das kostbare Gut anvertraut wurde! Treu erfüllten sie ihre elterlichen Pflichten durch gute Gewöhnung, Lehren und Beispiel, und reich war dafür ihr Lohn. Denn Maria blieb, in treuer Mitwirkung mit allen Gnaden, auch von jeder persönlichen Sünde frei, und erstrahlte bald im Glanze aller Tugenden.

Als Evangelium läßt heute die Kirche das Ge-

schlechtsbuch Jesu Christi nach dem Evangelisten Matthäus verlesen, um uns daran zu erinnern, daß Christus, der Sohn Mariä, wie es die Propheten geweissagt hatten, ein Sohn Davids war. Als Erbtöchter wurde Maria mit ihrem nahen Verwandten Joseph verlobt; wie dieser stammte also auch sie vom Könige David ab.

In der heutigen Epistel, die aus dem Buche der Sprichwörter genommen ist, mahnt uns Maria, die unbesleckt empfangene Mutter der ewigen Weisheit: Höret mich jetzt, meine Kinder! Selig sind, die auf meinen Wegen wandeln. Höret die Lehre und seid weise und verwerft sie nicht! Selig der Mensch, der mich hört und täglich wacht an meiner Tür . . . Wer mich findet, der wird das Leben finden und das Heil schöpfen vom Herrn.

### Weihnachtsgeheimnisse.

Von Rev. D. Bearne.

Autorisierte Uebersetzung von J. C. Treumann.

Seit acht Uhr hatte Frau Namer mit Sehnsucht die Heimkehr ihres Knaben vom Markte erwartet. Endlich vernahm ihr lauschendes Ohr das dumpfe Rollen nahender Karrenräder.

Mit brennender Laterne trat sie nun hinaus in die sternlose Nacht des heiligen Abends.

„Der arme Junge! Er wird toimüde sein“, sagte sie zu sich selbst. „Und kein Wunder! Ich fürchte, wir müssen auf die Witternachtsmesse verzichten. Wie wird er enttäuscht sein!“

„Ich habe mich verspätet, Mutter“, ließ sich eines Knaben laute Stimme vom Hofe her vernehmen. Die Herrschaft hatte so viel zu tun, daß ich lange auf die Bezahlung warten mußte.“

„Es ist immer so, wenn der Markttag auf den heiligen Abend fällt. Aber nun, mein Liebling, mußt Du zu Abend essen. Geh hinein! Ich werde ausspannen.“

„Als ob ich das Dich tun ließe“, lachte der Knabe. „Nein, nein, Karl“, bat die Mutter. „Du mußt ja ganz ausgehungert sein. Geh nun hinein! Ich werde schon alles besorgen.“

Ihr die Laterne aus der Hand nehmend, küßte er sie und sagte:

„Geh Du hinein, Mutter! Es ist so kalt draußen. Bis das Wasser siedet, bin ich fertig.“

„Es siedet schon, Karl.“

„Gut; dann laß es nicht einkochen“, scherzte er und fing an, das Pferd abzuwickeln.

„Und seit vier Uhr morgens ist er auf“, jensezte sie für sich hin, als sie in das Haus trat. „Zweimal schon ist er heute nach Friedberg hin- und zurückgefahren, und hat noch nichts Ordentliches im Magen seit dem Frühstück! Das muß einen so zarten Jungen wie ihn ja umbringen. Und was für armelige, einjame Weihnachten er haben wird!“ —

Karl kam erst herein, nachdem das Pferd gefüttert und gestriegelt war. Es fiel ihm nicht leicht, seine Müdigkeit zu verbergen. Schwerfällig setzte er sich aufs Sopha, auf das er sich, mehr müde als hungrig, am liebsten der ganzen Länge nach geworfen hätte.

„Der Herr wollte uns das Geld mit der Post schicken, Mutter; aber ich sagte, Du brauchtest es notwendig. Darum mußte ich warten, bis er es mir geben konnte.“

Mit diesen Worten händigte er der Mutter das Geldtäschchen ein und richtete sich zum Essen.

„Gott segne Dich, mein Kind! Es tut mir wirklich leid, daß man Dich so lange hinhielt. Ich hoffte, sie würden nur zu froh sein um die Eier und das Geflügel.“

„Sie waren es auch“, jagte der Knabe und machte sich über den großen Hering her, den die Mutter ihm vorgelegt hatte. „Sie hätten noch mehr brauchen können, ich erklärte ihnen aber, daß wir für uns selbst kein einziges Ei, kein Huhn, viel weniger einen Truthahn behalten hätten. Wie gut es ist, Mutter, daß Du den Kuchen schon lange vorher gebacken hast! . . . Ja, bitte, recht viel Milch in den Kaffee!“

Der heiße, weiße Kaffee brachte Wärme und Leben in ihn und obgleich er langsam und etwas müde ab, wurde er gegen Ende der Mahlzeit immer lebhafter und gesprächiger. Seine Mutter schaute ihn zärtlich und sehnsüchtig an, als wollte sie ihn auf das Knie nehmen und, seinen Kopf an ihren Busen pressend, in Schlaf wiegen, wie sie es in seiner Kindheit getan hatte.

Sie plauderten fröhlich weiter; aber kaum war er vom Tische aufgestanden und hatte sich wieder aufs Sofa gesetzt, als er zu wicken anfing.

„Karl“, sagte die Mutter, ihm ein Kissen unter den Kopf schiebend, „wenn Du in die Mitternachtsmesse gehen willst, mußt Du wenigstens eine bis zwei Stunden ruhen; sonst schläfst Du in der Kirche ein.“

„Wecke mich aber ja um elf Uhr auf, Mütterchen, nicht wahr?“ bat er schläfrig, als er sich auf das Ledersofa ausstreckte.

„Je nachdem, Kind“, entgegnete die Mutter. Karl war viel zu müde, um über diesen Punkt noch zu disputieren und nach einigen Minuten war er im Traumlande.

„Karl, Karl, mein Liebling! Es ist Zeit, daß Du Dich richtest.“

Es war ein viertel nach elf Uhr; aber obgleich sie ihn rief, erhob sie ihre Stimme nicht zur vollen Höhe. Sie brachte es nicht über sich, ihn aufzuwecken. Er schlief den tiefen Schlaf der Erschöpfung, und es kam ihr gerade grausam vor, ihn darin zu stören. „Viel besser, ihn ausschlafen zu lassen“, dachte sie; „er kann dann morgen früh zur heiligen Kommunion gehen.“ Er hatte seine schweren Stiefel nicht ausgezogen, und sie wünschte, sie wegnehmen zu können, ohne ihn zu stören, getraute aber nicht, es zu probieren. Sie getraute sich nicht einmal, ihn zu küssen.

„Heute Nacht wird wahrscheinlich niemand mehr kommen“, redete sie für sich hin, als sie mit einer Laterne den Weg zur Kirche antrat.

„Es verirren sich ja nicht einmal die Weihnachtswägen auf diesen abgelegenen Hof. Wie war doch früher alles so ganz anders gewesen! Doch weg mit diesen schwermütigen Gedanken! — In einer kleinen halben Stunde kann ich in der Kirche sein, und falls Karl aufwacht, wird er sicher nachkommen.“ Mit diesen und ähnlichen Gedanken eilte sie voran, um vor der heiligen Messe noch beichten zu können.

Es war ungefähr eine Viertelstunde nach Mitternacht, als Karl durch lautes, anhaltendes Klopfen an der Haustüre aus dem Schlafe aufgeschreckt wurde. Sofort sprang er auf, war aber noch schlastrunken, daß er kaum auf den Beinen stehen konnte. Seine Mutter hatte beim Weggehen die Lampe heruntergedreht. Das Erste, was der Knabe tat, war, sie hinaufzudrehen. Als er auf den Ausgang hinausstolperte, blendete ihn das flackernde Licht. Das Klopfen hörte auf, als er anfang, an der Sperrfette herumzutasten. Die vordere Haustüre wurde selten benützt.

„Wohnt hier Frau Nummer?“ fragte eine laute, ungeduldige Stimme.

Karl antwortete mit einem „Ja“, nahm jedoch die Kette nicht ab.

„Nun denn, im Namen alles dessen, was man Gastfreundschaft nennt, laßt mich ein! Ich bin ihr Bruder. Ist denn mein Telegramm nicht angekommen?“

Karl würde noch geäußert haben, hätte er nicht den Seufzer der Erleichterung vernommen und den veränderten Tonfall in der Stimme des Fremden.

Nicht ohne Furcht nahm er die Kette ab und erklärte, er wisse nichts von einem Telegramme.

„Und wer magst Du sein, mein Junge?“ fragte der Fremde, als er den Ausgang betrat und Karl von Kopf zu Fuß scharf fixierte. „Ah, was frage ich lange? Du bist der Sohn meiner Schwester, also mein Nefte, und ich bin Dein Onkel Heinrich aus New York. Deine Mutter ist wahrscheinlich schon im Bett?“

„Nein, sie ist in die Christmette gegangen.“

„Hätte mir's denken können. Aber das hat was gebraucht, bis ich hierher fand. Glaubte schon, ich müßte auf freiem Felde übernachten. Was fällt Euch ein, in einem so kleinen, weltfernen Winkel der Erde zu leben?“

Obgleich Karl seine Gedanken noch nicht recht beisammen hatte, setzte er doch den Kessel auf und machte Feuer an. Es war kein Zweifel: Der Fremde war Onkel Heinrich, dessen Portrait an der Wand hing, und von dem ihm die Mutter so oft erzählt hatte.

„Was soll ich ihm nur kochen?“ zermartete sich Karl das Gehirn. Er hatte die Frage des Onkels überhört, und dieser hatte sie nicht wiederholt; denn er zog es vor, sich seine eigenen Schlüsse über den Stand der Dinge zu ziehen. Kleider und Schuhe verrieten den arbeitenden, fleißigen Knaben. Heinrich Thal hatte geglaubt, einen sturberhaften Schüler zu finden, der die Ferien zu Hause verbummelt. Warum hatte seine Schwester ihm von ihren so sehr veränderten Verhältnissen nichts geschrieben? — Er wußte, daß sie nicht wohlhabend war; aber hier war Armut oder der nächste Schritt dazu.

Karl deckte den Tisch. Seine Mutter pflegte etwas heiße Milch zu trinken, wenn sie heimkam. In der Vorratskammer war — außer einem Stück ungekochten Rindfleisch und dem Kuchen für den Weihnachtstisch — nichts als Brot, etwas Käse und Butter.

„Kümmere Dich nicht um mich“, bemerkte der Onkel, als er Karls verlegenen Blick wahrnahm. „Ich habe im Dorfgasthause um acht Uhr gegessen und könnte höchstens ein Glas Milch trinken oder ein Butterbrot essen.“

Leider haben wir nichts anderes. Es ist Fasttag heute.“

Der Besucher schaute auf seine Uhr.

„Ich ahnte nicht, daß zwölf Uhr schon vorbei ist und somit der Weihnachtstag begonnen hat. Das gibt den Ausschlag: ich darf nicht mehr essen. Ich

möchte meiner langjährigen Gewohnheit, an Weihnachten zur heiligen Kommunion zu gehen, nicht untreu werden.“ — Aber wie kommt es, daß mein Telegramm nicht angekommen ist? Am Ende habe ich gar die alte Adresse angegeben?“ —

Das hatte er auch getan. Es war am heiligen Abend auf dem Thalhof, wie der alte Platz immer noch hieß, angekommen und Frau Numer durch einen Knecht des Hofes übergeben worden, als sie aus der Kirche trat.

Sie erriet den Inhalt des Telegramms, ehe sie es erbrach. Ihr Bruder Heinrich hatte wiederholt angedeutet, daß Geschäfte ihn im Dezember oder Januar nach Bayern bringen würden. Seit einigen Tagen schon hatte sie auf einen Brief von ihm gewartet. Wie überrascht und erfreut ihr Sohn sein würde, der seinen Onkel noch nie gesehen hatte!

„O, mein lieber Heinrich!“ rief Frau Numer aus. „Wie froh bin ich nun, daß das Haus nicht verschlossen war! Wäre Karl mit mir gegangen, dann hättest Du nicht hereingekannt. Nein, Du darfst jetzt nicht ins Gasthaus zurück. Was fällt Dir ein? Es ist halb zwei Uhr. — Ja, ich werde schon Sorge tragen, daß beide, Du und Karl, Euch nicht verschlast, sondern rechtzeitig in die Frühmesse kommt. Aber jetzt ins Bett! Morgen ist Zeit genug zum Erzählen. Dank dem lieben Gott, daß Er uns einen so lieben, teuren Weihnachtsgast geschickt hat! Wir hatten uns schon auf recht einsame Weihnachten gefaßt gemacht, nicht wahr, Karl?“

Karl machte die Augen auf und lächelte; dann nickte er wieder.

Im Schlafzimmer angekommen, erkannte Onkel Heinrich auf den ersten Blick, daß es das seines Neffen war.

„Der arme Junge bringt gewiß die Nacht auf dem harten Sopha zu?“ dachte er. „Nun, jetzt muß ich nachgeben. Es ist zu spät, um Widerstand zu erheben; aber ich will nicht Heinrich Thal heißen, wenn ich Karls Herz morgen nicht vor Freude rascher schlagen mache.“

Ein glückliches Trio saß beim Weihnachtsfrühstück. „Ich wurde von meiner Firma in großer Eile nach München geschickt, um ein Geschäft in Ordnung zu bringen, das keinen Aufschub litt,“ erklärte Onkel Heinrich. „Erst vor einigen Tagen kamen wir in Hamburg an, und ich wollte mich natürlich meines Auftrages noch vor Weihnachten entledigen. Doch hätte ich gleich nach meiner Ankunft in Hamburg telegraphieren sollen. Wäre es Juni statt Dezember gewesen, so hätte ich auch meine Frau und Kinder mitgebracht; aber die werden nächstes Jahr kommen. Du könntest sie hier doch kaum unterbringen, fürchte ich?“

Frau Martin lächelte kopfschüttelnd. „Daß es gut sein, Lisbeth! Kommt Zeit, kommt Rat. Aber, daß ich's nicht vergesse. Karl, was hat Dir denn das Christkindlein gebracht?“

„Es hat mich vergessen, Onkel,“ lachte Karl.

„Was nicht gar! Dich vergessen? Ich habe doch in deinem Zimmer etwas gesehen, mein Junge. Oder war es nicht Dein Zimmer, in dem ich schlief? — Ja, ich hab mir's gleich gedacht. Geh mal hinauf und schau, wenn Du gefürchtet hast! Ich habe wahrhaftig am Fuße Deines Bettes ein feines Ledertäschchen gesehen, und es scheint mir ganz voll zu sein. Mein Täschchen ist es nicht; denn ich habe ein ganz schädiges und viel größeres. Zudem würde das Christkindlein von so einem alten Kerl, wie ich bin, vielleicht gar keine Notiz nehmen.“

„Geh und schau, Karl!“ mahnte nun auch Frau Numer, die dem neugierigen Blick ihres Sohnes begegnet war.

„Se, je, was für ein sonderbares Geschenk das Christkindlein Dir gebracht hat!“ rief Onkel Heinrich, als Karl mit einem braunen Ledertäschchen zurückkam, das mit dicken, starken Papieren ganz vollgestopft war. Was soll das bedeuten, mein Jüngelchen?“

„Ich weiß es nicht, Onkel,“ entgegnete der erstaunte Knabe.

„Deine Mutter will uns gewiß einen Streich spielen. Frage sie, was sie im Schilde führt?“

Karl leerte den Inhalt des Täschchens auf den Schoß der Mutter.

„Oh!“ rief diese aus, als sie eines der Pergamentblätter öffnete. „Oh, Heinrich, mein lieber, guter Bruder, es kann nicht wahr sein! Du hast wirklich unser altes Heim käuflich erworben?“

„Freilich habe ich das, Lisbeth, und zwar für Dich und Karl. Du hältst in Deiner Hand die Schenkungsurkunde unseres lieben Elternhofes. — Wohl bin ich im Auftrage der Firma, deren Mitglied ich nun bin, nach Bayern gereist; — aber — ha, ha! das war mein Geheimnis, liebe Schwester, — ich hatte auch meine eigenen Geschäfte. Du hast Dein Geheimnis bewahrt, und ich das meine!“

„Aber, Heinrich, wir haben wirklich an nichts Mangel gelitten. Dieser kleine Geslügelhof hat mir Glück gebracht.“

„Ja, ja, meine Liebe! Glück, — wie man's nimmt; aber auf Kosten Deiner und Deines Jungen Gesundheit und Kraft, — auf Kosten Eurer Ruhe und Behaglichkeit. Karl,“ fuhr er fort, des Knaben Hand ergreifend, „Du bist einer der wackersten Knaben, die ich je gekannt, und ich bin stolz, Dich zum Neffen zu haben!“

„Und Du bist der aller-, allerbeste Onkel, den je ein Knabe in der Welt gehabt hat!“ versicherte Karl, den Onkel herzlich umarmend.



K. B. M. Unsere Missionare wurden nicht ausgewiesen, sondern können jetzt wieder ruhig ihrer Missionsarbeit nachgehen. — Großmün., W. D. L. Betr. erh., u. Wunsch verw. — Th. A. 100: 32 M f. Berg. u. Angabe erh. — Neustadt: 250 M. — Elise: 55 Frs. — Ungenannt Nr. 51: 10 M f. Berg. u. Kal. u. 80 M Alm. — L. S. München: 100 M. — Herrshing, Th. B. 30 M. — Schüttern: 50 M M. Alm. — F. B. A. 200 M. — K. 100 M. — Wurmansquid: 105 M. — Reichenau, Betrag erh. — Nr. 100, F. B. 5 M. — Grünstadt: durch Beförderer F. S. erhaltene Spenden. — Wurmansquid: für Heidenkinder u. Alm. — Ried: 50 M. — Hildesheim. — Rosenstock, 52 M. — Neustadt, 1000 M. — P. Wehr: 60 M. — Mchaffenburg: 750 M f. Hdt., hl. Messen u. Antoniusbrot. — Rimpf: B. G. 100 M. — R. R. 10 M. — Gleishorbach, M. B. 40 M. — Rinnenthal: 2 M. — Spremberg: Betrag erh. — Hüpfstedt: Bf. m. Einlage erh. — H. A. 13. Betrag erh. — Holzhausen: 100 M. — Schliersee: Betrag erh. — Fr. F. Pfaffenberg: Es ist am besten, das Geld dem „Großen Liebeswerk vom hl. Paulus“ (Mariannhiller Studienfond zur Heranbildung von Priestern für unsere Mission) zuzuwenden. — Groß Lahje, 50 M. — Weingarten: 20 M. — M. A. W.: 12 M.

Seidenkinder und Antoniusbrot sind teils als Dank, teils als Bitte eingegangen: Schwannheim „Josef Antonius“ — R. 4 Hdt. — Herbolzheim „Josef“ — A. M. U. Hdt. — Kriegerdank an die armen Seidenkinder der Mariannhiller Mission 350 M, Josef, Antonius, Judas Thaddäus, Michael, Heinrich, Franz Xaver. — Ehingen, 60 M „Josef“ — A. F.

Bien, 40 Kr. „Florian Johann Michael“ u. Ant.-Brot. — Herbolzheim M. A. Antbrt. u. Hdt. — Markelsheim 1 Hdt. — Neubingen 2 Hdt. — Schlicht, f. Hdt. — Landsbut „Josef“. — Straubing, 100 M f. Hdt. — E. J. 31 M „Maria Elisabeth“ u. Alm. — Luzernburg, 165 M Antbrt, Alm., Kal., Verg. — N. N. 20 Frs. — N. S. 50 M f. Hdt. — A. 1 Hdt. — Carum Antbrt 20 u. 25 M erhalten.  
Für alle Gaben ein herzlich Vergelt's Gott!

### Dankfagungen.

„Herzlichen Dank der lieben Mutter Gottes, dem hl. Josef und Antonius für Erhörng in einem schweren Anliegen mit der Bitte um weitere Hilfe.“ „Dank dem Prager Jesukind für Erhörng.“ „Eine Krankenschwester sagt Dank dem hl. Judas Thaddäus für schnelle Hilfe in einem schweren Anliegen.“ „Dank für die Errettung unseres Kindes. Das Kind verschluckte ein Pfeisfchen und mußte darum operiert werden. Der Arzt und wir alle gaben die Hoffnung auf. Die Speiseröhre mußte geöffnet werden und konnte nicht mehr genäht werden. Die Wunde mußte von selbst zuheilen.“ „Mein Mann hatte infolge falscher Anschuldigung Schweres durchzumachen. Voriges Jahr kam die Sache vor Gericht und wurde er auch in erster Instanz zu 2 Monaten Gefängnis verurteilt. Wir hatten keine Hoffnung mehr. Da nahmen wir unsere Zuflucht zum hl. Judas Thaddäus und hielten eine neuntägige Andacht. Mein Mann wurde in 2. Instanz freigesprochen. Vier Jahre habe ich täglich gebetet zum hl. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Josef und dem hl. Judas Thaddäus. Ihnen sei tausendfacher Dank für ihre Hilfe!“ „Dem hl. Josef und hl. Wendelin sei Dank für Hilfe in schweren Anliegen.“ „Während einer zweimaligen Andacht wurde ich, bevor noch die 2. Andacht zu Ende war, wunderbar erhört.“ „Dank dem hl. Antonius, der lb. Mutter Gottes und dem hl. Josef, Wendelin und den armen Seelen.“ „Dank dem hl. Josef und Antonius für Hilfe in einem großen Anliegen.“ „Da mein Mann im Glauben recht gesunken war und auch sonst recht grob und roh war, versprach ich im Falle der Besserung ein Heidenkind. Dank der lb. Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Antonius und dem hl. Josef geht mein Mann jetzt wieder, wenn auch noch nicht jeden Sonntag, in die Kirche und es gibt auch sonst nicht mehr soviel Zwistigkeiten.“ „Vieltausend Dank dem hl. Josef, der in schweren Seelenleiden geiften hat. Mehrere Jahre lebte ich in großen Sünden und erlangte durch die Fürbitte der lb. Mutter Gottes und des hl. Josef die Gnade, hl. Exerzitien bewohnen zu können und eine gute Beicht abzulegen.“ „Dank wird gesagt für Hilfe in einem schweren Seelenleiden, für Heilung von einem schweren Beinleiden, für Hilfe bei einer schweren Entbindung und Heilung eines Kindes von schwerer Mittelohrentzündung, für Bewahrung vor der Seuche, für erlangte Hilfe in einem schweren Halsleiden, für glücklichen Ausgang der Viehseuche, für erlangte Hilfe in einem Anliegen, für fernere Bewahrung vor Viehseuche, Dank für Besserung in Krankheit, für Hilfe in einem wichtigen Anliegen, für Hilfe in Viehseuche, sodas uns noch so viel blieb, als wir zum nötigen Lebensunterhalt brauchten, für Hilfe bei 2 schwer erkrankten Kindern, Dank für den Uebertritt eines Studenten in eine höhere Klasse, obwohl alle Aussichten dazu unmöglich schienen, für erlangte Hilfe, für Heilung einer Hand, für Hilfe in einem Anliegen, für auffallenden Schutz und Hilfe in den vielen Gefahren des Krieges und für glückliche Rückkehr dreier Söhne vom Kriegsfeld, für Wiederfinden eines Verlorenen, für Wiedererlangung der Gesundheit in eine schweren Leiden, für glücklich bestandenes Examen, für Erhörng in einem Anliegen, für Besserung in einem schweren, nervösen Magenleiden, für Hilfe in den fürchterlichen Schmerzen nach einer Operation, für Hilfe in einem schweren Anliegen auf die Fürbitte des hl. Clemens Maria Hofbauer, f. Heilung v. Stottern, Befreiung v. Militärdienst, glückliche Standeswahl, Errettung aus Lebensgefahr, Erlangung des Kindersegens, glückliche Geburt eines Kindes, glückliche Erledigung eines Geschäftes. Dank für glückliche Standeswahl, für glückliche Geburt, für Erhörng in einem Anliegen, für Hilfe in einer Krankheit und Wiedererlangung einer verlorenen Briefmappe, für Heilung eines Fußleidens, für Hilfe in einem großen Anliegen, für Erhörng in einem Anliegen, für erlangte Hilfe in einem schweren Blasenleiden, für glückliche Hilfe in Examensnöten, für schnelle Gebetserhörng um eine gute Stellung und Bitte um Heilung eines Halsleidens, für Hilfe in einer schweren Angelegenheit, für erlangte Hilfe durch die Fürbitte des hl. Kajetan, für Bewahrung vor einer Feuersbrunst, für Heilung von Flechten und schwerem Nervenleiden, für Genehung von einer lebensgefährlichen Krankheit, für zweimalige Hilfe im Stall, für

Erlangung des innern Friedens nach Abhaltung mehrerer Novenen, für Erlangung einer guten Stellung meines Sohnes, für sofortige Hilfe in einer schweren Dienstbotenangelegenheit, für erhaltene Gesundheit einer Schwerkranken, von den Ärzten aufgegebenen jungen Frau, Mutter von 6 Kindern, für Wiedererlangung eines wertvollen Gegenstandes, der im Zug liegen gelassen worden war, für Bewahrung vor einer lebensgefährlichen Operation, für wunderbare Errettung einer Frau aus Todesgefahr, für Erlangung einer guten Lebensstellung und wunderbare Hilfe in einer schweren Operation, für Genehung der Mutter von einer sehr schweren Krankheit, für Hilfe in schwerer Not, für Errettung einer Frau aus tödlicher Krankheit und Erhörng in verschiedenen Anliegen, für Genehung einer Tochter von schwerer Nervenkrankheit nach Abhaltung einer Novene, für Befreiung von schwerem Magenleiden, für gute Lebensbeicht, für Hilfe in einer Fußkrankung, für Hilfe in einem Halsleiden.

### Gebetsempfehlungen.

Um Hilfe in einem Fußleiden. Wiedererlangung einer entsprechenden Arbeitsgelegenheit. Wiedererlangung eines wertvollen verlorenen Dinges. Verschiedene Anliegen. Ein schwer leidender Familienvater. Eine Heiratsangelegenheit. Um gute Kindererziehung. Ein schweres Anliegen. Wohnungsangelegenheit. Um Heilung in einem Nervenleiden. Abwendung der Viehseuche. Eine schwererkrankte Mutter von 7 kleinen Kindern. Befreiung von Zuckerkrankheit. Eine verwidete wichtige Angelegenheit. Erbittung der elterlichen Befürwortung einer ehelichen Heiratsangelegenheit. Um Hilfe in schwierigen Familienverhältnissen. Verhütung einer gemischten Ehe. Um Heilung eines Augenleidens. Berufswahl. Seelenleiden. Kranker Arm. Heilung von Verschwendungssucht. Glück und Segen im Geschäft, Gesundheit und Frieden in der Familie, Seelenfrieden, gute Kindererziehung, Segen im Studium. Für die armen Seelen. Friede unter Geschwistern. Heilung von Trunksucht. Schwerkranker Wohltäter. Ein Priester um Gesundheit. Um glückliche Standeswahl. Um Ablegung bössartiger Gewohnheitsünden. Um Erlangung des Familienfriedens und glücklichen Sterbestunde. Um sichere Lebensstellung. Um glückliche Geburt. Baldigen Abschluß einer glücklichen Ehe. Hilfe in schwerer Krankheit. Ungeratener Sohn. Schonung vor Viehseuche. In mehreren großen Anliegen. Wiedererlangung des Gehörs für ein Kind und guter Ausgang eines Prozesses. Alle Anliegen der Mission und unsere Wohltäter. Um ein gutes Dienstmädchen. Eine Nervenranke, einzige Stütze einer armen Mutter (Witwe). Eine ranke Klosterfrau. Dätrup. Um gute Gesundheit der Kinder. Um Segen im Stall.



Hans Seubert, Würzburg. Karolina Hipp, Pfaffenhofen. Johann Nerme, Michael Nerme, Josef Wächter, Burgschleif. Barbara Weiß, Stibarlmbach. Wendelin Erb und Flora Böß, Motten. Aloys Kellermayer, Regensburg. Frau Roth, Answang. Eugen Riegler, Balf. Simon Wagner, Wettstetten. Geog Josef Vogt, Ballenberg. Anna Maria Fuchs, Roßbrunn. Pfarrer Haag, Obermauerbach. Franziska Baier, Wöslsrieth. Balthasar Huber, Sedenheim. Franz Böhler, Herrenschwand. Elisabeth Eberhard, Sedenheim. Johann Ruff, Woppenrieth. Elise Wenzauer, Köppling. Elisabeth Grabl, Dhrendach. Johann Bulley, Feldkirchen. Florian und Otto Herold, Göppingen. Kunigunda Vinhardt, Löhlich. Katharina Rimsch, Rumbichl. Helena Schmidt, Regensburg. Paul Fiebach, Dreierdorfer, Breslau. Anna Saimertl, Unterzell. Paulina Hugel-Schmidt, Mühlhausen i. Els. Johann Kägel, Alersberg. Kathi Wasner, Kronberg. Anastasia Meiller, Bad Heilbrunn. Jazilia Roth, Ausnang. Frau Döbele, Säckingen. August Berger, Breslau. Clementine Schmidt, Breslau. Therese Salcher, Marktöffingen. Rosalia Halmbacher, Miesbach. Franz Wöwinkl, Frankfurt. Michael Zimmer, Fulda. Maria Waldmann, Griefheim. Karolina Hipp, Pfaffenhofen. Kaspar Böß, Pfarrer, Scheidegg. Celestin Mayr, Vitar, Besperbild b. Ziemetshausen. Andreas Birkenmaier, Unterfimmenswald. Frau Rühberger, Hauzenberg. Pia Striegel, Konstanz. Fridolin Gohm, Kon-

Itanz, Noja Schanz, Mengen. Philomena Luz, Rieneck. H. Vater Markus Daxler, Kapuziner, Herzogenaurach. Heinrich Schmitt, Langenbrücken. Karl Uh, Johann Marte, Ueberlingen. Piarer Zacher, Hiltensingen. Adam Lumel, Schraudenbach. Matthias Huber, Petcha. Flora Bös, Wendelin. Erb, Magdalena Keith, Motten. Josef Hochhäusl, Reischach. Madame Seichpine, Evingen, Lothr. Maximilian Schweiger, München. Ludwig Markus und Karolina Müller, Süssenheizi i. El. Franz Gaert, Waldkirch. Christine Thomas, Mainz. Martina Ruff, Grossfelling. Josef Konrad, Würzburg. Josef Weichenberger, Petersdorf, Vermitt. Ed. Herfle, Schwörshaus. Hochw. H. Pfr. Käfer, Allershausen. Amalie Volk, Waldkirch. Josef Schweiber, Imgenbroich. Johann Beder, Hochscheid, Peter Beder u. Lorenz Beder, Hochscheid. Georg Steffen und Josef Steffen, Crefeld. Maria Voges, Theiningsen. Joh. Bapt. Klausen, Dunen. Joh. Stürmer, Bederath. Elisabeth Kellner, Kreuzer. Herr J. M. Daus, Trier. Josefina Alfens, Westeremsted. Johanna Marx, Obermenig. Nicolaus Erum und Johannes Wildschütz, Schobtscheid. Bernhard Schmitt, Commlingen. Gertrud Krummbein und Anna Wem-Bocholt, Dorsten. Gertrud Raubach, Clotten. Wwe. Theresia Wieseler und Cleopha Wieseler, Hegendorf. Ferd. August Havertamp, Höne bei Dintlage. Margaretha Schorr, Dilsburg. Hubert Stein und Frau, Düsseldorf. Anna Demker, Birkendorf. Leonhard Knievel, Tppenhäusen. Jakob Hell, Steinach, Johann Karer, Algetshausen. Louise Mehler, Altshütten. Wwe. Dithelm, Flawil. Anton Wegg, Kisp. Emil Bechtiger, Pittsburg. Josef Radlin, Riden. Frieda Steger, Belligan. Otto Stebler, Nunningen. Maria Baumgärtner, St. Fiden. Magdalena Kump, Golshee, Krain. Maria Stangl, St. Johann am Tauern, Stmf. Mater Maria Petrich, Oberin d. Ust., Graz. Franz Macher, Graz. Anton Reibberger, Grammaisteten, D. D. Herr Schrampp, Rudersdorf, Ung. Vitus Maier, Königsberg a. d. Eger, Böhm. Christina Dufat, Weng b. Altheim. Frieda Deutschmann, Gosdorf, Stmf. Anna Neurauder, Sautens. Sr. Kreszenz, Sonn, Bruk. Maria von Weltheam, Baden b. Wien. Aloisia Fischer, Brüz. Katha Aufischer, Linz. Balbina Moser, Hall i. Tirol. Anna Wimmer, Salzburg. Schwest. Philiperta, Innsbruck. Sr. S. Josef Schönbaß, Pfr., Rainbach b. Freistadt, D. D. Dr. Edle v. Schich, Meran. P. Berthold Walchhofer, Stift Wilhering. Sr. M. Gonzaga Schleberer, Linz. Aloisia Winkler, Linz. Franz Sailer, Linz. Sr. Quirina Majrhofer, Linz.

(Auf dem Felde der Ehre gefallen.) Heinrich Aker, Birkendorf. Hans Dittendorf, Paderborn (in engl. Gefangenschaft gestorben).

### Zur gefälligen Beachtung!

1. Auf unserer Vertretung sind noch große Posten von Mariannahiller-Desfaletern vorrätig. An unsere verehrten Leser richten wir die dringende Bitte, doch noch einige Exemplare abzunehmen und in bekanten Kreisen zu empfehlen. Der Erlös ist ja bestimmt für das große Werk der Heidenbekehrung. Für jede, auch die kleinste Hilfe und Empfehlung im voraus ein herzliches Vergelt's Gott.

2. Das Vergißmeinnicht wird im kommenden Jahre vorderhand — solange in den hohen Papierpreisen keine Senkung stattfindet — nur zweimonatlich erscheinen. Es soll aber dafür gesorgt werden, daß dasselbe recht pünktlich erscheint. Wir bitten unsere lieben Abonnenten trotz der schweren Zeiten, dem Vergißmeinnicht auch im kommenden Jahre treu zu bleiben. Es wird das Bestreben sein, durch schöne Erzählungen und Missionsberichte, sowie durch reichliche Illustrationen inhaltlich das Vergißmeinnicht recht interessant zu machen.

3. Unseren verehrten Freunden und Wohltätern teilen wir mit, daß sogenannte „Heidenkinder“ nicht mehr angenommen werden können. Wir bitten dringend, das für diesen Zweck zuge dachte Opfer für die allgemeinen Missionszwecke zu geben. Es ist nämlich unmöglich, in absehbarer Zeit so viel Heidenkinder zu taufen, als Namen verlangt werden. Auch ist es doch damit nicht genug, die Heidenkinder zu taufen, dieselben müssen auch christlich erzogen werden. Daß dabei der Missionar mit 21 M und auch mit 50 M nicht auskommen kann, ist ohne weiteres einzusehen. Wenn solche Beiträge für die allgemeinen Missionszwecke gegeben werden, so ist der Mission damit viel mehr gedient und es werden trotzdem genau so viel Heidenkinder getauft, da ja für dieselben doch das allgemeine Missionsgeld mit verwendet werden muß. Wir wären auch sehr dankbar dafür, wenn von solchen, die in letzterer Zeit „Heidenkinder“ einsandten, nachträglich mitgeteilt würde, daß das Geld für die allgemeinen Missionsbedürfnisse bestimmt sein sollte.

Mariannahiller Missionare.

## Zum Jahreschluß!

Am Schlusse des Jahres 1920 danken wir allen unsern verehrten Wohltätern und Freunden von ganzem Herzen für das entgegengebrachte Missionsinteresse und sagen ein recht herzliches Vergelt'sgott für alle Missionsopfer. Ein recht herzliches, tausendfaches Vergelt'sgott namentlich auch unsern vielgeplagten verehrten Förderern und Förderinnen, die so bereitwillig um Gottes Lohn so viele Arbeit für die Mission auf sich nehmen. Mögen alle lieben Wohltäter überzeugt sein, daß der gute Vater im Himmel es ihnen vergelten wird, daß er sich von seinen Geschöpfen in Großmut nicht übertreffen läßt.

Zugleich bitten wir aber auch unsere verehrten Wohltäter, uns auch im kommenden Jahre wieder treu zu bleiben. Gerade das kommende Jahr wird für unsere Mission viele und große Aufgaben bringen. Gar manchen Baustein erfordert das neu gegründete Missionshaus St. Josef, über das demnächst ausführlicher berichtet werden soll. Dasselbe stellt in den heutigen teuren Zeiten für die Missionsgenossenschaft eine überaus schwere Sorgenlast dar. Und doch ist es so bitter notwendig, damit neben unserm Missionsseminar Mojianum zu Loth am Main auch dort die Heranbildung von Priestermissionaren betrieben werden kann, um unser erschrecklich gelichtetes Missionspersonal recht bald wieder ausgiebig ergänzen zu können.

Unsere Mission in Südafrika konnte den während

des Krieges etwas gehemmten und zum Teil stillgelegten Missionsbetrieb wieder voll und ganz aufnehmen. Unter den Schwarzen selbst macht sich eine starke Bewegung zur Aufnahme der europäischen Kultur bemerkbar. Möchten doch unsere lieben Wohltäter tatkräftig mithelfen, daß dies Streben der schwarzen Rasse in christliche Bahnen hineingelenkt werden kann, daß unsere hl. katholische Kirche gerade jetzt, wo alle christlichen Bekenntnisse so eifrige Tätigkeit entfalten, nicht zurückbleiben muß, sondern recht großen Einfluß auf die schwarze Rasse gewinnen kann. Die Gnadenstunde scheint auch für dieses Volk jetzt gekommen zu sein. Helft, daß die Missionare sie benützen können, durch eifrige Unterstützung derselben und namentlich auch durch Bereitstellung von Mitteln, die der Heranbildung tüchtiger Missionspriesterberufe dienen sollen. Für unsere Mission besteht ja zu diesem Zweck das „große Liebeswerk vom hl. Paulus“. (Mariannahiller-Studienfond.)

Tausendfältiger Segen wird sicherlich zurückkommen auf die Herzen derer, die Gottes Sache, der Kirche Sache als ihre eigene betrachten und mit echtem katholischen Stolz mitarbeiten wollen an der Ausbreitung des großen Gottesreiches auf Erden. „O Herr, verleihe all unsern Wohltätern um Deines Namens willen das ewige Leben!“

Die dankbaren  
Mariannahiller Missionare.

# Inhalts-Verzeichnis „Bergknecht“ 1920.

I. Gedichte.		Seite	IV. Erzählungen.		Seite
Zum neuen Jahre		2	Das zerbrochene Fenster		13
Maria, meine Mutter		18	Empfang der hl. Kommunion in der Sterbestunde		15
Lied zu Ehren des hl. Josef		34	Durch den hl. Josef		29
Ostern		50	Die Wunderwiese		29
Gegrüßt seist Du, Maria		67	Das Bünktchen		45
Herz Jesu		82	Eine Josefsgegeschichte		61
Lobgesang zu Ehren des hl. Blutes Jesu		114	Die letzte Maiandacht		77
Weihnachten		130	Der Ueberfall		109
			König und Priester		125
			Weihnachtsgeheimnisse		147
<b>II. Missionsnachrichten.</b>			<b>V. Abhandlungen.</b>		
Reiseabenteuer und Missionsarbeiten eines Glaubenshelden in alter Zeit	54, 61, 77, 93, 109, 125,	144	Gott d. d. Zulusprechenden Völkern	43, 56, 73, 90, 122,	
Mariannhill:			Die Negermartyrer von Uganda		132
Missionsstatistik		2	<b>Illustrationen.</b>		
Südafrikanische Briefe		60	<b>I. Bilder aus dem Missionsleben.</b>		
P. Adalbero Fleischer, der neue Generalsuperior		66	Kaffernknahe		1
Der Agnes		69	Choronidjen und Postulanten in St. Paul		3
Die Winterschule d. schwar. Lehrer in Mariannhill		69	Ein Weihnachtsspiel		7
Südafrikanische Briefe II		74	P. Dejons erhält Besuch von einem alten Mütterlein		17
Wetterlegen mit dem hl. Kreuzpartikel		92	Unsere „Schweizer“ in St. Paul		19
Ein harter Kopf		92	P. Ignatius		23
Vorsicht ist die Mutter der Weisheit		92	Bootsfahrt auf dem Umzimkulu		25
Brief d. Apostolischen Visitatoren		93	Missionsstation Mariahill		27
Januar in Natal		122	Ein echtes Zulumädchen		34
Ewige Proseß		130	Am Tafelberg bei Mariannhill		27
Kleine Missionsnachrichten	12, 44,	76	Mutter mit Zwillingen		37
<b>Censtochau:</b>			Drei heidn. Frauen v. d. Kraal		39
Nachrichten von der Missionsstation		4	Zwei alte und zwei junge Erstkommunikanten		50
Gottseliger Tod einer schwar. Herz-Jesu-Berehrerin		10	Maria Loreto auf dem Berge		51
Eine Opferfreude		25	Plan von Maria Loreto, Kunde Kraalhütte, Maria Loreto 1916, Glockenturm		53
Endlich erlebt		27	Charlamsstagszeremonien in St. Michael		57
Maria Loreto	36, 52, 67, 86, 106, 116,	135	Die Geheimräte des Häuptlings		59
Zulu-Logit		56	In stiller Andacht		66
Schlangenabenteuer		72	Christliche Kaffernfrau mit ihren Kindern		68
Sonnensarbeit auf den Augenstationen		87	Turnstunde in Mariathal		69
Berohnte treue Amtsführung		123	Taufe in Maris Stella		71
<b>Reichenau:</b>			Bezaubernde Musik		81
Nachrichten von der Missionsstation		6	Grabmal des Abt Franz		87
Der Schlangendoktor		11	P. Thomas ruft mit der Trompete die Leute zur Katechese		91
<b>Mariagell:</b>			Brüderlich geteilt		97
Aus der Zeit der Gründung der Mariannhiller Missionsstation Maria Zell	18, 34,	50	Postverteilung		101
<b>Lourdes:</b>			Christliche Kaffernhütte		103
Ostern und Weißer Sonntag in Südafrika		20	Missionschüler im Aloysianum, Vohr a. M.		105
Kleine Missionsnachrichten		108	Fliegige Schülerinnen		114
<b>Triashill:</b>			Apostol. Vikar Dr. S. Delalle mit 4 Mariannhiller Patres		115
P. Ignaz Krauppenhaar †		22	P. Odo beim Sonntagsgottesdienst im Gefangenenlager zu Marienburg		117
Die Höhle bei Triashill		23	Kaffrische Hühnernester		121
Die Rückkehr der Triashiller Missionare in ihre Mission		82	Gnadenreiche Weihnachten		129
<b>Einjiedeln:</b>			Br. Salomon fällt einen Urwaldriesen		133
Gesang und Tanz bei den Kaffern		26	Kaffrische Maischeune		135
<b>Maria Trost:</b>			Aussegnung		135
Stationsnachrichten, Priesterweihe und Primiz		40	Zuckerrohrschneiden		139
<b>Reilands:</b>			Kaffrische Polizisten		141
Meine Reise zu den Ausfägigen		99	<b>II. Religiöse Darstellungen.</b>		
Missionswanderungen im Transkei		138	Jesus im Tempel		5
<b>Mariathal:</b>			Darstellung Jesu im Tempel		21
Eine Pflanzung zur Verherrlichung des Herrn		114	St. Josef		41
<b>Maria Trost:</b>			Der Herr ist auferstanden		55
Kleine Missionsnachrichten		12	Das Pfingstfest		73
<b>Himmelberg:</b>			Der gute Hirt		83
Kleine Missionsnachrichten		12	Und sie folgten ihm nach		99
Die Ernte des Todes		124	Franz von Assisi		119
<b>Citeaug:</b>			Weihnachtsmorgen		131
Anfang in Lurana		121	<b>III. Religiöses.</b>		
<b>St. Paul:</b>			St. Josef		13
Kleine Missionsnachrichten	44, 108,	145	Seeleneifer		98
<b>Aloysianum, Vohr a. M.:</b>			Maria Unbefleckte Empfängnis		147
Kleine Missionsnachrichten	76,	108	<b>IV. Religiöse Darstellungen.</b>		

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinstimmung jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.